











NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

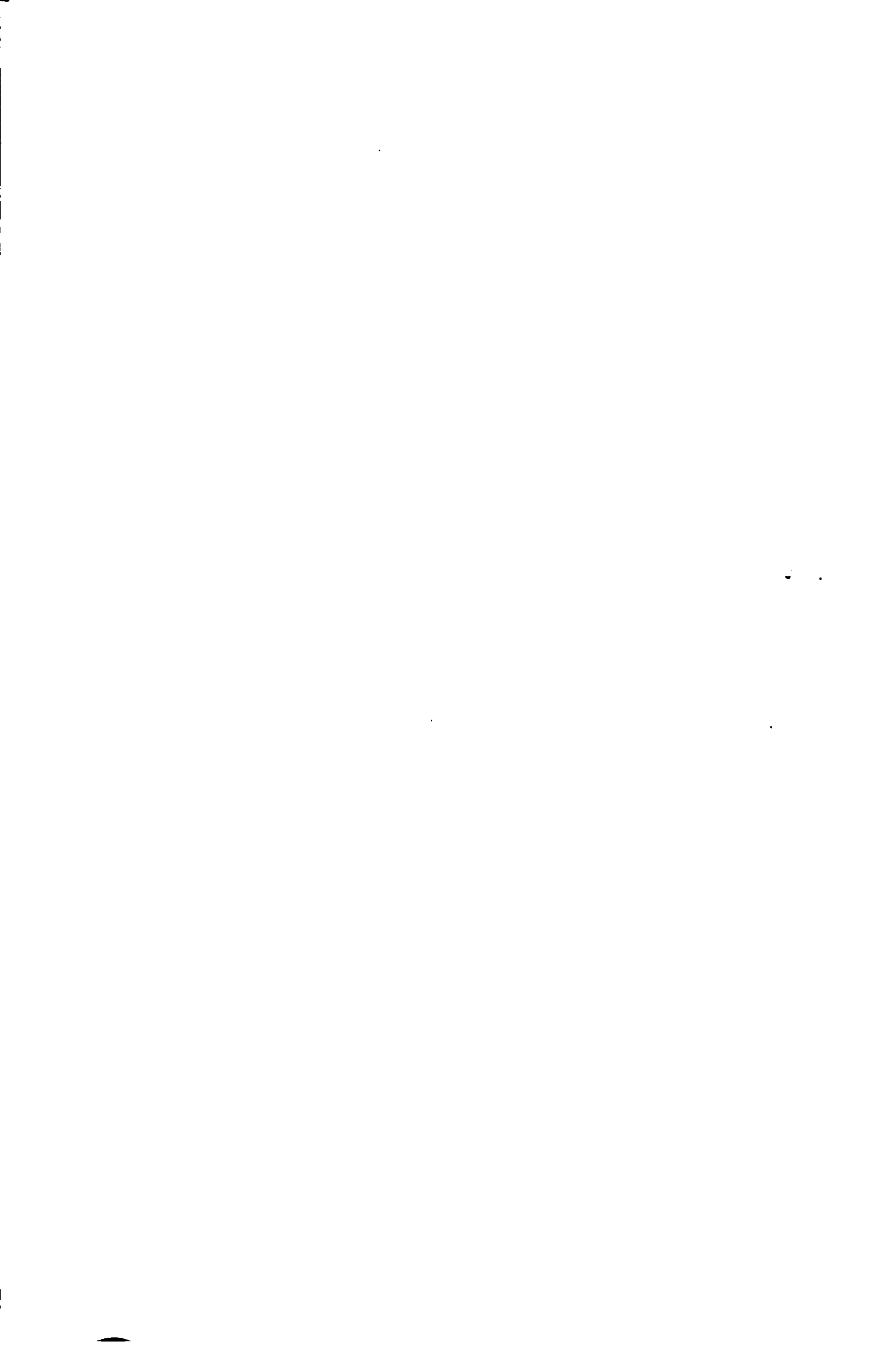
ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG IX

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1899

INHALT.



Englische soziale Zustände zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Paul Hensel.

Wer sich über die englischen sozialen Verhältnisse zur Zeit der Restauration der Stuarts orientieren will, muss zu einer sehr wenig erfreulichen Klasse von Schriftstellern greifen, zu den Lustspieldichtern der Restauration, Wycherley, Congreve, Farquhar, Vanbrugh, wie sie Leigh Hunt gesammelt hat. In ihren Stücken finden wir den ganzen Jubel, den ganzen Geist einer Zeit wieder, die lange in allzu enge moralische Zucht genommen, nun aber geneigt ist, mit den Lehrmeistern auch die Lehren zu vergessen, die entschlossen ist, sich des Lebens zu freuen und wenig danach frägt, durch welche Mittel dieser Zweck erreicht wird. Eine tolle und übermütige Stimmung tönt uns aus diesen Komödien entgegen; mit dem langen Aufenthalt in Frankreich hatten die Stuarts und ihre Umgebung ein gutes Stück der französischen freieren Anschauung des Lebens mit nach England gebracht, leider nicht immer auch die freie Grazie, welche französische Glücksritter selbst vom Schlage des Chevalier de Grammont nie verliess und sie davor bewahrte, ganz schlecht und gemein zu werden, wie es bei ihren englischen Nachahmern leider nur zu häufig der Fall war. Dass sich ein volles Mass des Hohnes über die unterlegenen Gegner, die Puritaner und Independenten ergoss, wird man nur erklärlich finden, aber es giebt schlechthin keine bürgerliche Lebensanschauung, kein sittliches Urteil, das nicht als Vorurteil oder Heuchelei dargestellt und lächerlich gemacht würde. Der ehrsame Bürger in der City, der Gutsherr, der in die Stadt kommt, werden von den eleganten und sittenlosen Herren aus der guten Gesellschaft und vom Hofe geprellt, in ihrer Hausehre gekränkt, dem öffentlichen Gelächter preisgegeben. Es muss indessen nicht geglaubt werden, dass die Mehrheit der Nation, oder auch nur der Stadt London auf der Seite

dieser witzigen Köpfe stand. Sicher fühlten Viele instinktiv, dass diese Art von Lebensanschauung für sie selbst, ihre Frauen und Kinder das Gegenteil dessen sei, was sie erstrebten, aber es war schwer gegen die Missbräuche der Bühne aufzutreten, ohne in den Ruf eines sauertöpfischen Rundkopfes zu kommen und als solcher vielleicht in höchst fragwürdiger Gestalt auf die Bühne geschleppt zu werden, ohne sie dadurch besser und sittlicher zu machen. Unmittelbar vor dem Anbruch des achtzehnten Jahrhunderts fand sich der Mann, der den Mut hatte, das zu sagen, was so viele fühlten, es war Jeremias Collier. Er brauchte nicht zu fürchten, als Rundkopf zu erscheinen. Als fanatischer Anhänger der vertriebenen Stuarts bekannt, ein Hochtory reinsten Wassers, tadellos in seinem Lebenswandel, strenge in seinen Prinzipien, voll abstruser Gelehrsamkeit, war er in mancher Hinsicht eine Person, die auf der Bühne sich gut gemacht haben würde, aber instinktiv fühlten seine Gegner, dass diesem Mann auf diese Weise nicht beizukommen sei. Ihre litterarische Polemik aber war in höchstem Grade unglücklich; sie lief im wesentlichen auf eine Bitte um Nachsicht, eine Beschönigung ihrer eigenen Arbeiten hinaus, die mit der Wahrheit in schwer zu vereinigendem Gegensatz steht. Dryden bekannte unumwunden, dass er geschlagen sei und Congreve war nicht der Mann, einem so furchtbaren Gegner zu antworten. Damit aber war die Zeit der Restaurationsschule vorbei, 1700 wird das beste Lustspiel Congreves „So geht es in der Welt“ aufgeführt und vom Publikum einfach abgelehnt.

Eine Wiederkehr der puritanischen Sittenstrenge war nicht zu befürchten. Es war und blieb ein weltliches Geschlecht, das viel mehr darauf sah, in der Welt fortzukommen als den Weg zum Heil zu suchen. Aber es waren inzwischen Männer aufgetreten, die nicht in den Traditionen der Restauration lebten, die in der nüchternen Luft, die mit Wilhelm von Oranien in das Land kam, atmen gelernt hatten. Ihnen war es nicht mehr Axiom, dass die Religion lediglich als Zielscheibe des Witzes zu gelten habe, dass das einzige Muster freier Lebensart die Gesellschaft von Whitehall sei, dass jede Sittlichkeit als ein Rest abergläubischer Vorurteile angesehen werden müsse. Sie waren gläubige Christen, aber standen durchaus in der Welt, ihr Witz richtete sich nicht gegen die Religion, sondern gegen ihre Verächter, nicht gegen den ruhigen arbeitsamen Bürger, sondern sehr viel mehr gegen die vornehmen Müssiggänger, die sich unglaublich erhaben über ihre bescheidenen Mitbürger fühlten; es war der gesunde Menschenverstand des Engländers, der sie lenkte und den Ton ihrer Schriften bestimmte und

sie fanden daher auch ein anderes Organ, um ihre Meinungen zu vertreten, als es die von vielen ihrer Mitbürger gemiedene Bühne war; an Stelle des Lustspiels tritt die Wochenschrift, als ihre Vertreter können wir Addison und Steele ansehen. Es würde zu weit führen, die Entwicklung des englischen Romans aus diesen Unternehmungen des Spectator, Tatler, Guardian, und wie sie heissen mögen, zu skizzieren. Genug, dass es eigentlich schon Romane sind, in sofern, als die einzelnen Nummern nicht planlos aneinander gereiht sind, sondern irgend welche Charakteristik eines Mannes oder einer Gesellschaft von Männern wird gezeichnet und die Fiktion gemacht, dass die einzelnen Blätter die Aeusserungen und Schicksale dieser Männer uns geben sollen. Ganz dasselbe also wie die Fiktion, die Dickens' Pickwick Papers zu Grunde lag und die er in Master Humphreys Clock wieder zu beleben versucht hat. Vielleicht gelingt es, mit Hülfe von Addison und Steele, und indem wir Hülfstruppen hinzuziehen, wie die spätern Romanschriftsteller, Sterne vor allem, aber auch Fielding, Smollet und Richardson uns ein Bild zu entwerfen, wie es in London vor ungefähr 180 Jahren aussah. Manche Scenen werden uns vertraut sein, wie die Bilder Hogarth's, und wir werden darin die Gewähr ihrer Richtigkeit haben. Unentbehrlich, aber mit Vorsicht zu behandeln sind die Schriften des grössten Satyrikers, der je gelebt hat, Swift; wir fühlen die groteske Uebertreibung seiner „Anweisung für Dienstboten“ und seiner „feinen Unterhaltung“, aber wir können häufig nicht mehr die nötige Korrektur anbringen, die uns den Kern der Wahrheit, die darin enthalten ist, enthüllen würde. Ohne Vorbehalt ist er nur in seinem intimen Briefwechsel mit Stella zu verwenden, er ist das wertvollste Ueberbleibsel aus dieser Zeit, aus ihm lernen wir nicht nur das Alltagleben dieser vergangenen Tage, die feinsten politischen Intriguen beider Parteien um die Gunst der Königin kennen, sondern, was fast noch wichtiger ist, wir gewinnen einen Einblick in die Seele des Giganten, der sie schrieb. Hier liegt sie offen da, die er sonst mit dem dreifachen Panzer der Satire, der Menschenverachtung und der Selbstverachtung zu umhüllen liebte.

Was uns zunächst in diesem Alltagsleben auffällt, ist die Abwesenheit des Hauptelements unseres Lebens, der Arbeit. Es ist nicht mehr so schlimm wie in der etwas früheren Zeit, die uns das Tagebuch von Pepys schildert, der doch einer der fleissigsten und tüchtigsten Beamten der Admiralität war. Wenn wir sehen, wie Tag für Tag, mitunter Wochen hindurch, Kopfschmerzen als Erinnerung an den vorigen Abend des Morgens sich einstellen, durch ein kopiöses Frühstück vertrieben

werden, dann der Weg auf das Büreau kommt, wo sich alsbald ein Freund einfindet, mit ihm nach Hause, mehrere neue Lieder auf der Flöte eingeübt, Mittags im Gasthaus, Nachmittags zwei oder drei Flaschen, dann Besuche, Abends vielleicht das Theater mit darauf folgendem Abendessen und reichlichen Libationen und dann nach Hause und sogleich zu Bett, um nicht bei der häuslichen Abendandacht den Dientstboten zu verraten, dass ihr Herr seiner Stimme nicht mehr ganz mächtig ist. — Wenn dies Tag für Tag so weiter geht, so fragen wir uns mit Erstaunen, wer denn eigentlich damals auf dem Bureau arbeitete, wie mindestens die dringenden Sachen erledigt wurden. Gearbeitet wurde ja: Addison fand neben seinen eigenen klassischen Studien, neben seiner amtlichen Thätigkeit die Zeit, Tag für Tag seinen Spectator zu schreiben, der in seiner einfachen Gefälligkeit, seinem feinen Witz, seiner urbanen niemals rohen Satire das Entzücken der ganzen Stadt bildete. Die Arbeitslast, die Swift in den Jahren seines Londoner Aufenthalts bewältigte, ist wahrhaft erstaunlich, und doch, nehmen wir sein Journal an Stella, so wissen wir kaum, in welche Lücke zwischen zwei Besuchen wir die dafür nötige Arbeitszeit unterbringen sollen. Von Steele will ich gar nicht reden; das Leben mit seinen alten Regimentskameraden, seine Besuche in der Oper, der Komödie, ja mitunter der Arena des Hahnenkampfes und nachfolgender Gelage brachten ihn häufig in die Lage, seinen immer bereiten Freund Addison um einen Tatler zu bitten, den zu schreiben er sich augenblicklich unfähig fühlte. Und immer war Addison bereit und Dick Steele lohnte ihn mit treuer Anhänglichkeit und Bewunderung für seinen Freund, den „grossen Dichter und Gelehrten". Was uns, die wir heute genugsam über die verheerenden Wirkungen des Alkohols unterrichtet sind, noch mehr erstaunen muss, ist die Thatsache, dass diese feinen Essays, diese scharfen politischen Kampfschriften, ja die Quartos schwerer theologischer Polemik notwendigerweise unter dem Einfluss des Alkohols geschrieben worden sind. Alle Welt trank damals und zwar mit Vorliebe schwere Weine. Der Burgunder wurde dem leichten Rotwein vorgezogen. Dem Burgunder erstanden bereits in Portwein und Xeres gefährliche Konkurrenten. Die Bestimmung, dass Kriegsgerichte nur am Vormittag sitzen dürften, war durchaus weise, aber nach dem, was wir von den Vormittagen der damaligen Zeit wissen, vielleicht noch etwas zu sanguinisch. Auch thut man wohl, diese Gewohnheit nicht nur auf die Männer zu beschränken. Ganz abgesehen davon, dass beim Mittagessen die Damen den schweren Weinen sich durchaus nicht entzogen, so verlief auch der übrige Tag

nicht ohne die Anwendung unterschiedlicher feiner Liköre. Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass gerade um diese Zeit der Thee anfängt, wenigstens in den oberen Kreisen der Gesellschaft gebräuchliches Getränk zu werden, aber man hat durchaus fälschlich den Schluss gezogen, dass damit sogleich eine Abnahme an andern Getränken gegeben ist. Mistress Millamont behält sich für ihre zukünftige Ehe „die alleinige Herrschaft über ihren Theetisch" vor, ihr Liebhaber willigte ein, aber mit dem Vorbehalt, „dass keine fremden Hülfstruppen zugezogen werden, wie Orangen, Anis, Cordemom, Citronen und sonstige Liköre mit Rataffia und dem nicht genug zu lobenden Rotwein". Als Hauptgetränk aber tritt uns das Bier entgegen. Wenn wir für eine Familie, deren Ausgabebuch wir besitzen, sämtliche weibliche Personen mit einbegriffen, vier Liter den Tag an Dünnbier herausrechnen können, wenn wir berücksichtigen, dass Kaffee und Thee zum Frühstück unbekannt waren, und dass ihre Stelle gleichfalls von Dünnbier eingenommen wurde, so sehen wir, dass in allen Klassen des englischen Volkes das Bier als Lebensnotwendigkeit galt. Und neben dem Dünnbier wurden die stärkern Sorten, starkes Bier und Porter nicht vernachlässigt. Die Steuer auf Malz war eine Haupteinnahmequelle des Staates, und die damalige Philantropie freute sich der Liebe des Volkes zum Nationalgetränk als des sichersten Mittels den Branntweingenuss einzuschränken. In Hogarth's „Biergasse" und „Branntweingasse" ist dieser Kontrast aufs stärkste betont. In der Biergasse schäumende Krüge mit mächtigen Stücken Rindfleisches, Arbeiter, deren Muskeln von dieser gesunden Nahrung Zeugnis ablegen, gut gehaltene Häuser, das einzige verfallene gehört einem Pfandleiher. In der Branntweingasse elende halbidiote Gestalten, nur der Pfandleiher hat ein blühendes Geschäft. Es ist essentiell eine Gesellschaft von Männern, in der wir uns bewegen. Ihre Zusammenkünfte finden an öffentlichen Orten statt, die den Frauen verschlossen waren. Die königliche Börse, Cheapside, die engen Strassen der City ertönten nicht nur von dem Geschrei unzähliger Verkäufer, dem eiligen Schritt der Kommis und dem würdigern ihrer Brodherrn, sondern dort trafen alle die zusammen, die die letzte Post aus Flandern mit dem neuesten Siege Marlbourough's oder das Eintreffen der langerwarteten indischen Flotte möglichst früh erfahren wollten, und wer wollte das damals nicht? Die Zeitungen, die heute an jedem Morgen auf jede beliebige Frage Antwort geben, waren zwar schon vorhanden, aber äusserst ärmlich und unzuverlässig im Inhalt, dabei an beständigem Stoffmangel leidend. Kam es doch so weit, dass in einer etwas früheren Zeit ein Redakteur den

leerbleibenden Raum durch allmählichen Abdruck der Bibel füllen musste. Für London wurde diese Lücke, wie Macaulay richtig bemerkt, durch die Kaffeehäuser zum grossen Teil ausgefüllt. Jeder Gentleman hatte damals sein bestimmtes Kaffeehaus, wo er Besuche annahm, seine Briefe vorfand, zu bestimmten Stunden zu treffen war. Diese Habitues hatten ihre bestimmten Plätze — wehe dem, der sich auf den Stuhl Dryden's gesetzt hätte. Will's Kaffeehaus, wo dieser Stuhl stand, war lange das hervorragendste litterarische Kaffeehaus in London. Wenn Swift in sein Kaffeehaus kam, so dominierte er das Gespräch. Alles lauschte ihm, und er erwartete es nicht anders. Er konnte es um so mehr, als er sicher war, nur Gesinnungsgenossen anzutreffen. Denn es gab toryistische und whigistische Kaffeehäuser, solche für Katholiken, Juden und Dissenters. Fremde Ankömmlinge, die nicht eingeführt waren, wurden systematisch angestarrt, gestossen, bedrängt, bis sie die gewohnte Gesellschaft ihren gewohnten Gesprächen überliessen. Es ist dies der Uebergang des Kaffeehauses zum Klub. Hier war ein noch engererer Zusammenschluss möglich, und so finden wir, dass es die Klubs gewesen sind, die allmählich an die Stelle der Kaffeehäuser treten. Wir müssen hierbei nicht an die Paläste denken, aus denen jetzt fast ganz Pall Mall besteht, sondern meistens kamen die Mitglieder der Klubs an einem bestimmten Tage in einem bestimmten Gasthofe zu einem Mittagessen zusammen, und strenge Klubgesetze sorgten für regelmässiges Kommen. Swift schloss ein angesehenes Mitglied seiner Gesellschaft ohne Gnade aus, weil es zweimal ohne Entschuldigung gefehlt hatte. Nach dem Essen erschien dann die unvermeidliche Punschbowle, die langen Tonpfeifen wurden gebracht. Denn wie alle Welt trank, so rauchte und schnupfte alle Welt. Es liesse sich aus dieser Geschichte des Tabaks in England ein merkwürdiges Kapitel machen. In dieser Zeit ist es selbstverständlich, dass geraucht wird, später, es hängt dies mit dem zunehmenden weiblichen Einfluss auf die Geselligkeit zusammen, verfällt das Rauchen in gesellschaftliche Acht und Aberacht, im Hause darf überhaupt nicht mehr geraucht werden, der Junggeselle, wenn er heiratet, verschenkt seine Cigarrenkisten an seine Freunde. Allmählich kommt — wahrscheinlich unter deutschem Einfluss — das Rauchen wieder auf, und heute hat der Tabak seine frühere Stellung wieder erobert. Es kann nicht gesagt werden, dass bei dem geselligen Verkehr beider Geschlechter wesentlich günstige Resultate zu konstatieren sind. Eher das Gegenteil ist der Fall. Wenn wir den Berichten, die der Stutzer Will Honeycomb aus dem Spectatorklub über seine gesellschaftlichen Erfahrungen giebt, trauen können,

so waren die damaligen Frauen weit davon entfernt, die gesellschaftliche Stellung einzunehmen, belebend und anregend nach allen Seiten auf sie einzuwirken, wie dies heute ihr schönes Amt ist. Addison giebt den Katalog der Bücher, die er bei einer hochgebildeten Dame findet, und wir sind erstaunt, darin philosophische Werke und theologische Controversen zu finden. Aber Addison selber ist es nicht minder, und beeilt sich, hinzuzufügen, dass die grössere Anzahl dieser Werke wohl nur angeschafft sei, weil die Dame sie loben gehört habe, und dass man kaum annehmen könne, dass sie nach der Anschaffung auch gelesen worden seien. Was gelesen wird, sind Theaterstücke, Romane (wohl meistenteils höchst romantischen Inhalts, etwas später natürlich der allgemein verehrte Richardson), mitunter wohl auch ein theologisches Erbauungsbuch und eben die moralischen Wochenschriften. Damit dürfte die Liste wohl ziemlich erschöpft sein, und ob eine Kritik, wie sie Addison an einer ganzen Reihe von Nummern des Spectator Milton widmete, nicht sehr erheblich das Niveau seiner Leserinnen unter sich liess und ihnen bittere Enttäuschung verursacht, möchte aus einer halb apologetischen Bemerkung des Spectator fast geschlossen werden können. Allerdings musste jede feine Dame darauf gefasst sein, am Vormittag (man fing in feineren Kreisen damals schon an, um drei Uhr zu Mittag zu essen), Besuche nicht nur von Freundinnen, sondern auch von der eleganten Männerwelt, den Stutzern und Schöngeistern der Stadt zu empfangen. Aber die dabei geführten Unterhaltungen, sofern sie nicht den allezeit beliebten Klatsch betrafen, bewegten sich überwiegend auf dem Gebiete der Galanterie und der witzigen Rede und Gegenrede, irgend welche gründlichen Unterhaltungen über ernstere Gegenstände waren nicht nur ungewöhnlich, sondern wurden direkt als pedantisch verpönt. Am Abend aber gab das Spiel die Form des geselligen Verkehrs. Es ist von sehr komischer Wirkung, wenn bei Swift die Gesellschaft, die vorher sich an inhaltslosem Wortgefecht ergötzt hat, plötzlich stumm wird, so wie sie sich an die Kartentische setzt, und die lakonische Bemerkung „sie spielen Quadrille bis drei Uhr morgens“ den genussreichen Abend beschliesst.

Es ist selbstverständlich, dass dies nicht ein Bild der Frauen und der Geselligkeit überhaupt ist, sondern nur des Teils derselben, der am meisten in den uns vorliegenden Berichten erscheint, wir brauchen nur die schöne Nummer des Tatler zu lesen, in der Steele seinen Besuch bei einem Jugendfreund schildert, um uns zu überzeugen, dass es auch damals treue tiefe Neigung, ein inniges Zusammenleben der Ehegatten,

gemeinsame Freuden und gemeinsam ertragenes Leid gab, die damals wie heute, die Herzen unauflöslich zusammenketteten.

Diese bürgerliche Welt Londons tritt uns doch auch mitunter entgegen. Addison ist stolz auf seine Mitbürger, die die Bank von England gegründet, deren Unterschrift auf einem Stück wertlosen Papiers diesem goldenen Wert in allen Kontoren der Welt gab; und wenn sein schalkhafter Humor uns in dem Journal des vom Geschäft zurückgetretenen Kaufmanns ein wahres Meisterwerk in der Schilderung eines geistesarmen Spiessbürgers geliefert hat, so wusste er immer, wem sein geliebtes London seine Grösse und Blüte verdankte. Diese Männer ehrlicher Arbeit, die das von Feuer und Pest halbverödete London wie ein Phönix aus der Asche hatten erstehen lassen, die als die Kerntruppen seiner geliebten Whigpartei dastanden, die wieder und immer wieder trotz schwerer Schädigung ihres Handels durch französische Freibeuter mit Herz und Börse ihrem König Wilhelm und dem grossen Herzog von Marlborough zur Seite standen, sie bildeten die feste Stütze der protestantischen Erbfolge, der Freiheiten Englands.

Diesen eigentümlichen Charakter verdankte die City vielleicht am meisten der starken Beimischung des englischen Disentertums, die sie in ihren Mauern zeigte. Nicht mehr stark genug die Regierung des Landes an sich zu reissen, war dieses Element durchaus in der Lage, einen bestimmenden Einfluss auf die politische Haltung der Stadt auszuüben. In den Gilden und den grossen Kompanieen in der Stadtverwaltung war dies Element stark vertreten und mancher Sektirer, dem der Eintritt zum Parlament verschlossen war, übte von seinem Komptoir aus einen minder merklichen aber nicht weniger weitreichenden Einfluss auf die Regierung aus, als es die Stimmen von zehn Unterhausmitgliedern zu thun vermocht hätten. Diese protestantischen Gemeinden in der City vermochten es aber auch, für Geistliche ihrer Konfession zu sorgen, die durchaus bewandert in den Grundsätzen ihrer Sekte, gute Redner und tüchtige Gelehrte, durchaus geeignet waren, dem anglikanischen Geistlichen der City eine gefährliche Konkurrenz zu machen und dies hatte wieder zur Folge, dass die guten Pfründen der City mit den tüchtigsten Geistlichen der anglikanischen Kirche besetzt wurden. Wen nicht ein besonderer Hang zum gelehrten Leben in Oxford und Cambridge zurückhielt, suchte nach London zu kommen, und dort fanden sich die besten Kanzelredner, die hervorragendsten Theologen, über die die anglikanische Kirche verfügte. Die Kirchen der City, die heut so vergessen und verödet sind, deren Gemeinden heut etliche Portiers der umliegenden Warenhäuser

bilden, füllten sich an jedem Sonntag mit der elegantesten Gesellschaft, den behäbigsten Bürgern, und eifrig wurden die Predigten der Geistlichen miteinander verglichen, gegeneinander abgewogen. Und wenn es auch mitunter vorkam, dass der intolerante Eifer eines Geistlichen der Hochkirche sich Angriffe auf die Glaubenssätze der Besucher der benachbarten Kapelle nicht versagen konnte, oder dass ein puritanischer Pediger sich genötigt sah, gegen die päpstlichen Abominationen in den Gebräuchen der anglikanischen Kirche zu donnern, so war dies doch die Ausnahme. In der Regel fanden sich die verschiedenen Konfessionen in einem Geist der Duldsamkeit zusammen, der weit von den wilden theologisch-politischen Kämpfen des vorigen Jahrhunderts sich unterschied. Der Geist des Protestantismus war bei beiden lebendig, die Weite des Blicks, die in der grossen Handelsstadt natürlich war, hinderte sie, auf die kleineren Unterscheidungslehren allzu grosses Gewicht zu legen und vor allem waren es die Ereignisse in den Niederlanden, wo der Krieg gegen Ludwig XIV zugleich als Krieg gegen den Katholizismus und die Stuarts erscheinen konnte, der die Augen immer wieder auf den gemeinsamen Feind lenkte, der Kirche wie Sekte in gleicher Weise bedrohte. Der Seehandel ist überhaupt das bestimmende Element für den londoner Bürger. Die übrigen Städte, mit Ausnahme vielleicht von Bristol, waren Mittelpunkte des sie umgebenden Landes, der Londoner richtet seine Blicke auf das Meer, dorther kamen seine Reichtümer, dorthin gingen die jungen Leute aus den Kontoren. Schon die Existenz der Stadt selber war auf das Wasser angewiesen. Bei den damaligen Transportverhältnissen konnte eine so grosse Stadt gar nicht ohne Zufuhr zu Wasser bestehen, da auf dem Landweg die Kosten des Transports sehr bald den Wert der Waare und den Preis des Getreides ins Unerschwingliche gesteigert haben würden. Wir können London als eine Insel in der grösseren Insel England betrachten. Es wird häufig erzählt, dass es in London Menschen gab, die in den Häusern, welche damals Londonbridge verengten, geboren wurden, ein langes Leben lebten und starben, ohne jemals die Brücke verlassen zu haben. Ich weiss nicht, ob diese Angabe auf Wahrheit beruht, es scheint mir aber, dass viele Londoner der damaligen Zeit nie über London herausgekommen sind. Es gab eingefleischte Londoner, Cockneys, denen alles das, was uns den Aufenthalt in dem damaligen London unerträglich machen würde, die engen Strassen mit ihrem betäubenden Lärm, das Knarren der unzähligen Hauszeichen, die verdorbene Luft, die aus dem Unrat auf den Strassen, dem Qualm der Schornsteine, den verschiedenen Gewerben, sich bald wieder ersetzte,

wenn ein Sturm sie wieder einmal reingefegt hatte, nicht missen mochten. Alles dies bildete das Lebenselement des richtigen Cockneys, ohne das für ihn ein Glück nicht möglich war. Mit verschwindenden Ausnahmen blieben auch die reichen Bürger in der Stadt, ohne daran zu denken, eine geräumigere Wohnung in reinerer Luft aufzusuchen. Auf den ersten Blick erscheint es als ein Widerspruch dagegen, dass gerade um diese Zeit Eilkutschen eingeführt wurden, die Wirtshäuser an den Poststrassen, von Altersher durch gute Unterkunft und Behaglichkeit sich vor denen des Kontinents auszeichneten, dass die Postanstalten durch Güte und Anzahl der Pferde berühmt waren. Man muss aber berücksichtigen, dass wenn London nicht des Landes bedurfte, viele Landbewohner zu bestimmten Zeiten nach London reisen mussten. Wer Hofgunst brauchte, wer bei den höchsten Gerichtshöfen einen Prozess hatte, wer Mitglied des Ober- oder Unterhauses war, wer seinem Vergnügen leben wollte, wer neue Waaren einkaufen wollte, musste sich zur Reise nach London entschliessen und wählte dazu die Zeit, wo die Wege trocken waren und weniger Gefahr von grundlosen Strassen, umgeworfenen Wagen und schneidender Kälte zu befürchten war. Es ist ein merkwürdiges Beispiel für die Stabilität englischer sozialer Einrichtungen, dass bis auf den heutigen Tag die Londoner Saison in der Zeit stattfindet, in der man es heute vorziehen würde, auf dem Lande zu sein, in der man aber in früheren Zeiten am leichtesten die Stadt erreichen konnte. Ein Uebelstand freilich war in jeder Jahreszeit mit dem Reisen verknüpft. Die Gefahr, durch Räuber angehalten und seiner Barschaft beraubt zu werden, drohte nicht nur dem einzelnen Reisenden, sondern auch ganze Karavanen wurden häufig durch organisierte Reitertrupps angehalten und geplündert, und die Figur des Strassenräubers, die wir aus „the Beggar's Opera“ von Gay kennen, war lange durchaus populär und nicht ohne ein gewisses romantisches Interesse.

Kam aber der Provinziale nach London, so fühlte er sich in eine andere Welt versetzt und wurde von den Eingeborenen behandelt, wie ein Ankömmling aus einer anderen und niedrigeren Welt. Seine umständliche Höflichkeit, sein übertriebenes Selbstgefühl, die Naivität seiner Ansichten, die Neigung, sich beleidigt zu fühlen, alles das musste zu dauernden Attentaten auf diese schwachen Seiten unwiderstehlich reizen. Es ist interessant, dass Addison in seiner früheren Zeit, wo er an Steele's Tatler mitarbeitete, dieser Versuchung nicht widerstehen konnte. Der Besuch von Sir Harry Quickset im 86sten Tatler zeigt uns lediglich diese lächerlichen Seiten des Landbewohners. Und doch ist dieser Tatler

der Keim, aus dem sich später die unvergängliche Gestalt Sir Roger de Coverley's entwickeln sollte. Es ist merkwürdig, wie auch in dieser Gestalt jeder einzelne dieser kleinen lächerlichen Züge wiederkehrt, und doch, eine wieviel tiefere Einsicht in das Seelenleben des guten Edelmanns versöhnt uns mit allen diesen kleinen Wunderlichkeiten, ja macht sie uns selber liebenswert! Eine herzliche Achtung vor der einfachen Herzensgüte des Mannes erfüllt uns, und sein Wert als Mensch hebt ihn hoch über die eleganten Londoner, die über seine unschuldigen und etwas pompösen Bemerkungen in Westminster Hall und im Theater lächeln. Aber um ihn vollständig zu verstehen, müssen wir den Spectator bei seinem Besuch auf das Landgut Sir Roger's begleiten. Dort fühlt er sich nicht als Fremder, sondern als Herr auf eignem Boden, geliebt von seinen Dienern, verehrt von der ganzen Nachbarschaft, als Orakel angestaunt von seinen Pächtern, ein Friedensrichter im schönsten Sinn des Wortes, denn auf Frieden, auf Wohlwollen unter den Menschen ist sein ganzes Wirken gestellt. Der Mann, der in London abends nicht ins Theater gehen mag aus Furcht vor wilden Nachtschwärmern, den Mohawks, fühlt sich in seiner ländlichen Umgebung frei und sicher, Wohlthaten spendend und Liebe empfangend.

Aber so schön diese Schilderung ist, sie hat etwas Unwirkliches an sich. Unser gegen alles Idealisieren argwöhnisch gewordener Geist glaubt zu erkennen, dass hier nicht der wirkliche englische Landedelmann, sondern ein Ideal geschildert wird, das unendlich anziehend ist, sich aber zur Schilderung der wirklichen Verhältnisse nicht benutzen lässt. Ich glaube es fällt gerade in diese Zeit, dass die Beziehungen von Stadt zu Land noch an einem andern wichtigen Punkt unterbrochen worden. Es war ja auch schon früher so, dass bei dem englischen Erstgeburtsrecht die jüngern Söhne des Landadels für ihr Fortkommen ausserhalb des väterlichen Gutes zu sorgen hatten. Die Kirche mit ihrer Menge reicher Pfründen hatte seit der Reformation aufgehört, ein solcher Zufluchtsort zu sein, erst in neuester Zeit ist sie es wieder geworden. Das Heer war gänzlich unerheblich, nur in der Leibgarde waren auch die Gemeinen gentlemen. So ist nach der Reformation ein dauernder Zufluss jüngerer Söhne in die Kontore der City zu bemerken, ungefähr aber um die Zeit, die wir behandeln, hört auch diese Verbindung zwischen Stadt und Land auf. An Stelle des minimalen stehenden Heeres, das früher in England unterhalten wurde, forderten die Kriege in Holland grosse Truppenmengen, und die kriegerische Laufbahn war es vor allem, zu der sich diese Elemente der gentry gedrängt fühlten. Der Offizier-

stand des Landheeres und später der Marine absorbierte die Menge der jüngeren Söhne, die kaufmännische Laufbahn wurde immer mehr als nicht gentlemenlike betrachtet. So reichlich also die Quellen für die Schilderung des Londoner Lebens flossen, so unergiebig werden sie, wenn wir nun das übrige England betrachten. Wir können hier meistens nur aus Symptomen Rückschlüsse auf Zustände machen, diese aber haben durchaus die Tendenz, uns ein sehr abweichendes Bild von dem, was uns London bot, zu geben.

Am besten unterrichtet sind wir für die einflussreichste Klasse, die Geistlichkeit. Swift giebt uns manche wertvollen Aufschlüsse aus eigenster bitterer Erfahrung. Denn wie die Laufbahn der meisten englischen Landgeistlichen begann, als Kaplan oder Annanuensis eines vornehmen Herrn auf dem Lande, so war auch sein Anfang gewesen. Die Jahre, die er in Moore-Park bei Sir William Temple zubrachte, haben in ihm, dessen Geist empfindlicher, dessen Seele höherstrebend war, als die seiner Schicksalsgenossen es zu sein pflegten, einen unerschöpflichen Vorrat von Menschenhass und Menschenverachtung gezeitigt, von jener saeva indignatio, die er auf seinem Grabstein als Grundzug seines Wesens bezeichnet hat. Und doch, so reich dies Leben an kleinlichen Kränkungen war, es wäre hunderten seiner Leidensgenossen als Ideal erschienen! Hatte er doch eine reichliche Bibliothek zur Verfügung, war doch seine Beschäftigung überwiegend eine litterarische, brauchte er doch nur unter gelegentlichen galligen Verstimmungen des Herrn selber zu leiden. Aber wem das Loos zugefallen war, der Kaplan eines fuchsjagenden Landedelmanns zu werden, musste durch eine Schule gehn, die geeignet war, jeden Funken von Selbstachtung zu ersticken. Die Zielscheibe der rohen Scherze seines Patrons und seiner Jagdgenossen, beim Mittagessen genötigt, sobald der Pudding erschien, aufzustehen und hinter seinem Stuhle zu warten, bis er das Tischgebet zu sprechen hatte, von den Dienstboten gehasst, wegen seiner Stellung, und schlechter behandelt als nicht einer von ihnen, und dieses Jahre hindurch zu ertragen aus Furcht, die notwendige Protektion seines Herrn zu verlieren, die zur Erlangung einer Pfarrstelle unumgänglich war, das war das Los dieser Unglücklichen. Und gerade diese Erlösung musste häufig mit dem schlimmsten Opfer erkauft werden. Es ist nicht nur aus Swift allein, wo er der Kammerzofe, die keine Hoffnung mehr darauf haben kann, die Ehefrau des Kellermeisters zu werden, den Rat giebt, sich des Kaplans zu versichern, dass wir ahnen, an welche Bedingungen die Uebertragung eines Pfarramts durch den Patron häufig geknüpft wurde. Es giebt traurige

Zeugnisse genug, die uns zeigen, dass dies, wenn auch nicht die Regel, so doch ein häufiges Vorkommnis war. Und dann die schlechte Besoldung, die Unmöglichkeit sich Bücher zu verschaffen, für die heranwachsende Familie zu sorgen. Da gab es nur eins, was diese Männer aufrecht erhielt, das Bewusstsein ihres Amtes, ihrer Würde, der Hass gegen Andersgläubige, die Starrheit ihrer politischen Ueberzeugungen. Ein Mann wie Yorik in Sterne's Tristram Shandy ist eine Ausnahme, und er fühlt es selber. Die eigentlichen Repräsentanten seines Standes treten uns in der berühmten Pfarrkonferenz entgegen. Und diese Männer, so dürftig ihre Bildung war, waren doch das Orakel ihrer Gemeinde. Dies erklärt uns den Aufschrei der Wut, der durch das ganze Land ging, als die Minister unklug genug waren, gegen die törichte Predigt J. Sacheverell's einzuschreiten. Für sie war es ein intoleranter und unkluger Geistlicher; den Tausenden seiner Amtsbrüder auf dem Lande hatte er aus der Seele gesprochen. Daher finden wir als Grundzug der Landgeistlichkeit genau das Gegenteil der geistigen Strömungen in London. War man hier der theologischen Streitigkeiten satt, suchte man immer wieder die Pforten der Kirche so weit zu öffnen, dass sie allen protestantischen Bekenntnissen den Eingang gewähren konnten, war es hier der dringendste Wunsch, die drückenden Gesetze gegen die Dissenters aufzuheben oder doch zu mildern, so ging bei einem jeden derartigen Versuch der Ruf „die Kirche ist in Gefahr“ wie Sturmglocken durch das Land. Und diese fanatisch entschlossene Schaar der ländlichen Geistlichkeit kämpft den Kampf für ihre Kirche selbst gegen ihre eigenen kirchlichen Obern fort. Unter Wilhelm von Oranien und in der ersten Zeit der Königin Anna waren die Bischofssitze überwiegend mit den gelehrten und milddenkenden Männern des Londoner Klerus besetzt worden. Noch als die Whigs am Ruder waren, vermochten sie nicht, diesen ihren Anschauungen zum Siege zu verhelfen, und als dann der plötzliche Umschwung kam, Lady Marlbourough gestürzt wurde und ihren Gemahl und die Whiggistische Partei im Sturze mit sich riss, als an ihre Stelle Lady Masham trat und in ihrem Gefolge die Lords Oxford und Bolingbroke, da mochte die Bank der Bischöfe einsehen, dass ihre Zeit verloren war, dass die Aussicht auf eine Vereinigung aller Protestanten innerhalb der anglikanischen Kirche für lange unmöglich geworden war. Sie ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ebenso wie der Spectator und Tatler vor allem auf London berechnet war, richtete Swift seinen Examiner an die untere Geistlichkeit und die Landedelleute. Und wenn er den Zwiespalt zwischen höherer und niederer

Geistlichkeit bedauerte, sich mit dem Gedanken tröstete, dass die Zeit und die Sterblichkeit diesen bedauerlichen Zwiespalt zwischen den Hütern der Kirche und ihrem Klerus schlichten würde, so wusste Freund und Feind, wie das aufzunehmen sei. So finden wir denn überall auf dem Lande den stärksten feindseligen Gegensatz der verschiedenen Konfessionen. Die Katholiken in Lancastershire waren bereit, für die Stuarts die Waffen zu ergreifen, und ihren protestantischen Nachbarn die lange von ihnen erduldete Unterdrückung mit Zinsen heimzuzahlen. Die Presbyterianer Schottlands hassten ihre Nachbarn jenseits des Border mit nicht geringerer Glut wie einst im Mittelalter, denn zu dem nationalen Gegensatz war der der Religion dazu gekommen und noch leidenschaftlicher wurde dieser Hass von ihren englischen Nachbarn erwidert.

Und so wie die Geistlichkeit empfanden auch zum grossen Teil die Landedelleute. Als einen guten Typus dürfen wir Squire Western aus Fielding's Tom Jones betrachten, mit seinem naiven Ausfruf: Gute Nachricht, der König ist gelandet mit 30000 Mann französischer Truppen! England für immer! Selbst bei diesen Männern, die sich mit Stolz als Engländer fühlten, an der physischen und militärischen Ueberlegenheit der Engländer gegenüber den Fremden keinen Zweifel hegten, war der Gedanke, die Stuarts mit Hülfe fremder Truppen zurückkehren zu sehen, England in die alte Abhängigkeit von Frankreich geraten zu lassen, ein Ziel aufs Innigste zu wünschen.

Es ist wahr, solchen Extremen stand in den kleineren Städten und auf dem Lande eine stark whiggistische Partei gegenüber. Aber wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diese ländlichen Whigs prinzipiell von den hauptstädtischen unterscheiden. Es waren die Bürger der kleineren Städte, die ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Lande zu behaupten suchten, es waren die grossen alten whiggistischen Familien des höhern und höchsten Adels, die ihren Einfluss für ihre Partei einsetzten, es war endlich der noch immer erhebliche Stand der Freibauern, die ihre Interessen dem Landadel gegenüber zu verfechten entschlossen waren. Wie sehr, namentlich auf die letztere Klasse die Whigs sich zu stützen gewohnt waren, beweist der Titel und die erste Nummer des Freeholder.

Wenn es aber auch das lebhafte Gefühl für die bürgerlichen Freiheiten Englands und die ebenso lebhafte Ueberzeugung der Notwendigkeit einer protestantischen Thronfolge waren, welche die Partei der Whigs selbst gegen die Gunst des Hofes zusammenhielt, und ihren Gegnern

dauernd furchtbar blieb, so würden wir doch sehr irren, wenn wir glaubten, dass diese so bunt zusammengesetzte Partei von demselben Geist der Duldung und Toleranz, der weltmännischen Stellung gegenüber den religiösen Streitigkeiten erfüllt glaubten, wie ihn das geistige Leben der Hauptstadt gezeigt hat. Mehr als einmal geschah es, dass whiggistische Minister, getäuscht durch die Beobachtung ihrer nächsten Londoner Umgebung, oder vielleicht unter dem Drängen derselben, Massregeln in diesen toleranten Geist beim Parlament einbrachten, die ihre eigenen Anhänger vom Lande aufs höchste verstimmten und ihren Gegnern willkommene Gelegenheit gaben, sie als Feinde der Kirche, als Republikaner, als Atheisten zu verschreien.

Wenn wir uns lediglich an die damalige englische Litteratur halten, so würden wir derartige Vorkommnisse nicht verstehen, wir würden nicht begreifen, dass Swift wirklich das Ohr des englischen Volkes hatte, während sein „älterer Bruder“ Addison sich fast nur an die Stadt wenden konnte.

Es ist fraglich, ob nach dem Tode der Königin Anna eine Rückführung der Stuarts möglich gewesen wäre; dass sie eine dauernde nicht hätte sein können, unterliegt keinem Zweifel. In allen staatlichen Umwälzungen, die England zu erleiden gehabt hat, ist der Sieg auf die Länge bei der Partei gewesen, auf deren Seite London stand. Wenn damals, um mit Thakerays Esmond zu reden, anstatt Argyle's Regiment die blaue Leibgarde die Königswache gehabt hätte, so hätte vielleicht ein Bürgerkrieg entstehen können, aber der Ausgang wäre nicht zweifelhaft gewesen. Es war verhängnisvoll für das englische Königtum, dass die fremden Hannoveraner, fremd an Sprache wie an Geist, die Stützen englischer Freiheit waren, aber es wäre unmöglich gewesen, dass ein Stuart gegen den Willen der City sich auf dem englischen Thron behauptet hätte. Swift kannte die Macht dieser Stadt nicht, als er das Scheitern der Toris auf die Uneinigkeit zwischen Oxford und Bolingbroke zurückführte, und sich in Verzweiflung nach Irland zurückzog, um dort wie „eine vergiftete Ratte in ihrem Loch“ zu sterben. Wenn auch die Torys einig geblieben wären, ein bleibender Erfolg war von vornherein unmöglich.

Dieser Widerstreit zwischen Stadt und Land ist von grösster Wichtigkeit und von grösstem Wert für die Entwicklung des englischen Lebens geworden. Während in Frankreich der Adel sich immer mehr und mehr gewöhnte, seine eigentliche Heimat am Hof von Versailles zu sehn, blieb der englische Adel zum grössten Teil seinen Landsitzen

treu, und Viele vermochten es, aus diesen Landsitzen allmählich Mittelpunkte auch geistiger Art zu schaffen. Während in Frankreich Paris während der Revolution es wagen durfte, die alten Provinzen, deren Hauptstädte als Mittelpunkte des Lokalpatriotismus eine selbständige Stellung behaupten konnten, zu zerschlagen und über dem Gewimmel winziger Departements als einziger Centralpunkt sich zu erheben, schuf sich England durch die Union mit Schottland einen zweiten geistigen Mittelpunkt, der bestimmend selbst auf London gewirkt hat. David Hume, Walter Scott, die Edinburgh Review sollten den englischen geistigen Richtungen durchaus ebenbürtig an die Seite treten. Während endlich die Sorbonne schon früh es vermocht hatte, die übrigen alt-ehrwürdigen Stätten gelehrter Bildung in Frankreich so zu überstrahlen, dass sie erst in unsern Tagen wieder angefangen haben, erhöhte Geltung in Anspruch nehmen zu können, waren Oxford und Cambridge nahe bei London, doch entfernt genug, um den wohlthätigen Einfluss Londons zu fühlen, aber sich nicht ihm willenlos unterordnen zu brauchen. Das was London in dieser von uns betrachteten Zeit gesät hat, sollte erst in späterer Zeit in ganz England in reichlichen Aehren aufgehen. Es ist die Schöpfung einer dem englischen Volk vorzüglich angepassten Litteraturgattung, der des Essays und des Romans. Bald lernten die Schriftsteller, sich an das ganze englische Volk zu wenden, ihm eine gesunde geistige Nahrung zu bieten, und bis zum heutigen Tag verfügt der englisch schreibende Schriftsteller über das grösste, verständnisvollste Publikum der Welt. Wenn er sich aber dessen freut, dann mag er die Männer, die uns hier beschäftigt haben, mit Dankbarkeit und Ehrfurcht als seine Ahnen nennen.

Aus neuerworbenen Korrespondenzen der Heidelberger Universitätsbibliothek.

Mitteilungen

von

Fritz Schöll.

I.

Ueber eine Umfrage des letzten Heidelberger Curators.

Mit dem laufenden Jahre sind es gerade 50 Jahre, dass die Universität Heidelberg kein eigentliches Curatorium oder — wie es offiziell auch oft genannt wurde — keine „Curatel" mehr besitzt.

Nach dem Abgang des Curators Fröhlich 1832 waren 12 Jahre lang die Geschäfte (geradeso wie nunmehr seit 50 Jahren) durch unmittelbare Verhandlungen und Verfügungen des Grossherzoglichen Ministeriums gegenüber Prorektor und Senat erledigt worden. Dann aber erfolgte am 9. Januar 1845 die Ernennung des Geh. Rathes Dahmen zum Curator, eines sehr verdienten und angesehenen Verwaltungsbeamten, der nun am Ende seiner eigentlichen Laufbahn noch veranlasst wurde, vier Jahre unter besonders schwierigen Umständen und mannigfachen Konflikten dieser undankbaren Aufgabe zu widmen.

Angriffe auf alle möglichen Universitätsverhältnisse und namentlich auf die Person des Curators, die in den vielbesprochenen 6 Artikeln der „Deutschen Zeitung" 1848 Nr. 316—336 erschienen (von Gervinus u. A.), endigten mit dem Rücktritt des gekränkten Mannes, und sie riefen — ausser Morstadts gepfefferter „Inquisition auf den Rattenkönig in Heidelberg" (Heidelberg 1849) — eine „Beleuchtung" durch den Curator „am Schlusse seiner Geschäftsführung" hervor (Heidelberg 1849), die ihrerseits eine halboffizielle „Beurteilung" seitens der Grossherzoglichen

Regierung fand (von Fröhlich, Karlsruhe 1849), worauf „Noch ein Wort“ des bisherigen Curators erfolgte (Heidelberg 1849).

Es liegt uns ferne, auf diese längst begrabenen Streitigkeiten einzugehen; die Erinnerung an sie wird nur gerechtfertigt durch den eigentümlichen Zufall, dass gerade im Beginne dieses „Jubiläumsjahres“ ein verzettelter Aktenfaszikel aus jenen vier Jahren zu Tage gekommen und zur Ergänzung unseres Universitätsarchives auf der hiesigen Bibliothek erworben worden ist.

Gleich nach dem ersten Halbjahr seiner Amtsführung (am 18. August 1845) erliess Dahmen an sämtliche Professoren und Privatdozenten die Aufforderung, ihm eine Angabe der Bücher oder Abhandlungen mitzuteilen, die sie bis dahin in Druck hätten erscheinen lassen. Es liegen nun 38 eigenhändige Beantwortungen [1]) dieser „weisen Aufforderung“ vor (wie sie der Germanist K. A. Hahn bezeichnete), während solche von etwa 25 weiteren Gliedern des damaligen Lehrkörpers fehlen (u. A. von Chelius, Gervinus, Häusser, Mittermayer, G. W. Muncke, Pfeuffer, Rosshirt, Rothe, Ullmann, Vangerow). Ob die Letzteren [2]) das Verlangen unerfüllt liessen oder ob sich ihre Antworten, wie so manches Aktenstück, verloren haben, wird sich wohl kaum sicher entscheiden lassen: bei manchen, aber keineswegs bei allen, läge es nicht fern, an eine absichtliche Nichtbeachtung zu denken. Denn das ganze Ansinnen mochte vielleicht mit ähnlichen Empfindungen aufgenommen werden, wie die gleichfalls ungewöhnliche Frage nach den Zuhörerzahlen, die einst im Jahre 1569 — auch im August — angestellt wurde, und die zum Teil so charakteristische Aeusserungen der damaligen Dozenten hervorrief. In unserem Falle haben bei weitem die meisten sich begnügt, ein trockenes Verzeichnis einzureichen, höchstens — nur in zehn Fällen — von nichtssagenden Höflichkeitsformen begleitet. Eine für den Mann und die Zeit bemerkenswerte Aeusserung fügte nur der vortreffliche Philolog Leonhard Spengel bei, der bald danach von Heidelberg nach

---

1) Von Bischoff, Blum, Brackenhöft, Bruch, Bronn, Delffs, Dittenberger, Frey, Friedländer, Gmelin, Hagen, Hahn, Henle, Höfle, Jolly, Kayser, Kortüm, C. C. und G. Leonhard, Lewald, Morstadt, A. Muncke, F. J. Nägele, Nebel, Nuhn, Oppenheim, Pickford, Platner, Posselt, Puchelt sen., Quitzmann, Rau, Reichlin-Meldegg, Röder, Ruth, Spengel, Umbreit, Weil.

2) Ausser den genannten fehlen Arneth, Deurer, Dierbach, Erb, Hanno, F. K. Nägele, Paulus, W. Posselt, B. Puchelt, E. Röth, Sachse, Sartorius, Schweins, Tiedemann, Willy (vergl. das „Verzeichnis der Universitätsprofessoren und Privatdozenten seit 1803“ in Hintzelmanns „Almanach der Universität Heidelberg für das Jubiläumsjahr 1886“, S. 82 ff.).

München entführt werden sollte. Obgleich seine litterarische Thätigkeit nach Umfang und noch mehr nach Wert schon damals keineswegs gering war, schrieb er zu seinem zwei Folioseiten umfassenden Verzeichnis doch folgenden Brief:

Der gehors. Unterzeichnete beehrt sich hiermit dem vom hohen Curatorium an ihn ergangenen Auftrage, ein Verzeichniss der von ihm gelieferten Schriften einzureichen, Folge zu leisten. Wenn es von jeher dessen Ueberzeugung gewesen ist, dass die Thätigkeit eines Professors überhaupt mehr auf Unterricht und mündliche Belehrung hingewiesen ist, so darf doch die Bemerkung nicht umgangen werden, dass die beengenden buchhändlerischen Verhältnisse unserer Zeit im Fache der Philologie fast jede Möglichkeit nehmen, ein rein philologisches Werk zu liefern und wer über die gewöhnlichen Bedürfnisse von Lehr und Handbüchern hinausgeht, sichere Zurückweisung zu gewärtigen hat.

In tiefster Hochachtung

Heidelberg den 22 August 1845.

ergebenster Spengel
Professor.

II.

Aus Briefen an G. H. Moser.

1. Von L. Spengel.

Die Klage des eben abgedruckten Briefes zieht sich als roter Faden auch durch einen grossen Teil der Briefe an G. H. Moser [1]), die kürzlich durch Angebot des Kaufmann'schen Antiquariates in Stuttgart an unsere Bibliothek verkauft worden sind.

Ja, unter den Wirren der nächstfolgenden Jahre hören wir sie verstärkt, wie von anderen, so aus demselben Munde in einem Brief aus München (Mai 1849):

---

1) Dieser war bekanntlich der älteste und treueste Schüler und weiterhin der vertrauteste Freund und eifrige Mitarbeiter von Creuzer: ihm war er von Heidelberg nach Leiden gefolgt, wo er nach Creuzers baldiger Rückkehr unter Wyttenbach seine Studien vollendete. Fast sein ganzes Leben verbrachte Moser dann in seiner Vaterstadt Ulm, wo er als Professor und bald Rektor (weiterhin auch Kreisschulinspektor) bis in sein hohes Alter wirkte, nicht nur praktisch, sondern auch wissenschaftlich ungemein thätig war und des allgemeinsten Ansehens genoss. Er starb erst 1874.

Mein theuerster Herr Rector

Sie haben mir verflossenes Jahr ein Programm Ihres seitdem verstorbenen Collegen zugesandt und ich habe — nicht geantwortet; wir lebten hier schon damals in Zuständen, welche zu anderen Dingen aufforderten und ich habe während dess tüchtig exerciren gelernt. Ihr Programm, das Sie mir neulich sandten, war freilich auch stillschweigend eine laut sprechende Mahnung, die begangne Schuld gut zu machen, aber ich konnte es sogleich nicht thun, weil ich beabsichtigte Ihnen meine Gedächtnissrede an unsern tüchtigsten Schulmann Fröhlich beizugeben, die noch nicht gedruckt war. ich thue es jetzt und lege einige andere nichtswürdige Kleinigkeiten bei. — Sie selbst erkennen jezt, dass unsere Litteratur dem Untergange nahe sei. Oft wunderte ich mich über Ihr Vertrauen wenn Creuzer und Kayser mir erzählten wie Sie nichts von Abnahme unserer Studien fühlten und ich pries Sie glücklich, wenn Sie in Ihrer Umgebung die verderblichen Einflüsse nicht fühlten und in klösterlicher Abgeschiedenheit die frühere Ruhe erhalten konnten. Ich habe sie schon lange gefühlt, und dass wir immer weiter gehen ist sichtbar. Eine längst erschienene Schrift über die Zukunft der Philologie von einem mir unbekannten Salgo (ich glaube 1834) hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht und ich fand nur bestätigt was er sagte. Und so müssen wir eben erleben was noch kömmt. Das traurige ist, dass wer siegt, kein Maas zu halten weiss und die Erfüllung des alten Verses droht

Κλαίει ὁ νικηθεὶς, ὁ δὲ νικήσας ἀπώλωλε.

Und nun gar der freundliche Besuch der Russen! Alles, wie ich überzeugt bin, zur Grösse und Verherrlichung Deutschlands. aber wann! wie lange es währen mag? ob wir's noch erleben! Es wird so, dass ein ehrlicher Mensch bald nicht mehr weiss wohin er sich wenden soll; so schroff stehen die Meinungen einander gegenüber, und die in der Mitte liegende Wahrheit bleibt unbeachtet. aber so war es von jeher, *quidquid delirant* und *intra et extra muros.* Doch genug von diesen leidigen Politicis.

Hochachtungsvoll
Ihr
ergebenster
L. Spengel [1])

---

1) Ausserdem enthält die Sammlung von Spengel nur einen Jugendbrief (München, April 1823), welcher beginnt: „H. Hofrath [Creuzer] für die überschickten Variantes meinen innigsten Dank abzustatten ist meine sehnlichste Bitte an Sie.

2. Von Fr. Creuzer.

Den Hauptbestandteil der Sammlung bilden begreiflicherweise Briefe Creuzers (114), aber nur aus den letzten neun Lebensjahren desselben. Der erste ist vom 10. I. 1850, der letzte ist kaum einen Monat vor Creuzers Tod am 11. I. 1858 geschrieben: nur der letzte und wenige andere zeigen eine Veränderung der im Ganzen so gleichmässigen, schönen und deutlichen Handschrift[1]).

Dass gerade in diesen Jahren die Korrespondenz besonders lebhaft war, hatte ausser in persönlichem den besonderen Grund in Verhandlungen über den Verkauf von Creuzers Büchern, Autographen und Kunstwerken und in der Neubearbeitung des — früher in Oxford erschienenen — Plotin durch Creuzer und Moser für Firmin Didot mit den vielen Hemmnissen, welche sie in den ungünstigen Zeitläuften und den Pariser Wirren fand. Daneben spielt auch Creuzers Geschichte der Philologie und die Herausgabe seiner Opuscula selecta u. a. eine Rolle. Mit der Not der Zeit beginnt gleich der erste Brief:

Theuerster Freund!

Heute sollen Sie meinen 2ten Brief, den ich heuer schreibe, als Antwort auf Ihre zwei vom 6 u. 9 Dec. empfangen, hoffentlich gesund mit allen den Ihrigen, und munter will ich nicht hinzusetzen, denn welcher denkende und empfindende Mensch kann ein auf so verwünschte Jahre folgendes drittes munter antreten? Damit bin ich denn schon an den Verfolgungen und Pensionirungsdrohungen. — Erstere können Sie verlachen, wie Vömel in Frankf.[2]) von dem neulich ein grosser Steindruck erschienen ist, den mir der junge Dr. Römer zu Weihnachten

---

Ich erkenne dadurch dessen wohlwollende Gesinnung gegen mich, die ich nicht verdiene, da ich Ihm nicht näher bekannt bin, und er von meinen wenigen Fähigkeiten keine entschiedene Zuverlässigkeit besitzt. Möchte das Schicksal es geben, dass ich Ihm, worin es auch sey, durch That einen Beweis meines Dankes darbringen und so vielleicht in näheres Verhältniss mit Ihm treten könnte! —"

1) Auch auf schönem Papier, während er an Moser einmal schreibt: „Aber ums Himmelswillen, Ihr Brief vom 6 huius ist halbzerrissen; nehmen Sie doch nicht wieder so dünnes Papier, zumal wenn es dickerem zur enveloppe dient!" Wie grossen Wert er auf die Handschrift legte, tritt u. A. bei Abschriften von Mosers Sohn Eugen hervor, z. B. 4. XI. 50: „Ihr Eugen hat sich Mühe gegeben, das sehe ich wohl, aber die Schrift ist zu klein (Mit den verdammten Stahlfedern schreibt Jettchen auch so und so klein, aber die ist ein Mädchen und hat nicht für die Druckerei zu schreiben. Wenn aber *Eugenius* so fortfährt, so kann er es dahin bringen, wohin es *Spengelius* gebracht; über dessen Briefe ich und Kayser Stundenlang studieren müssen)."

2) Der dortige Gymnasialdirektor, Herausgeber von Reden des Demosthenes u. a.

mitgebracht hat: Vömel als Diogenes, aber mit einem Heiligen-Schein um den Hut, schreitet mit einer brennenden Laterne dem Thor zu, ein heraustretender Heuler sucht ihn am Rockzipfel hereinzuziehen, während ein unfrommer Wühler ihn von hinten am andern Zipfel zu sich zurückzuziehen sucht. Vömels Gesicht ist vollkommen kenntlich. — Er macht sich aber so wenig aus dieser Contrefei, dass sein eigner Sohn, der Buchhändler, es in seinem Laden verkauft! — So müssen Sie auch die Schmäh-Artikel behandeln. Ein Anderes ist es mit der Pensionirung — wegen des reellen Verlustes — denn Ruhe werden Sie Sich mit 70 Jahren doch wohl selber gönnen. Aber ich bin in diesem Stück zuvorgekommen, und muss mir jetzt folgerecht *quartaliter* so Viel abziehen lassen. Aber, sage ich und Frau oft, wenn wir nur Das behalten. — Wie aber wenn der Communismus mit hungernden Schaaren aus Frankreich hereinbräche, und sich mit Ihrem Württenbergischen, unserm Badischen und s. w. vereinigte! — Sollten nicht, denke ich manchmal, Sie mit Ihren Collegen, ich mit den Meinigen u. s. w. jeder andere Professor mit den seinigen, heuer im Frühjahr sich zusammenthun, noch ehe jene Theiler kämen, Alles was möglich zu Geld machen und gemeinschaftlich in die neue Welt hinüber seegeln — und Pfarrer, Schulmeister usw. in Amerika werden?

Doch seit den Adressen für den Anschluss an Preussen lässt sich's bei Ihnen besser an. Was hoffen Sie davon? —

— — — — — — — — — — — — — —

Im nächsten Brief vom 14. II. 1850 lesen wir dann u. A.:

Dass Ihre Schulsache eine für Sie so günstige Wendung genommen war mir beruhigend zu erfahren und ich zweifle nicht, dass Freund Schwab dabei gute Dienste gethan hat[1]. . . . . Meine Hefte, Papiere und mehrere Bücher zur Geschichte der Philologie hat seit Jahren Jul. Kayser in Händen, der sie vor oder nach meinem Tod ausarbeiten wird. Jetzt arbeitet er noch nicht daran, weil niemand das Buch jetzt in Verlag nehmen würde. Aus demselben Grunde denke ich zunächst an eine Fortsetzung meiner Selbstlebensbeschreibung[2]) nicht; so sehr viele prägnante Erlebnisse

1) Noch im selben Jahre heisst es dann am 8. XI.: „Schwabs Tod überraschte mich weniger, schmerzt mich aber sehr, und ist ein allgemeiner Verlust. Doch edle Männer entgehen schweren Zeiten.“

2) Dazu am 26. I. 51: „An Biographie Nr. 2 mag ich immer noch nicht ernstlich denken; zwar meint Umbreit, das sey meine Schuldigkeit, und ich solle darin recht derb auf die Politiker unter den Professoren losschlagen. Aber einerseits wird auf diese von obenher gewaltiger losgeschlagen werden (bei dem heranrückenden

die Jahre 48—49 mir persönlich zugebracht haben. Möchte 50 u. ff. nur nicht noch mehr und Schlimmeres zubringen! Aber ich fürchte, ich fürchte — noch viel Schlimmeres! — nicht von Baden und Würtenberg her; denn das ist am Ende wiederaufgeweckter Bauernkrieg (wie Sie jetzt bei Zöpfl[1]) neuerdings sehen können) — sondern von Frankreich, wo es hoffnungslos aussieht. —

Ich sitze über den griechischen Historikern und werde noch vermuthlich den ganzen Sommer dransitzen. Mein Gesichtskreis erweitert sich ungemein. Erlebte ich's, und würden die Zeiten heiterer, so würde ich ein ganz neues Buch schreiben in mehrern Bänden: Historik, und vielleicht auch die römischen *historicos* mitnehmen. — Aber wer kann Plane machen? . . . . . Ich will Sie übrigens nicht um Ihre unzerstörbare Hoffnungsstärke bringen, die mir 10 Jahre lang nicht hat glauben wollen: „wir giengen der Barbarei entgegen"; und jetzt sind wir mitten drin!

— — — — — — — — — — — — — — —

Gleich danach beginnen die Verhandlungen wegen des neuen Plotin. Der Vorschlag von Ambroise Firmin Didot (vom 3. III. 50) wird sofort angenommen „schon deswegen, dass er nicht etwa unserm guten Freund Kirchhoff die Redaktion überträgt", obgleich der Antrag eigentlich ungelegen kam und Creuzer noch einige Jahre ganz bei den griechischen

Absolutismus der Grossen, die bald ausrufen werden, wie der Mönch in Wallenstein's Lager: „*Contenti estote!*") andrerseits wird man toleranter und sanftmüthiger, wo die *mortes* so um einen herumwandeln, wie um mich (Nägele ist am Schlag ein Vierteljahr lang gestorben; der Rath Schlosser vom Stift Neuburg eine Minute lang, gleich dem Schwab; Gmelin hat in Folge eines wiederholten Schlages den Gebrauch seiner Füsse nicht mehr; und mich selbst mahnen *monitoria*, Rheumatismus und Schwindel an das *συσκευάζου*). —" Und wieder am 5. V. 54: „In Betreff der Autobiographie kann und darf ich zunächst gar nicht daran denken, weil ich seit Eintritt Frühjahrs mich viel schlechter befinde als selbst während des Winters, und wegen meiner alten Uebel bis jetzt arzneyen, viel laufen und nicht viel sitzen muss. — Kommt es im Sommer noch einmal besser, so treten doch Bedenklichkeiten ein, wie über die letzten Jahre seit 1848 zu schreiben seyn möchte, wenn gerade das Pikante und wahrhaft Belehrende nicht weggelassen werden soll? —" Endlich dann am 23. XI. 56: „[Unter uns vorläufig] Hoffentlich bald nach Neujahr werden Sie ein Heft oder Schriftchen empfangen „Paralipomena, Gedanken und Berichte über Religion, Wissenschaft und Leben an Herrn Dr. Bunsen, Königl. Preuss. GHR u. s. w. von GHR Dr. Fr. Creuzer" — 1856. Darin werden Sie nur Ihren alten Wunsch einer biographischen Fortsetzung, und, wie sich von selbst versteht, Ihren eigenen Platz finden. Das Ding ist mir saurer geworden, als ich dachte und es hat einen grösseren Haufen Hobelspäne als Geräthe gegeben (15 Pandectbogen meiner Handschrift)."

1) In dessen Prorektoratsrede über Götz von Berlichingen.

Historikern bleiben wollte. Wir verfolgen die allmähliche und ziemlich umständliche Fertigstellung der Correcturen, Prolegomena und Beigaben und die vielfachen Hemmnisse in der Drucklegung bis zum endlichen Erscheinen im Herbst 1855 und der endlichen Befriedigung der bescheidenen äusseren Ansprüche Mosers (Creuzer hatte für sich solche gar nicht gemacht). Wiederholt werden die befreundeten Academiciens in Bewegung gesetzt, besonders Felix Lajard, auch Guigniant, ebenso Dübner, K. B. Hase und Karl Müller, es werden Intriguen vermuthet und Klagen erhoben und immer wieder heisst es „von Paris *ne γρὺ quidem*" u. ä. Nur wenige Auszüge von etwas grösserem persönlichem oder sachlichem Interesse mögen das illustrieren:

7. VI. 50: — Aber glauben Sie mir, H. Didot selbst hätte auch mir keinen Antrag gemacht, wenn er Göthe's Ausspruch gekannt hätte: „Dass wir Deutsche über Allem schwer werden." In diesem Sinne sind Sie besonders ein potenzirter Deutscher, da Sie von jeher jede Sache zu genau genommen, und Ihren so sehr verdienstvollen Editionen oft selbst geschadet haben.

27. VII. 50; der Anfang besteht in einem Vorschuhen (neuer Schuhe an noch dauerhafte Stiefelschäfte) d. h. in unserm Plotinus fehlte eine Genesis seines (neu-platonischen) Systems u. s. w.

28. VIII. 50: Die Sommer- besonders August-Hitze hatte .... überhaupt pfälzisch zu sprechen, total mich massleidig gemacht. (Erst seit ein paar Tagen gehts besser.) — Daran war auch viel diese Arbeit schuld. Keine in meinem Leben ist mir so schwer geworden. Das war auch ganz natürlich: Seit vielen Jahren war ich der alten Philosophie fremd geworden, hatte mich nur in Mythologie, Archäologie, Literatur und hauptsächlich in Historie bewegt — und nun musste ich mich auf einmal in den Hallen der Akademien umsehen, worin ich mir selbst als Neuling erschien, und noch dazu hatte ich länger als in 5 Jahren fast kein Wort Latein mehr gesprochen und geschrieben. Dennoch kam ich endlich in voriger Woche bis zur Vollendung des Vorschuh's und konnte mit Bleistift auf den Rand des 7ten enggeschriebenen Bogens schreiben: „*Tantum!* — das Uebrige kann, wenn ich selbst nicht mehr dazu käme, aus den *Prolegom.* u. *Porphyr. de Vita Plotini* u. *Annott.* von Freund Moser vollendet werden" — und das um so mehr, setze ich jetzt hinzu, da ich in der vorausgeschickten *Epistola ad A. F. Didót* NB schon gesagt hatte, „dass die Leser dieses neuen Pariser Plotin's dem Moser doch mehr verpflichtet seyn müssten als dem Creuzer." —

15. IX. 50: Da ich nämlich gegen den 10ten *huius* mit allen Prolegomenis, Gottlob, fertig war ..... Das Ganze besteht in 9 §§ auf 12 enggeschriebenen Pandecten-papier-Bogen ..... Ich aber bin froh, mit dieser unerwarteten und unerwünschten Arbeit dennoch mit Gottes Hülfe fertig geworden zu seyn.

7. X. 52: Nämlich vor 14 Tagen war der vom Ems aus dem Bade kommende *Guigniant* selbst bei mir und hielt sich mit einem jungen Pariser Professor 3 Tage hier auf. Ich also sogleich von *Plotino.* Er wusste von einem Pariser Drucke gar nichts (Da sehen Sie also wie Recht ich über die Pariser Zustände hatte) — Sofort zeigte ich demselben die Ihnen bekannte Notiz *in Diogene Laertio Cobeti* — und liess ein Donnerwetter darauf folgen; worüber der liebe, sanfte Mann ordentlich erschrack, nichts aber übel nahm, und sichtbarlich selbst entrüstet war .... Darauf erzählte er mir aber was Vieles aufklärt a) dass seit Febr. 1848 ein Schrecken und Stocken in alle Geschäfte und Geschäftsmänner gefahren; b) dass seit dem 2 Decbr. 1851 Literatur und Presse zuwarte, und auf der Lauer stehe; c) dass er (*Guigniant*) selbst, um endlich die *Religions de l'Antiquité* in's Publikum und zum Schluss zu bringen [1]), für den Abdruck der 2 letzten *Volumes* 600 *Francs* aus seiner Tasche bezahlt habe (und zwar an Didot selbst!), welches er nur durch die Summa seiner Jahresbesoldung *à circa* 15000 *Francs* habe ermöglichen können. — Dabei erzählte er, dass er selbst und fast alle *Academiciens* des *Institut de France* mit dem Praesidenten (L. B.) schmollen, selbst auf Einladungen nicht im *Elysee* erscheinen, und es dem *Mr.* Hase sehr übel nehmen, dass er geckenhaft das entgegengesetzte Betragen beobachte; wie er ihn denn für ganz charakterloss erklärte.

21. IV. 53: — Von Paris — hartnäckiges *Silentium* Jedermanns, auch gegen unsern Bibliothekar Weil, der sonst lebhaft mit Paris correspondirt. Es herrscht dorten eine allgemeine Niederlage der Geister, und der französische Stolz erlaubt den Weltmännern und Gelehrten nicht das was sie zum Theil mit verschuldet haben, offen zu bekennen. H. Didot scheint uns aber behandeln zu wollen wie alle Deutsche, die nicht dorten in seinen unmittelbaren Diensten stehen; d. h. nichts be-

1) Vgl. am 11. II. 51: *Guigniant* hatte in einer wöchentlichen Freitags-Sitzung der *Academie des Inscr.* ein Schlussfragment aus den *Religions des Antiquités* vorgelesen; worauf die Mitglieder beschlossen, dass er dasselbe in der grossen *Séance* des *Institut's* noch einmal vorlesen solle; welches denn auch am 16ten August, zur Ehre des Verfassers *de la Symbolique* geschehen ist (— Was Ehr, was Ehr! wie einst der Jud' gesagt hat — Geld wäre mir nöthiger!) — Das letztere Thema kehrt in vielen Variationen und auch wiederholtem Citat des *deficiente pecu* wieder.

zahlen zu wollen. Dies aber offen zu sagen, verbietet ihm seine hohe Stellung und Laune als *Bourgois-gentilhomme.*

5. V. 53: Es ist nun von allen Seiten bestätigt dass die Literatur, besonders die alte, in Frankreich von einem allgemeinen Starrkrampf befallen ist. Was ich aber thun will ist Folgendes: 1) Will ich noch in diesem Monat an den *Academicien Felix Lajard* in Paris, zu dem ich das grösste Zutrauen habe, schreiben, dass er mit Zuziehung Karl *Muller's* thue was er kann, und das thut er gewiss; 2) kommt der *Academicien Julius Mohl* in einigen Monaten zu seinem Bruder *Robert,* unsern jetzigen Prorector, hierher zum Besuch hier, und den will ich mündlich in Bewegung setzen.

2. XI. 53: — Uebrigens verspreche ich mir weniger als bisher eine glänzende Belohnung für uns seit einer Unterredung, die ich vor einigen Tagen mit *Julius Mohl* hatte, der von Paris seinen hiesigen Bruder besucht hat. Als ich diesem nämlich unsere *Affaire* mit *Didot* aus einander setzte und um seine Vermittelung bat, antwortete er mir: „Dazu sey er am wenigsten geeignet, da er (Mohl) als Commissär der Pariser *Academie* mit den *Freres Didot* in einem Krieg begriffen sey, weil dieses *par nobile fratrum* die *Academie* auf das erbärmlichste übervortheilt hätte; und noch über das Ohr zu hauen fortführe". — Ueberhaupt aber klagte er über das jetzige Daniederliegen der ernsten Literatur in Frankreich. Z. B. an seiner Ausgabe des *Firdusi* sey seit 6 Jahren der Druck in's Stocken gerathen.

3. I. 54: Hr. C. Müller hat *ne γρὺ quidem* geantwortet. Ich habe schon früher geargwohnt, dass auch er mit Leib und Seel' der Didotschen Clientel verfallen ist. Die *Didot's* sind für Frankreich und halb Deutschland wahre Magnaten geworden. Sie können nicht glauben, wie sehr sie von den Philologen und Literaten dieser 2 Nationen und von einigen *Graeculis fetirt* werden. Man darf nur die Pariser Journale lesen. Als Probe sende ich Ihnen hierbei den *Firmin Didot in effigie,* aus einer *Annonce* ausgeschnitten. Wenn der *Libraire-imprimeur* Ihnen kein plotinisches Geld schickt — so können Sie ihn *in effigie* an einen Galgen hängen. Doch ich hoffe noch immer Sie werden doch etwas Baares und ich Exemplare nach Vollendung des Druckes erhalten [1]). —

1) Es folgt: Dass Sie Ihren Eugen nach München geschickt wird Niemand missbilligen und Niemand loben, dass die Ulmer Geldmänner diesen Vorwand geltend machen, ihm das Stipendium vorzuenthalten; — aber Sie hätten ihm von *Spengel* und *Thiersch* den Studienplan sollen machen lassen; dann würde er von dem windigen Literaten *Carriere* weggeblieben seyn; wie denn *Spengel* auch von dem dortigen Ultra-montanen *Lassaulx* nichts wissen will.

10. I. 54: Da wäre denn also ein Schreiben C. Müllers und zwar ein sehr erwünschtes von gestern Abend. Ich sende es Ihnen heute früh, noch ehe *Didot's* Brief an mich angekommen; weil ich aus Müllers Aeusserung über den Geldpunct schliesse, dass jener seinen Vorschlag für Sie an mich machen will. — Da rathe ich nun 1) mir bald zu antworten; 2) Ihre Forderung so niedrig als möglich zu stellen, weil *Didot* a) Geld als Honorar zu geben gar nicht gewohnt ist; b) weil die gegenwärtigen Conjuncturen die allerungünstigsten sind. — Hören Sie was mir vorgestern Baer von Frankfurt schreibt: „Was nun den 2ten B. d. Histor. K. d. Gr. anbelangt, so bin ich zwar weit entfernt denselben abweisen zu wollen, im Gegentheile zweifle ich nicht, dass wir uns s. Z. leicht darüber verständigen werden; jetzt aber schon eine Verbindlichkeit einzugehen bei den trüben politischen Aussichten (vielleicht am Vorabend eines Krieges!) nicht. Das Geschäft leidet jetzt schon ungemein dadurch, ja ist fast null, und der liebe Gott möge uns nur vor Krieg bewahren. Der Buchhandel würde am meisten darunter leiden."

10. XI. 54: *Tandem aliquando!* — Am 27 Octobr. schreibe ich an *Mr. Lajard*; weil dieser aber mit seiner Frau nicht in Paris ist, sondern in Tours, schreibt dieser am 2ten Novbr. an Herrn *C. B. Hase*, seinen *confrère* in der Akademie nach Paris und dieser antwortet ihm am 5ten Novbr. wie folgt: *„Mille remerciments de votre lettre du 2, cher et savant confrère; elle est bonne, amicale, gracieuse, comme toutes celles que Vous écrivez. Dès que l'ai reçue, j'ai été chez M. M. Didot; ils m'ont dit que le Plotin de Mr. Creuzer était composé, et qu'il paraîtrait sans faute d'ici à la fin de l'année. Veuillez donc donner cette bonne nouvelle à notre vénérable ami" etc. etc.* — Nun werden Sie aber sagen „das heise doch wahrlich die Kirche ums Dorf herumtragen; darum hätte ich ja den *Hase* unmittelbar ersuchen können" — Ja wenn nicht Jedermann diesen unsern Deutschen Landsmann wirklich für einen Hasen hielte, und ich also zu fürchten berechtigt war, er werde es nicht wagen, an die Grosmacht der *M M. Didot* eine solche Commission zu übernehmen. — Doch desto besser für uns, dass er diesmal seine Natur verleugnet hat! —

7. IV. 55: So kann ich Ihnen denn noch vor Ostern schreiben: *Tandem aliquando!* — Heute, als ich noch im Bette lag, bringt der Postbote: *Plotinum* —; aber von der Brief-Post mit ein paar Gulden Porto, und nicht von *Didot* unmittelbar sondern von den *Mrr. Cailliard*, den Commissionären des Hrn. *Felix Lajard* (der also wieder in der *Tourraine* sitzt!) aus Paris, über Belgien, Aachen und Kölln, und ohne Brief, sondern mit der auf die *Dedication* an *Didot* gerichteten Adresse;

übrigens ohne Haupt-Titel; aber ganz mit *Porphyrius* und *Proclus* — so dass wir diesen Ankömmling als blossen Vorläufer betrachten dürfen, dem das Hauptkorps der Exemplare mit Jubilate über Leipzig, es sey nach Heidelberg oder Ulm, nunmehr hoffentlich sicher erwarten dürfen. — Das hat sich hier auf Oster-Samstag ereignet, und am Grün-Donnerstag hatte ich 2 Briefe nach Paris erlassen: an *Guigniant* und an *Hase;* an letztern namentlich hatte ich tüchtig und unverblümt mich über den Mangel an aller *Courtoisie* von Seiten des *Mr. Didot* losgeschlagen. Sollte Hr. Hase dem *Didot* den Brief zeigen (was ich aber von H. nicht erwarte) so könnte eine solche Levite dem *Bourjois*-Groshans noch immer nicht schaden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Während des Druckes dieser Arbeit gedeiht u. A. noch die Ausarbeitung der Hefte zur Geschichte der Philologie (s. o. S. 22). Auch darüber nur einige Aeusserungen:

12. VII. 52: Da ich Hefte und Bücher zur Geschichte der Philologie seit saec. XV nun wieder in Händen habe, so denke ich an ein Buch von Biographien der Philologen (natürlich der Hauptmänner) bis heute, denen sich alsdann die meinige von letzter Hand (nicht allzubescheiden!) am Schluss anreihen würde.

2. VII. 53: Mit Cellarius, den ich gestern absolvirt, bin ich denn mit Gottes Hilfe am Anfang des 18ten *Saeculi* angelangt. — Nunmehr sehe ich täglich mehr ein, dass ich 1) nicht nur, wie ich Ihnen schon hier sagte, die folgenden Philologen biographisch nicht mehr, sondern summarisch-literarisch behandeln muss; sondern dass ich auch 2) die noch lebenden theils gänzlich übergehen, theils mit blosser Namensnennung der Häupter abspeisen muss; und zwar a) weil es ihrer zu Viele sind b) weil die meisten heutigen Philologen die Zeitgenossen besser kennen als ich selber; c) weil für mich von Manchen zu sprechen misslich ist, z. B. vom Lobeck, Schneidewin, Thiersch u. A. — Ich bin also Willens (mit summarischen Verweisungen auf ihre Biographien) mit dem Jahr 1840 zu schliessen, d. h. mit Friedr. Jacobs, Gottfr. Hermann u. C. Ottfr. Müller; und hoffe so mit einem Alphabet von Druckbogen fertig zu werden, da ich doch nachgerade dieser Arbeit müde werde. — Was sagen Sie dazu? —

11. X. 53: Und jetzt kann ich Ihnen (Gottlob!) melden, dass ich gestern mit meinem Buch (55 Bogen meiner Handschrift auf sogenannten Pandecten-Papier) fertig; und nur noch ein alphabetisches Namenregister

Deutscher Philologen des 19ten Jahrhunderts (wobei *L. Kayser* mir gute Dienste geleistet) hinzuzufügen habe. Aber beinahe wäre ich der Arbeit müde geworden. Eben das 19te Jahrhundert wurde ein wahrer Bandwurm, der kein Ende nehmen wollte und jenes Namenregister war endlich ein desperates Auskunfts-Mittel. Mit des Monats Ende werde ich, so Gott will, auch mit der Revision fertig — Aber am Ende ist der Verleger durch die schönen Kriegs-Aussichten, die wir nun errungen haben, selbst in Verlegenheit gerathen, und zögert mit dem Abdrucken. — *Absit omen!* —

14. III. 54: Nun aber vernehmen Sie, was mir indessen mit der Geschichte der Philologie widerfahren ist. Vor 3 Wochen begehrt Jul. Kayser von mir: Titel und Vorrede, weil sich diese nicht vorfänden. Ich vermuthe Hr. Bär habe sie verloren. Unterdessen beredet dieser aber den Hn. Kayser, er solle selbst eine machen, dieser lässt sich auch bereden, und sendet mir die seinige gedruckt zur Einsicht zu. Da diese aber sehr panegyrisch und dabei höchst geschmacklos ausgefallen, und ich unterdessen die eigene Urschrift der meinigen glücklicher Weise aufgefunden, so sende ich diese am selbigen Tage nach Darmstadt, mit einem Briefe, worin ich den Kayser bitte, seinen Panegyricus zu unterdrücken (um Gotteswillen!) und dem Bär drohe, wenn nicht meine eignen Titel und Vorrede vorgedruckt würden, ihn in meinem Namen öffentlich an den Pranger zu stellen. — Denn nun habe ich allen Grund zu vermuthen: der Jud' hat meine Urschrift unterschlagen, um mir *(parva si lic. comp. magn.)* bei Leibesleben, wie Karl V., einen feierlichen Leichenzug zu veranstalten .... und der Pedant Kayser lässt sich dazu gebrauchen.

6. IV. 54: Als Erwiederung Ihres Briefs vom 27 März, dessen Inhalt mir sehr angenehm war, kann ich Ihnen nun das Büchlein der Geschichte der Philologie senden, und zwar ohne Auswuchs an der Stirne, sondern glatt, wie ich selbst das Kindlein in die Welt geschickt hatte.

5. V. 54: Gott behüte, dass ich die *Ineptiae* des *Jul. Kayser* aufbehalten haben sollte, da ich sie ihm auf der Stelle zurückgesendet, und sie Selbst dem *Vulcano* zu opfern angerathen; auch auf Ostern dahier, in Gegenwart seines Schwagers Ludwig, Schamröthe in's Gesicht gejagt habe, — ohne dass er es übel genommen. — Ich kenne meine Leute! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Bekanntlich ist Creuzer zu Lebzeiten und auch noch in neuerer Zeit öffentlich und privatim der Vorwurf des Kryptokatholicismus nicht

selten gemacht worden. Die vertrauten Briefe an Moser geben zahlreiche mittelbare und unmittelbare Handhaben zur Widerlegung dieses Vorwurfs und für eine gut protestantische Gesinnung. Lediglich unter diesem Gesichtspunkt mag es nicht unangemessen erscheinen noch die folgenden persönlichen Bemerkungen zu veröffentlichen:

21. VII. 51: Unser Bähr ist neulich in den Zeitungen auf einer Liste unter lauter Katholiken als Subscribent zu einem Denkmal auf *Görres* erschienen; welches hier grosses Aufsehen macht. Man legt ihm eine starke Tendenz zum Katholicismus bei; er macht der Frau Rath Schlosser auf Stift Neuburg sehr die Cur — aus Erbschleicherei! — sonst in allen Ehren. —

17. VI. 52: . . . hat Zell sich wieder als einen dicken Ultramontanen gezeigt; was mich nicht wundert; denn schon als Oberstudienrath hat er die jungen Philologen der Kirche, d. h. den Pfaffen zuzuwenden gesucht. — Wundern würde ich mich auch nicht, wenn ich über Kurz oder Lang hörte „Bähr sey katholisch geworden", denn seit Jahren buhlt er schon mit diesen, und aus Erbschleicherei thut er der Proselytin und Zelotin Frau Rath Schlosser schön, läuft öfter dahin, hofirt den auf dem Stift Neuburg häufig logirenden Bischöfen von Mainz, Strasburg und Speyer, so dass sein früherer Patron, der GHR. und Prof. Schlosser ihn öffentlich Spitzbub, *filou* u. s. w. nennt. — Solche Sachen habe ich die Freude dahier in meinen alten Tagen zu erleben.

29. X. 52: Dass hiesiger Bähr (und vielleicht auch sein Karlsruher Bruder) katholisch geworden dringt sich der Ueberzeugung seiner Collegen und Mitbürger immer mehr auf. Z. B. Vor mehreren Wochen war der Erzbischof von Paris auf einem Gastmahl bei der Frau (Jesuitin) *Schlosser* auf dem Stift Neuburg. Wer war eingeladen und erschienen: der katholische Stadtdirector, Rosshirt und Zell (geborne Katholiken) und *Baehr*?!

3. I. 54: Und *annus* 1854 beginnt ja mit einer grossen Recension, unterzeichnet Fr. Cr., aber nicht in Heidelberg, nicht in München, sondern in Göttingen — die Sie aber wohl niemals werden zu sehen kriegen, weil Ihre geizigen Ulmer Philister die Göttingischen Gel. Anz. nicht kaufen wollen; und wovon ich Ihnen den Ursprung mit einigen Worten berichte. Ich hatte über den neuen *Diog. L.* von *Cobet et annexa* eine Vorbereitung zum Bericht schon lang fertig da liegen; Brandis (von Bonn) der gelehrte Geschichtschreiber der alten Philosophie sah sie bei mir in den Herbstferien und rieth mir, sie nach Göttingen zu senden;

ich fragte jedoch erst bei *C. Fr. Hermann* an, und dieser schreibt mir: „er habe bereits die Correctur des ersten Bogen's gelesen, und meine Recension werde als ein πρόσωπον τηλαυγὲς den Jahrgang 1854 eröffnen“ *(sic!)* — Diese Aeusserung weiss ich nun als ein Compliment selbst am besten zu würdigen! — Aber dem schäbigen *Baehr* biete ich für die Heidelbb. Jahrbb. schon seit Jahren nichts mehr an. – Dessen Parthei (die ultra-montane) ist in hartes Gedräng gerathen. Die Regierung greift durch; Jesuiten und Jesuiten-Genossen werden entfernt, zum Theil verhaftet, wie *Mone's* Sohn in Donaueschingen *etc. etc.*, Haussuchungen werden hier und anderwärts im Lande gehalten; die besten Zeitungen gehen ihnen zu Leib und Ullmann hat nicht nur in Heft I der Theol. Stud. u. Krit. 1853 dem Freiburger Erzbischof, sondern jetzt wiederum in Gelzer's Theol. Zeitschrift scharf zugesetzt, und eben so scharf unser Schenkel in der Darmstädter Kirchenzeitung — Kurzum der alte Schwachkopf in Freiburg, der Spielball des Mainzer Bischofs und der Jesuiten — ist höchlich zu bedauern. Hier aber wie im Ganzen sind die meisten Katholiken auf Seiten der Regierung, und von Aufregung merkt man gar nichts.

— — — — — — — — — — — — — — —

Diese Proben mögen genügen: und wir schliessen mit den letzten Zeilen, die der Hochbetagte mit zitternder Hand an den „theuersten Freund“ vom 11. I. 1858 richtete.

Diesmal und vielleich auf Lange werde ich sehr Kurz fassen müssen. Nach Ihrer Tochter Brief vom 26 Decbr. haben Sie mit den Ihrigen das neue Jahr wahrscheinlich gesund angetreten; Gottlob wir auch. Aber in Stadt und Land herrscht die Grippe; mein eigner Arzt liegt dran zu Bette und eine Verwandte in Frankfurt ist uns daran erlegen. Da nun wegen des zunehmenden Schwindeln's, der mich im Zimmer zum Gebrauch des Stockes nöthigt, das Schreiben täglich schwerer wird, so wird es Ihnen Selbst wohl recht seyn, wenn ich unsere Correspondenz-Verpflichtung Vorläufig mit diesem Jahr 1858 unterbreche, zumal wir jeden Monat durch die Hn. *Neubronner* und *Bachmann* gegenseitige Nachricht geben können. Mit Allseitgen (?) Grüssen und Wünschen beharre ich

Ihr getreuer

Friedr. Creuzer

3. Von L. Kayser.

An diesen letzten Gruss mag sich die Todesbotschaft durch L. Kayser [1]) vom 16. II. 58 anreihen:

Hochverehrter Herr und Freund!

Die Morgensonne entrückte heute unsern theuersten Vater und Meister in jene lichten Höhen, deren Abglanz hienieden zu schauen vor vielen sein Beruf war. Nach einem so heitern Lebensabend, als er in diesen Jahren nur immer möglich ist, welcher ihm fast bis an sein Ende erlaubte sich mit allem zu beschäftigen, was ihn sonst anzog, ist er ohne schwere und langwierige Schmerzen hingeschieden; allerdings nahmen die Kräfte in den letzten Tagen rasch ab, ungefähr vor acht Tagen musste er es aufgeben, Bücher oder Zeitungen zu lesen, und seit Freitag erhob er sich nicht mehr von seinem Lager, bis dahin brachte er die Tagesstunden auf dem Sopha zu, und bezeugte noch eine liebevolle Theilnahme den ihn Besuchenden, wenn auch längeres Sprechen ihn angriff. So war sein Zustand in den beiden letzten Wochen. Noch zu Anfang des Jahres waren wir auf einen so bald eintretenden Verlust nicht gefasst, er konnte da noch ohne geführt zu werden, in seinen Zimmern auf- und abgehen, und unterhielt sich gern über jeden Gegenstand, der auch früher ihm interessant war.

---

1) Von ihm finden sich ausserdem in der Sammlung nur noch 2 Briefe: eine *ἐπιστολὴ συστατικὴ* für den neuen Musikdirektor in Ulm Aloys Schmitt vom 12. IX. 46 und ein Brief vom 14. III. 48, in dem es u. A. heisst: „Von Herzen danke ich Ihnen für die gefällige Erledigung unserer Angelegenheit [betr. die Creuzerische Medaille]. Hoffentlich wird bald die erforderliche Summe vorhanden seyn, um dem ehrwürdigen Jubilare eine Freude zu bereiten. Dass er kürzlich seine akademische Würksamkeit aus Ueberdruss und Misfallen an Schülern und Collegen plötzlich abgeschlossen hat, konnte mir und Spengel natürlich nicht erfreulich seyn, so sehr wir erkennen, dass bei so ungünstiger Constellation einem Veteranen wie Creuzer Musse und Zurückgezogenheit zu gönnen ist.“ In Creuzers Briefen an Moser ist von L. Kayser und seinen häuslichen und akademischen Sorgen nicht selten die Rede, meist mit Anerkennung des braven und tüchtigen Gelehrten. Aber einmal heisst es doch (am 12. VI. 54): „in dem, was er in seinem *Cornificius* selbst geschrieben, hat er sich eines lächerlichen aber neumodischen Archaismus beflissen, worüber ich ihn ausgelacht habe“ und dann (am 3. VII. 54): „Mit Kayser's Besoldung und Stark's Berufung ist es also abermals nichts. — Erstern hätte ich nicht für so innerlich hoffärtig gehalten, als ich's nun weiss. Um es Ihnen kurz zu sagen: Der *Editor* des *Cornificius*, habe ich neulich endeckt, hält von allen Aelteren und Neueren, die in meinem Büchlein Zur Gesch. der Philol. stehen, keine für Philologen, als *Bentley* u. einige wenige Andere (worunter natürlich er Sich selber). — Ich habe dagegen ihm trocken in's Gesicht gesagt: „Er und seines Gleichen seyen keine Humanisten, sondern antiquarische Sprachmeister.“

Am Donnerstag den 18ten d. M. werden wir die sterbliche Hülle des geliebten Freundes zu seiner letzten Ruhestätte geleiten, Mittags um drei Uhr, bei welcher Feier Sie gewiss im Geiste gegenwärtig seyn werden als sein ältester und vertrautester, anhänglichster Freund! Sein Andenken wird uns hinfort heilig seyn, wie er in seiner Art einzig und unvergleichlich in unserer Erinnerung lebt.

Ihr geehrtes Schreiben, welches ihn schon nicht mehr erreichte, trug mir Frau Geheimräthin Creuzer auf zu beantworten. Sie hat mit der aufopferndsten Treue und Hingebung sich der Pflege gewidmet, und lässt sich Ihnen und Ihrem Hause mit den herzlichsten Grüssen empfehlen. Indem ich mich anschliesse in diesen Tagen innigster Trauer um den Hingegangenen, bitte ich Sie und die Glieder Ihres Kreises, die sich meiner noch erinnern, mir ferner Ihr gütiges Wohlwollen zu bewahren.

Mit aufrichtiger Hochachtung und alter Freundschaft

Ihr

ganz ergebenster

L. Kayser.

---

4. Von holländischen Gelehrten.

Durch seine Studienjahre in Leiden hatte Moser nahe Beziehungen zu dortigen Gelehrten, die auch literarischen Ausdruck fanden. So haben wir zwei *Epistolae latinae* von Koryphäen der holländischen Philologie, van Heusde und Hofman-Peerlkamp.

Mosero
Viro celeberrimo
s. p. d.
Ph. Guil. Van Heusde

Lubens sane, uir amicissime, et ego in temporis illius memoriam redeo, quo una cum Creuzero tuo, imo nostro, me hic adiisti. Suauissimi erant nostri de optimis literis, de Platone in primis ac de Cicerone, sermones, quorum uberrimos ego et tunc et postea fructus cepi. Quo autem diligentius deinceps, quae edidisti opera legi, eo magis te identidem et colui et amavi. Et nunc me denuo munere beasti, Tusculanarum editione tua, quo nihil mihi gratius accidere nihil me magis tibi obstringere potuit. Agnovi in commentario atque admiratus denuo sum cum doctrinae copiam tuam, tum vero judicium ac pulcri venustique sensum. Ego quod tibi, tanquam ἀντίδωρον, transmittam, nihil nunc habeo, nisi

hoc Initiorum phil. Plat. Volumen ultimum: sed tu illud, Vir optime, aequi bonique consule: atque tibi velim de me persuadeas, non esse qui tua in literas merita gratiore animo prosequatur. Vale meque, ut facis, amare perge. Scr. in Acad. Rhenotraj. d. 22 m. Ian. a. 1837.

Seine Erwiderung hat Moser unter diese Zeilen gesetzt:

Heusdio
Viro clarissimo
s. p. d.
Georgius Henr. Moser.

Ingenue fateor, Vir amicissime, nescire me, utrum majorem animi laetitiam perceperim conspecto, quod exspectare me jusserat Creuzerus noster, Initiorum Platonicorum volumine ultimo, quod ante hos tres menses ad me perlatum est, an epistola Tua, quae significationem habet benevolentiae, qua me tam longo temporis spatio interjecto, ex quo praesens te praesentem venerabar, prosequi non desiisti. Est hoc quoque in beneficiis, quae Creuzero meo debeo summa, quod per eum mihi contigit venire in notitiam virorum summorum, ad quos accedere me animus quidem impellebat, verecundia vero et pudor vetabant. In his Tu es, Vir clarissime, quem ut nondum conspectum dudum suspiciebam, ita semel visum amore complexus sum, humanitatem ipsam me vidisse existimans. Sed quorsum haec ego Tibi, qui quo magis es summa existimatione dignus, eo minus laudari cupis. Condonabis vero animo eloquendi cupido, quod sentit: et gratias quas tibi ago maximas, humaniter, ut assoles, accipies. Quod vero addo levidense munusculum, Symbolarum ad Ciceronem specimen quartum, quorum alterum exemplum meo nomine, ut ἀντίδωρον exiguum, dabis filio Tuo ornatissimo, Philosophiae doctori, id aequi bonique consulatis rogo consiliumque scriptionis scholasticae reputetis, quod nec magna promittit, neque exquisita admittit. Iam vero vale meque, quod facis, amare perge. Scr. Ulmae d. XVII. m. Sept. a. 1837.

Noch in anderer Weise, als dieser gefällige Austausch internationaler Artigkeiten, versetzt uns in durchaus vergangene Zeiten der Erguss des radicalen Kritikers:

O. Hofman-Peerlkamp S. P. D.
viro clarissimo et doctissimo
G. H. Mosero.

Quum Horatium ante hos quatuor fere annos in lucem emittebam, eruditissime Mosere, facile praevidebam, fore ut illa novitas multorum

millium studia, sermones et rumores esset concitatura. Hoc quia sperare potui, potui etiam ferre et perferre, et sine ira contemnere. Nemini clamatorum adhuc verbum respondi, neque unquam respondebo. Interea avide exspectabam judicia hominum doctrina et humanitate excellentium: quae si negligerem, merito sane intolerandae superbiae accusarer, essemque omnium mortalium, qui unquam fuere, ineptissimus.

Talia iudicia adhúc accepi pauca, Eichstadii, Doederlini et praecipue tuum. Ea iudicia accurate perpendi, mecumque exegi. Quid verum, quid secus mihi videatur, tum cognoscetis, quum novam Horatii editionem, quae iam fere desideratur, paravero. Interea differre diutius non potui, neque debui, quin tibi verbo saltem significarem, quanti cum caetera tua scripta faciam, tum istam de Horatio meo censuram, pro qua gratias accipe, quas tibi hic ago, maximas: majores, ut spero, acturus sum olim palam, habiturus perpetuo. Dissensionem aliorum aequissima mente accipio, ab omnibus discere cupio, quia veritas mihi unice curae cordique est. Itaque et tanto meo cum periculo, quod verum esse putabam, illud omne sine ambagibus aperui, signumque quasi certaminis sustuli, in quo sciebam, me, initio saltem, omnes propemodum omnium terrarum eruditos habiturum esse adversarios.

De illo certamine multum laetor. Excitati sunt homines ex veterno. Etiamsi, coniunctis omnium viribus petitus defecero, tropaeum tamen venerabor, quod a generosis victoribus Veritati ponetur. Vellem, hoc tota sciret Germania vestra. Sed pauci me et animum meum nosse videntur. Alii putant me esse decrepitum senem (habeo annos quinquaginta duo) alii Jacobinum alii alia sibi de me fingunt, quae tam rideo, quam judicia, tuum paucorumque aliorum, aestimo. Nam in paucis istis veteres illos Germanos agnosco, quorum affinitate Batavi gloriamur. Utinam talia judicia acciperem plura, multique facerent, quod Eichstadius se facturum esse pollicetur, quodque ut faceret eum ego incitavi, ut annotationes meas sic percenserent, quemadmodum Wolfius Marklandi et Gessneri de orationibus istis Ciceronis percensuit. Dicat de me, quod quisque velit. Si verum dixerit, habebit me semper melioris sententiae candidum laudatorem. Interim laudari a viris laudatissimis, a te tuique similibus, non nihili facio. Quod ut scires, neque me ex silentio meo tam diuturno, vel lentum nimis, vel etiam ingratum et inhumanum suspicarere, ideo has ad te scripsi litteras. Vale, eruditissime et clarissime Mosere, meque ama.

Leidae. a. d. XX. Augusti m. MDCCCXXXVIII.

Zu diesen Epistolae virorum clarorum gesellen sich holländische Briefe (einer von Baron van Westreenen van Tiellandt aus 's Gravenhage, mehrere von Mosers dankbarem Schüler P. S. Schull, Advokat in Dordrecht, (mit dem Dichter A. van der Hoop) Herausgeber einer kritischen Zeitschrift, in die er sich eine Recension des Peerlkamp'schen Horaz erbat; weiter in deutscher Sprache drei liebenswürdige Schreiben des Professors der niederl. Geschichte und Litteratur in Amsterdam N. G. van Kampen und einer von F. H. L. Donckermann aus Leyden aus den Jahren 1827—1837. Der letztere schrieb u. A. nach einem Besuch bei Freund Creuzer im Sommer 1836: „Wenn mich nicht meine Verhältnisse an Holland fesselten, so würde ich mit Vergnügen meine Tage in Heidelberg beendigen". Der erstere hatte von Donckermann 1837 Mosers Missstimmung in Folge einer Recension Bakes erfahren und suchte zu vermitteln in dem Wunsche, diesen Zwist, „welcher so leicht zur weitern Trennung von zwei Nationen, die in jeder, doch vorzüglich in literärischer Hinsicht geeignet sind, einander hochzuschätzen, beitragen könnte, beendigt zu sehen" (13. V. 27). In einer Nachschrift des dritten Briefes (5. IV. 37) sagt er: „*Peerlkamp's* Ultra-Kritik über den Horaz findet in unserem Lande auch viele Widersacher (vorzüglich den berühmten Prof. *van Lennep*), und Ihre Ansichten finden überhaupt vielen Beifall. Freilich hat die Leyder Facultät ganz die Partei ihres Collegen ergriffen, und man vermuthet, dass von dieser Seite her eine scharfe und inhumane Recension einer Gegenschrift gegen *Peerlkamp* des Herrn *Bosscha* zu Deventer kömmt. — Warum hat doch Herr Professor, Geheimrath u. s. w. *Schlosser* mich in den Heidelb. Jahrb. in der Recension Herrn *Groen van Priesterer* mit ein paar Zeilen ohne Beweis als einen Spekulanten und Effektsucher abgefertigt? Warum recensirt er mich denn nicht und zeigt, wo ich fehlte? Aber freilich — er ist Geheimrath, und man muss ihm auf sein Wort glauben". Vorher schreibt er: „Wir haben jetzt eine ziemliche Anzahl junger Dichter und Prosaiker, die theils Nachahmer *Byron's* sind, theils unsere alte Geschichte zum Behuf des historischen Romans benutzen. An ihrer Spitze steht der junge *van Lennep*, Sohn unsers grossen Philologen, und Verfasser zweier Romane, den ersten aus dem 16—17., den zweiten (weit vorzüglichern) aus dem 14. Jahrhundert: *de Pleegtoon* (auch ins Deutsche übersetzt) und *de Roos van Dekama*, letzterer wäre *W. Scotts* nicht unwürdig. Auch poetische Legenden aus unserer Vorzeit hat er verfertigt, unter welchen sich *het Huis ter Leede* durch furchtbare Kraft auszeichnet. Ein anderer noch jüngerer Dichter *Beeks*, der Bräutigam von *v. d. Palms* Enkelin, ist auch Legendendichter, sein

Keifer und *Stein te Poelgeert* aus dem 12. Jahrhundert haben viele Schönheiten und versprechen einen grossen Dichter. Sie sehen also, mein Freund, in unserm klassischen Lande siegt auch die Romantik, welches Sie vor 27 Jahren wohl auch nicht gedacht hätten! Mit Vergnügen las ich Ihre Recension der Werke des verstorbenen Hrn. *Schüll* in den Heidelberger Jahrbüchern: aber warum beschränken Sie sich doch auf die Werke eines Mannes? Sie sind recht dazu geeignet, die Holländische Literatur, die Sie kennen und schätzen, in Deutschland bekannt zu machen. Kann ich Ihnen dazu einigermassen behülflich seyn, so wird mir dies eine wahre Freude machen. Mich dünkt die Redaction der Heid. Jahrbücher müsste recht gern die erste seyn, welche die Produkte einer verschwisterten, zu lange verkannten Literatur in Ihrem Vaterlande bekannt machte. *Donckermann*, unser alte Freund, korrespondirt viel mit Herrn Prof. *Creuzer* und schickt ihm auch Bücher. — Kennen Sie die *Histoire de la Civilisation des Grecs* von unserm gelehrten *Limburg Breuwer* zu *Groningen?* Er ist ein Literator von ungemein viel umfassendem Wissen, und dabei ein Schriftsteller voller Witz und Laune. In seinem kleinen Romane: *Charikles en Euphorion* hat er sich erlaubt, die Paradoxen von *Platos* Republik zu bespötteln, welches ihm unser *van Heusde* ein wenig übel genommen hat. Doch genug von Literatur und vielleicht schon zu viel".

---

5. Von J. Ph. Siess.

Ein frischer, origineller Ton und romantischer Zug spricht aus Briefen von Mosers Freund Siess, der sich besonders eifrig mit dem Mystiker Suso beschäftigte. So schreibt er aus Anspach am 11. XI. 32 u. A.: „Vor einigen Tagen wurde ich von einem unerwarteten Besuche überrascht. Clem. Brentano und Dom-Capitular Diepenbrock von Regensburg traten plötzlich in mein Zimmer. Letzterer stellte sich mir als Herausgeber der Susonischen Schriften dar und präsentirte mir den Brentano, der dann sofort das Wort nahm und behielt, während Ersterer mich scharf fixirte. Brentano, der Deiner in Freundschaft gedachte, kennst Du; D. ist ein feiner, schöngebildeter Mann von ragender Gestalt, etwa 34 Jahre alt. Man könnte ihn für einen Westphalen halten, und wahrscheinlich ist er einer. Da gab es Geschichten! Wir schieden nach längerer Unterhaltung — wenigstens ich — sehr bewegt und befriedigt“. Die folgenden Briefe sind ans Speyer, zunächst aus dem Jahre 1833. So am 1. III.: „— — Im Hirsch zu Stuttgart gab es heitere

Wiedersehens-Scenen mit Bähelen, Lindner, Roth. An zwei Abenden, wie unter Tags, wurde viel Inniges gekost. Ueber Priorität zwischen Zeit und Raum zerstritt man sich, natürlich ohne Resultat; ich, der Hymnenvolle, als Zeitler, der plastische, gemäldewüthige Kunstfreund als Räumler, jeder — nach seiner Art. Gesellig heiter gings auch zu, und es tönte bei kühlem Weine gar mild, herzlich und echoartig: „Lieben Brüder, seyd zufrieden etc.“ — — — Höre, mach doch, dass Weihermann Sammlung nach Ulm kommt; erkundige Dich wenigstens um Veiels Manuscript über Suso. Erfährst Du, wer W. Nachlass sichtet, so mache es mir kund. Deinen Bruder grüsse freundschaftlich von mir; Bähelen will, dass er mir den ihm über Susoniana geschriebenen Brief mittheile.“ Dann am 18. Juli: „— — Deinen letzten Brief . . . kann ich nicht gleich finden, ich weiss mich aber zu erinnern, dass Du mir meldetest, Weihermanns Papiere seyen von der Stadt angekauft worden, Du wissest aber noch nicht, ob über das Veielsche Manuscript vom Leben Suso's und über Wollaibs Manuscript *„Paradisus Ulmens.“* eine Notiz darin stecke. Ist es noch beim Alten? Wer kustert wohl darin? Wäre es nicht am Besten, ich käme selber? (übers Jahr nämlich). Weihermann hat in dem „Unterhaltungsblatte für alle Stände, Stuttg. 1817“, dann in den „Nachrichten von Gelehrten etc. aus Ulm“ verschiedene besondere Umstände angegeben, die er doch nicht aus den Fingern gesogen haben kann, z. B. dass Suso zu Jettingen im Burgauischen gebohren, dass er im Alter blind geworden, dass er während seines Exils unter andern bei der verwittw. Königin Anna zu Königshofen verweilt habe, dass er an Walther von Bibra, einem Benedictiner in Wiblingen, einen trauten Freund gehabt etc. Ueber die Quellen, woraus dergl. Notizen geflossen, hoffe ich doch in der papiernen Verlassenschaft Weihermanns einiges zu finden. Seit einigen Monaten habe ich von einem *Scriptor* der Vaticanischen Bibliothec (im diplomatischen Wege) von Kirchenrath Hurter in Schaffhausen, von Prof. Hottinger in Zürich, von Dr. Kloss in Frankfurt, ein und anderes, aber unbedeutendes mitgetheilt erhalten. Ich kann nur in jetziger bedrängter Lage wenig correspondiren“. Ferner am 20. August: „Freund! Unter Veesenmeyers papiernem Nachlasse befindet sich ein mässiger Foliant, bestehend aus Abschriften von Erwerbs- etc. Urkunden des ehemaligen Dominicaner-Klosters zu Ulm — im Grunde höchst indifferente Sächelchen, mir aber nur desshalb von einiger Bedeutung, weil Suso in diesem Kloster gelebt hat. Bei der bevorstehenden Versteigerung des Veesenmeyerianorum möchte ich nun wohl hinsichtlich dieses Folianten, und allenfalsig anderer hierauf bezüglicher

Papiere, vertreten seyn, und biete mit, in so ferne kein besonderer Affections-Werth von irgend Jemanden in diese Dinge gesetzt wird. Sey doch so gut das einzufädeln. Zu übersenden brauchtest Du mir den Band, wofern er mir bleibt, nicht sogleich; ich hole ihn schon gelegentlich selbst. Noch nichts aus Weihermanns Nachlass entdeckt von Veiels Monographie — ? . . . . Ich habe einen wüsten Augias-Stall getroffen; mit 2 Räthen, einem geistlichen und einem weltlichen, war abzufahren. Eben heute erhalte ich von München die Entschliessung, dass Prof. Rust aus Erlangen[1]) mein zweiter geistlicher Rath wird — Gott sey gelobt! Rust hat hier, wo er vor einigen Jahren in der Umgegend noch Pfarrer war, einen guten Geruch als eifriger, christlich gesinnter, gelehrter und sehr thätiger Mann, wie man sie hier besonders braucht. Ich freue mich sehr ihn kennen zu lernen. Was uns hier anbelangt, so hat uns Gott zwar schwer heimgesucht, doch so, dass wir's können tragen. Den Mann in Bedrängniss fest zu sehen, scheint noch immer die Lust der Olympier zu seyn. Auf Wiedersehn! Dein alter Frd. Ph. S." Dazu am 12. XI.: „Rust ist hier, ein herrlicher, kräftig-christlicher Mann, ein Fels! Seine Antritts-Predigt über 2. Cor. 5, 18—20 (was von selbst auf V. 17 zurückweiset) war ein hinreissender Erguss der feurigsten christlichen Begeisterung. Gleiches habe ich noch nie gehört. Männer, die — gleich Falstaff — nicht mehr wussten, wie das Innere einer Kirche aussieht, die aber von Neugier getrieben erschienen waren, gelobten offen, keine Predigt des Rust zu versäumen. Dieser Rust, eines armen Landmanns Sohn, hat im 18ten Lebensjahr das „*mensa* der Tisch" vorgenommen, war Schullehrer, hat so strenge studirt, dass er, um Nachts nicht schläfrig zu werden, die Füsse in warmes Wasser stellte, ist nun ein Rüstzeug, ein auserwähltes, mir zum Trost erschienen, um den trostlosen Zustand des Christenthums in diesen Rheinlanden zu bessern. Nun erst bin ich gern hier". Ein Zettelchen vom 11. V. 34 lautet: „Freund! Nicht, dass ich mich für einen Taschenliteratur- oder Pfennigmagazins-Liebhaber ausgebe, wähle ich dieses Formätchen zum Brief, sondern dass Du nicht erschreckest. Ich denke Dich mir nämlich umlagert von Arbeit und Mühe, wie es uns Menschenkindern eben vom Paradiese her beschieden ist, und diess denke ich mir als die Ursache, warum Du auf meinen Brief vom 18ten Juli 1833 nichts hast verlauten lassen. Jetzt in diesen langen Tagen, magst Du wohl eher ein Restchen Zeit finden,

---

1) Vgl. über ihn (und beiläufig auch über Siess) den eingehenden Artikel von J. Schneider in der Allg. D. Biogr.

mich etwas von Dir und über meine Anfragen wegen des Veielschen und des Wollaibschen Manuscripts über Susonem vernehmen zu lassen, ferner über die Scheeman'sche (?) Bibliothek in der Neithartschen Capelle und die Weihermannschen Papiere. Gott mit uns! Dein Urfreund Ph. Siess".

Der folgende Brief ist vom 17. IV. 1836:

Lieber alter Freund!

Dir auch einmal wieder ein Lebenszeichen zu geben und Dich wissen zu lassen, wie wirs treiben, sende ich Dir hier ein Exemplar des Consistorialerlasses (Hirtenbriefs) an sämmtliche 236 Geistliche vom 27. Jan. d. J. Darin ist abgebildet, was zu bekämpfen ist und wie muthig gekämpft wird in der Kraft des Herrn. Ich brauche Dir nicht zu sagen, dass Rust der Verfasser ist; dieser führt den schweren, heissen Kampf; ich aber bin sein *fidus Achates*, und er sagt mirs hundertmal, ohne meinen Beistand müsste er zurücktreten. Warum bist Du doch noch nie von Deinem Heidelberg, wo ich Dich jedes Jahr anwesend denke, zu uns herübergekommen? Ich erwarte Dich mit Verlangen, und auch Rust trägt Verlangen, Dich kennen zu lernen. Lieber Freund! Der Herr ist nahe, kann ich mit grosser Freudigkeit ausrufen; und Dein Jugendfreund, der Dir in seinen vielfachen Verirrungen so wohl bekannt ist, wird gewürdigt, Mithelfer zu seyn zu einem grossen Werke der Erneuerung. „Nimm hin" sagt mein Suso im Sinne des Evangeliums, „nimm hin dein erstes Kleid, Schuhe an deine Füsse und den minniglichen Namen, dass du mein Gemahl ewiglich heissest und bleibest". Das lautet nun freilich gar mystisch; sey es! Was wäre denn am Ende ein Christenthum ohne Mystik? — Mein Herz verlangt gar sehr wieder einmal meine Vaterstadt, meine lieben Jugendfreunde zu sehen, nun ich in dem, was ich seyn soll, bestätiget bin. Wolle Gott es fügen, dass mir dieser Genuss zu Theil werde. Vorerst wird es hoffentlich gelingen, eines kleinen Ausflugs in das Gebirg unsers Kreises, den ich mit meinem Freunde, Rust, in der Mitte des Mai vorhabe, froh zu werden. Ein gar freundlicher Empfang ist uns an manchem Orte, wo wir eintreffen werden, von angesehenen und zum Theil sehr gebildeten und sehr reichen Leuten bereitet, so dass mir ein froher Lebensgenuss nach langem und wahrlich grossem Leide bevorsteht. Er soll mich stärken für das, was noch durchzukämpfen ist. Denn noch ist auf Jahre hinaus nicht Friede. Lass aber auch Du, treuer Freund, solche Stärkung mit Deinem Zuspruche mir zukommen, und glaube sicherlich, dass ich viel Gewicht darauf lege, das Bestreben, das Du in der Beilage ausgedrückt

findest, auch durch das Anerkenntniss eines redlichen alten Freundes bestätigt zu finden. . . . . . Unlängst bin ich mit Hn. v. Meyer, dem bekannten Verfasser der Blätter für höhere Wahrheit, dem Schwiegervater des hiesigen Präsidenten, Frhn. v. Stengel, in Correspondenz getreten; er hat mich ermuntert mit dem preussischen Gesandten zu Rom v. Bunsen, dem Herausgeber der schätzbaren Sammlung älterer Kirchenlieder und Gebete, wegen Suso's mich unmittelbar zu benehmen, und das will ich auch thun, sobald ich Zeit finde. Auch Antistes Hurter in Schafhausen ist unter meinen werthen Correspondenten. So werde ich mehr und mehr in ein erhöhtes Geistesleben eingeführt. Immer aber komme ich wieder auf den alten Hamann zurück, den Juden ein Aergerniss, den Griechen eine Thorheit. Wissen möchte ich doch, was Jacöbi unter den Worten, er müsse schwere Dinge von Hamann glauben, wohl gemeint habe. — Was ich mit den Juden zu verkehren hatte, wird dir wohl aus Nr. 96 u. 97 der Didaskalien d. J. bekannt seyn. Auch hier ist die Axt an die Wurzel gelegt und es wird unfehlbar neue Triebe hervorbringen, was jetzt in Hoffnung gesäet ist. Grüsse mir herzlich Deinen Bruder und gedenke Deines Freundes Ph. Siess. (Dass von der Beilage kein Gebrauch für die Publicität, besonders Journalistik, zu machen sey, versteht sich von selbst).

Endlich der letzte Brief vom 21. III 1837:

Theuerster Freund!

Dein Brief vom 20sten Juli v. J. hat mir unsäglich Freude gemacht wegen des Uebereinstimmens in religiösen Ueberzeugungen, die denn doch einen noch dauernden Vereinigungspunkt, als selbst die edelsten Jugendgefühle bilden. Aber, bester Freund, wenn Du eines Tages in den Rheinkreis kommen und uns besuchen willst, wo Du herzlich willkommen bist, so ergib Dich nur frei darein, dieseits ein Mystiker zu heissen; ist's ja Thiersch auch nicht anders ergangen . . . . . Männer von höherer Stellung, deren Selbstsucht freilich vielfach gekränkt war, boten alles auf, um ein kirchliches Hambacherfest zu bereiten. Am Montag nach dem Dreieinigkeitsfest 1836 gings auf den Diöcesensynoden los. Die Münchner, von panischem Schrecken ergriffen, schickte sofort eine dualistische Commission, ohne erst uns, die wir doch je und je treulich und unverzagt vor den Riss stehen, auch nur zu fragen. Dieser Schritt machte den Schaden nur schlimmer, weil man ihn auf der Seite des Cravalls als eine Concession ansah. Nun aber hat ... der *summus episcopus* gesprochen und die Faction ist enttäuscht. Jetzt merken wir, wie das

Wort Gottes laufe und wachse und in diesem Innewerden liegt grosser, unaussprechlicher Lohn. Wie komme doch ich, Aermster, dazu, auch in solch hochheiligen Dingen, wenigstens als Handlanger mitwirken zu dürfen! — Welche sichere Bürgschaft für das theure Wort Jes. 43, 1. in seiner erprobten Beziehung auf mich, dem ja hiemit Vergebung gewiss ist. Ich möchte noch gar manches beifügen, allein die Stunde drängt zum Schlusse.

Grüsse mir herzlich meinen theuren Freund, Deinen Bruder. Läse er nur manchen Artikel in der Speyerer Zeitung 1835 oder 1836, er würde keinen Augenblick den engen Zusammenhang der Sanscülotts von Hambach und der vom Montag nach *Trinitatis* 1836 bezweifeln. Grüsse mir auch die übrigen Freunde, Du kennst ja die Meinen.

Wir sind alle gesund geblieben und auch guter Dinge.

„Mit Gott hindurch!“ hiess es neulich in einem Briefe meiner lieben Frau Schwägerin im Hafenbad. Nun denn, Mit Gott hindurch!

Dein
alter treuer Freund
J. Ph. Siess.

6. Von Fr. W. Thiersch.

Führten uns die letzten Briefe in die kirchlichen Kämpfe in Rheinbayern ein, so beziehen sich die drei Briefe von Fr. W. Thiersch aus München auf den Kampf um das Gymnasium und seine Schrift darüber vom Jahre 1838. Dieser Kampf spielt begreiflicherweise in einem grossen Teile der Moserschen Korrespondenz eine Rolle — nicht selten mit Aeusserungen, die heute nach mehr als einem halben Jahrhundert so klingen, als ob sie in die Kämpfe unserer Tage gehörten. Am 4. Januar 1838 schickt Thiersch sein Buch „Von dem gegenwärtigen Stande des öffentlichen Unterrichts“ und schreibt dazu:

Mein theurer Freund,

Ich sage Ihnen meinen besten Dank für Ihren freundlichen Brief und die schöne Gabe, mit welcher Sie die Zusendung meiner Abhandlung über die platonischen Dialoge erwiedert haben .... Die Lotze'sche Buchhandlung wird Ihnen mit diesem Brief ein Exemplar meines neuesten Buches, über den Zustand des öff. Unterrichts etc. übersenden. Ich bitte es als geringen Beweis meiner grossen Hochachtung und dankbaren Erinnerung freundlich aufzunehmen. Sie werden Würtemberg, dazu Ulm und sich selbst, einmal auch anonym darin finden, weil ich nicht wissen

konnte, ob da wo der Name fehlt seine Nennung Ihren Verhältnissen angemessen gewesen wäre. Im Ganzen spreche ich im Namen aller altgesinnten Schulmänner als ein wenn auch untergeschobener *Cicero pro domo,* und lieb wäre mir, wenn Sie als *in propria causa* eine Anzeige des Buches in den Heidelberger Jahrbüchern übernehmen wollten. Ich wünsche natürlich nur, dass dem Publikum von einem in der Hauptsache gleichgesinnten die Sachlage ausführlich dargestellt wird, und wüsste für jenes Organ der literarischen Meinung mir keinen geigneteren Anwalt und Beurtheiler zu wünschen, als gerade den in Ihnen vereinigten Philologen und Schulmann von entschiedenem Erfolg und Verdienst. Sollten Sie gehindert seyn, sich dieser Mühe zu unterziehen, so bitte ich mich darüber zu verständigen, damit ich dann vielleicht dazu unsern gemeinsamen Freund Creuzer, dem ich natürlich das Buch auch zuschicke, vielleicht einen andern für die Sache wünschenswerthen finde.

Ich bin gerade diesen Winter fleissig mit Ihnen beschäftigt, da ich die Tusculanen lese und Ihnen sehr dankbar für die reiche Belehrung Ihrer sorgfältigen und umfassenden Bearbeitung der Schrift.

Mit den herzlichsten Wünschen für das neue Jahr und aufrichtigster Freundschaft und Hochachtung

Ihr treuergebener

Fr. Thiersch.

Dann am 3. März 1838:

Mein theurer und verehrter Freund,

Auf die Anfragen Ihres werthen Briefes vom 1. März antwort' ich mit umgehender Post und mit aller Bereitwilligkeit wie folgt:

1. Ich habe über das Gymnasium zu Ulm mich mit Ihnen wiederholt und jedes Mal mit neuem Vergnügen unterhalten, und mich aus Ihren Mittheilungen über die inneren Gründe seines ausgezeichneten Erfolges belehrt, den ich eben so aus den Arbeiten der Schüler, welche Sie mir vorzulegen die Güte hatten, wie an denjenigen Schülern kennen lernte, die aus Ihrem Unterricht in den meinigen übergingen. Gelegentlich dieser bemerke ich, dass Herr Schwarzmann, einer der vorzüglichsten unter ihnen, nächstens aus Florenz hierher zurückkehren wird, *dives opum* wie ich höre, versteht sich aus classischen Schachten; aber

Leid thut mir, dass in die statistischen Notizen, die mein Buch „von dem gegenwärtigen Zustande des öffentlichen Unterrichts“ über Ihre Anstalt S. 222 und anderwärts über die Sprengel der Pädagogarchen [1])

1) verschrieben „Pädadogarchen“.

enthält, sich, wie Sie bemerken, Irrthümliches eingeschlichen hat und ich danke Ihnen ergebenst für die gefällige Berichtigung dieser Irrthümer.

2. Anlangend die Realschule, so war zwischen uns über die Schwierigkeiten der Einrichtung und Führung solcher Anstalten, eben so wie von der Nothwendigkeit die Rede diese Schwierigkeiten durch Vermittlung zu besiegen und dem dringenden Bedürfnisse eines erweiterten Realunterrichts für die dem Gewerbestande bestimmten Zöglinge der öffentlichen Lehranstalten Genüge zu thun. Auch auf diesem Gebiet haben Sie der Bereitwilligkeit und Thätigkeit der Behörden und Lehrer volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Was S. 249 von dem damals nur theilweisen Erfolge der Schule gesagt wird, beruht nicht auf Ihren Mittheilungen, die erst da beginnen, wo Ihr Name eingesetzt ist. Wäre die gemeinte, ihm vorangehende Stelle ebenfalls aus Ihren Mittheilungen genommen, so würde Ihr Name nicht erst nach ihr erwähnt werden, sondern vor ihr stehn, oder vielmehr die Stelle wäre gar nicht gedruckt worden, wenn sie nur Erklärungen des Vorstandes über die ihm untergebene Anstalt enthielte. Den Lehrplan S. 247 glaubte ich allerdings Ihren freundlichen Mittheilungen zu verdanken; doch da Sie mir bemerken, dass er mit dem von Ihnen entworfenen nicht übereinstimmt, muss allerdings eine Verwechselung mit einem andern in meinen Papieren vorgegangen seyn.

3. Der Brief, aus welchem S. 249 eine Ansicht über Natur und Wirkung der höherstrebenden aber auf blossen Realunterricht beschränkten Bildung und Erziehung mitgetheilt wird, ist nicht von Ihnen geschrieben oder veranlasst, eben so wenig von Ihrem Herrn Collegen dem Hn. Prof. Schwarz. Er stammt überhaupt gar nicht aus Ulm und gehört zu meiner anderweitigen Correspondenz mit ausgezeichneten Pädagogen über die Natur und Wirkung der im Streite liegenden Systeme. Auch ist wol aus ihm selbst klar, dass er sich ganz und gar nicht auf irgend eine einzelne oder bestimmte Realschule bezieht, sondern der Schluss einer prinzipiellen Erörterung über den Gegenstand ist, der die Hauptpunkte der Untersuchung kurz und prägnant zusammenstellt. Wenn aber dieses Briefes bey der Ulmer Realschule Erwähnung geschah, so geschah es weil bey meiner Revision der Realschulen Ihres Landes ich unter den höhergehenden und Bildung allein durch Realunterricht suchenden von der Ulmer zuerst sprach, wie Sie S. 246 sehen, wo der Uebergang aus den niedern zu den höhern sich findet, dabey aber bitte ich Sie, mein verehrter Freund, mich, im Fall es nöthig seyn sollte, bey Ihren Herrn Collegen zu vertreten oder vor Missdeutung

zu schützen. Allerdings kann nach meiner Ueberzeugung ein Realunterricht, der höhere Bildung anstrebt, dabey aber, wie es von Ihrer Anstalt S. 250 heisst „von dem humanistischen ganz getrennt und ohne die Stärkung und wissenschaftliche Weise, die er aus ihm ziehen kann, seinen eigenen Mitteln überlassen ist, in die Gefahr gerathen, welche der Brief bezeichnet; jedoch bey dieser Beziehung eines besonderen Falles auf einen allgemeinen und prinzipiellen Satz ist mir nicht zu Sinne gekommen, die Lehrer oder Vertreter der Ulmer Anstalt, als solche zu bezeichnen, oder bezeichnen zu wollen, die irgend einen andern Erfolg als einen guten wollten und vorzubereiten gemeint wären. Ueberhaupt ist in meinem Buche so viel es auch seiner Bestimmung nach des Streites enthält, nie von Absichten, ausser von guten, d. i. die auf ein für gut Gehaltenes oder Erkanntes gerichtet sind, die Rede; aber auch die beste Absicht, der reinste Wille für das Gute schützt nicht vor Irrwegen und der Gefahr, in das Unheil zu gerathen, wo man dem Heile entgegen zu steuern glaubt. Was ich will ist, dass die Gefahr auf dem heiligen Gebiet der Jugendbildung überall erkannt werde. Dazu führt am sichersten die offenste und entschiedenste Bezeichnung derselben. Ist aber die Erkenntniss gewonnen, so wird die Abhülfe um so weniger ausbleiben, da sie mit den zu Handen liegenden Mitteln und Kräften kann geleistet werden. Uebrigens bemerk' ich Ihnen, dass S. 230 die Stelle unmittelbar nach dem Briefe durch einen Druckfehler verdorben ist. Denn das Wort „gemeiniglich" hat dort gar keinen Sinn. So viel ich mich erinnere hab' ich „gelegentlich" geschrieben, wenigstens war die Meinung, dass gelegentlich d. i. bey Gelegenheit der vorhergehenden Stelle und ihrer Ansicht das Folgende über Ihre Schule sollte bemerkt werden; doch bin ich des Worts, das gebraucht war, nicht mehr gewiss, und das Manuscript ist nicht mehr übrig. Sie sehen, mein theurer Freund, dass ich unser Geschäft zu emendiren auch hier anwenden und an meinem eignen Texte zum Conjekturalkritiker werden muss, noch dazu zu einem, der seiner Sache nicht gewiss ist, vielleicht zur Rache für die unsichern oder verfehlten Conjekturen, die ich — *εἷς τῶν πολλῶν* — unsern Alten applicirt habe. Leider! muss ich dieselbe zweideutige Kunst an dem Buche, besonders am letzten Abschnitt des II. Theiles, dem über Belgien, der ganz aus meiner eignen schlechten Handschrift gedruckt ist, noch öfter anwenden. Dort sind mehrere ganz eigentliche *loci desperati;* doch genug des Spottes über mich selbst. Mit aufrichtigster Hochachtung und Freundschaft

Ihr treuergebener
Fr. Thiersch.

N. S. Es braucht nicht meiner Erinnerung, dass, da dieser Brief sich meist auf Erläuterung meines Buches, oder auf Hebung von Missverständnissen bezieht, die es, wie ich sehe, veranlasst oder noch veranlassen kann, Ihnen vollkommen frey steht, sich desselben, als in einer öffentlichen Sache gegen Jedermann und in jeder Weise zu bedienen. *In aperto veritas.*

Der dritte und letzte Brief ist vom 12. Juli 1838 und lautet:

Mein theurer Freund,

Ich habe aus Ihren letzten Nachrichten mit Vergnügen gesehn, dass das Ungestüm der realistischen Gegner, die mein Urteil über Realstudien bey Gelegenheit der Nachrichten über Ulm gerade Ihnen erregt hatte, durch die Erklärungen meines Briefes gestillt worden ist. Es war das wenigste, was von meiner Seite geschehen konnte, nachdem der Inhalt des Buches Ihnen jenen Verdruss zugezogen. Allerdings war für Einen, der ausser der Gereiztheit jener Menschen und ihrer Bestrebungen steht, schwer vorherzusehen, dass sie durch Aeusserungen über Realistik wie sie bey dem langen Kampfe beyder Systeme in hundert Büchern vorkommen, so in Harnisch gerathen würden. *Mala mens, malus animus, mala conscientia.* Die in Stuttgart haben sich als Collegium gegen mein Urteil über einen grossen Theil der in W. einheimischen Vorträge zu verwahren für nöthig gehalten. Ich konnte erwidern, dass ich mit dem Collegium nichts zu schaffen gehabt und das zur Erhärtung meiner Angaben Nöthige in Bezug auf die Einzelnen beybringen; doch halt ich für besser mich nicht in den Detailkampf einzulassen, und die Gegner noch abzuwarten, die einem Geheimkult angehören seit Viele sich verbinden, um ihnen zusammen so weit es nöthig ist, zu begegnen. Denn allerdings haben die klassischen Studien ausser dem Realismus noch genug eben so mächtige Feinde, von welchen sie bedroht werden, den Formalismus und Pedantismus vieler Lehrer, die ihnen wachsenden Schaden und der ganzen Sache grosses Unrecht zufügen. Lieb wäre mir, wenn Sie, mein verehrter Freund, Gelegenheit nehmen oder geben wollten, die statistischen auf Zahlen, Personen und Lehrstoffe oder Stunden- und Lehreintheilung sich beziehenden Irrthümer meines Buches in den Würtenberg betreffenden Abschnitten zu verbessern. Es wird Ihnen oder H. Prof. Schwarz wol keine Mühe machen, die berichtigten Notizen auf einigen Blättern zusammenzustellen und sie mir zukommen zu lassen. . . . . . . In der Hoffnung, dass Sie seit jenen

Unruhen in Ruhe und gewohntem Gedeihen Ihr Amt geführt und zufrieden gelebt haben, und mit Versicherung herzlicher Hochachtung

Ihr treuergebener

Fr. Thiersch.

---

7. Von L. Döderlein.

Harmloser und heiterer ist der Ton in zwei Briefchen des liebenswürdigen Döderlein aus Erlangen. Der erste vom 23. März 1827 lautet

Verehrtester Herr Rector!

Ich bin Ihnen mehr als zweifachen Dank schuldig; erstens für Ihren freundlichen Brief durch Herrn Sternegger. Es freute mich, dass ich durch einen Rath, der durch seine Annehmlichkeit Mutter und Sohn überraschte und alle Erwartung übertraf, Ihrer Empfehlung keine Unehre machte. Der junge Mensch gefällt mir als *studiosus* recht gut; ich finde ihn am Ende des ersten Semesters noch eben so bescheiden als am Anfang; das will nicht wenig sagen.

Ihr reichhaltiges Programm über Cicero hab ich richtig und dankbar erhalten. Sie empfangen dafür mitfolgend Altes und Neueres von mir. Meine Erklärung von *τηλύγετος* soll doch wie ich hoffe über die bisherigen noch den Sieg davontragen.

Drittens haben Sie mich — wenn ich ein kündliches Geheimniss nicht ignoriren muss! — durch Ihre freundliche Recension meiner Synonymen zum Dank verpflichtet. Aufrichtig gesagt, hätte ich freilich eine noch strengere Prüfung meiner Grundsätze und namentlich meines äusseren Verfahrens, und besonders ein Urtheil eines Schulmannes wie Sie sind über Klarheit oder Unklarheit, unnöthige Weitschweifigkeit oder lückenhafte Beweisführung, und über die Brauchbarkeit meiner Synonymenbestimmungen gewünscht; doch bin ich dankbar für die einzelnen Berichtigungen. Dass Ihnen meine Erklärung von *impraesentiarum* so sehr missfällt, thut mir in dem Grade leid als ich Sie für evident halte; aber ich will Ihnen offen gestehn, dass meine meisten gelehrten Freunde auf Ihrer Seite stehn. Daraus folgt aber nur, dass ich meine Ansicht gelegentlich noch besser verschanzt zu Markte bringe. Uebrigens *si quid novisti rectius* etc.

Am 2ten Theil wird schon gedruckt. Er soll nicht stärker aber weit reichhaltiger werden als der erste. Wollen Sie mir *privatim* durch

den Hrn. Sternegger noch einige Winke oder Rathschläge zum Bessermachen zukommen lassen, so werden Sie einen dankbaren Zuhörer haben.

Mit Achtung und Freundschaft

Ihr

ergebenster

Döderlein.

Der andere Brief ist vom 7. April 1857:

Mein verehrter Freund!

Bis heute habe ich Ihnen gegrollt dass Sie im September Ihrem Versprechen nicht treu geblieben, und darum die verlangten Sendungen zurückbehalten. Erst die Charwoche nöthigt mich meinem Groll zu entsagen und Sie mit Wohlthaten zu überschütten. Demnach erhalten Sie in der Anlage von älteren Programmen soviel als ich noch besitze und in Ihrem Verzeichniss noch nicht enthalten sind — genug um Sie und jeden Freund zu sättigen; aber um die *satietas* zum *fastidium* zu steigern lege ich auch noch meine neuesten *opera immortalia* bei, meine Philologenrede die Sie nicht haben hören wollen, dann ein *Thierschianum*, und endlich mein „*Vocabularium*“ mit den „Erläuterungen“. Können Sie für Ihr Gymnasium von ersterem Gebrauch machen, so ist mirs angenehm. In den „Erläuterungen“ die für Lehrer bestimmt sind hab ich angeblich viel pädagogische Weisheit deponirt; es wäre mir lieb wenn auch Freund Hassler einen Blick hineinwerfen wollte. Das *Vocabularium* (Preis 24 Kr.) bittet um eine Anzeige in den Heidelb. Jahrb. oder sonst wo.

Freundschaftlich

Döderlein.

---

8. Von K. Fr. Hermann.

Wie in dem zweiten Briefe Döderleins, so spielen die Versammlungen der Philologen und Schulmänner eine Rolle in der Mehrzahl von den fünf Briefen K. Fr. Hermanns [1]); der erste ist in Frankfurt d. 6. April 1840 geschrieben, die übrigen in Göttingen. Jener lautet:

1) Auch sonst ist nicht selten in diesen Correspondenzen davon die Rede. Ein typisches Urteil giebt Dr. Hess aus Helmstedt, ein Schüler und Vetter Creuzer's (der sich mit Basilius beschäftigte), 1845 über den Congress von Cassel 1843: „Die Versammlung hatte keinen rechten Zug und fühlte sich beengt, weil die Regierung sich derselben nicht sehr gewogen zeigte. Die Vorträge selbst haben mich wenig befriedigt. Thiersch und Döderlein paradirten dort, und letzterer führte beständig

Verehrtester Herr Rector,

Indem ich Ihnen für Ihre gütige Zusendung den verbindlichsten Dank sage, finde ich mich zugleich durch die fortwährende Nachsicht, welche Sie meinen gelegentlichen Productionen zugedeihen lassen, ermuthigt, Ihnen auch die beifolgende Neueste zu geneigter Aufnahme zu empfehlen. Sie sehn freilich daraus eben nur, wie ich von einer Blume des Alterthums zur andern zu flattern genöthigt bin, und nicht einmal den Honig derselben rein geniessen kann, sondern mitunter auch, um mir den Rücken frei zu halten, den Stachel gebrauchen muss; von Persius habe ich diesen Winter kaum mehr als die *Annotatio critica* zu Stande gebracht! Was ich für mich zu lesen und zu studiren im Stande bin, geschieht *velut canis de Nilo bibens*, und das einzige Mittel einen Gegenstand näher ins Auge zu fassen, ist mir, wenn ich ihn mit meinen Collegien in Zusammenhang setzen kann, die sich denn zum Glück auch successiv über die meisten Gebiete des Alterthums erstrecken. Ueberhaupt bin ich meiner ganzen Natur nach mehr zum Lehrer als zum Gelehrten oder Schriftsteller geeignet, und weiss es daher auch mit besonderer Dankbarkeit zu erkennen, wenn Schulmänner wie Sie mich ihrer Aufmunterung und Freundschaft würdigen; möchte uns nur öftere Gelegenheit zu solchem anregenden Zusammenseyn, wie sie uns Mannheim bot, zu Theil werden! Kommen Sie wohl nach Gotha? Ich schwanke noch, da gleichzeitig das 300jährige Jubiläum des Weilburger Gymnasiums einfällt, wohin mich noch individuellere Rücksichten ziehen; sollte aber diese Collision sich vermeiden lassen, so würde ich mich innigst freuen, Ihnen in Gotha persönlich wiederholen zu können, mit welcher aufrichtigen Hochachtung ich sey

Ihr

ganz ergebenster

K. Fr. Hermann.

Während der erste Brief aus Göttingen vom 8. März 1843 ohne allgemeines Interesse ist — er betrifft besonders eine Anfrage des Professor der Medicin Fuchs nach einem Ulmer Arzt des 16. Jahrhunderts, Otto Raut, und entschuldigt den Nichtbesuch der vorjährigen Philologenversammlung dort — ist besonders eingehend der folgende vom 25. Oktober 1844:

---

das grosse Wort. . . . . Die Schulmänner stehen im Hintergrunde, und das pädagogische Element wird zu wenig beachtet. Da lobe ich mir die Versammlung der norddeutschen und rheinisch-westfäl. Schulmänner, die Vorträge halten, die wissenschaftliches und praktisches Interesse haben."

Hochgeehrtester Herr und Freund,

Wahrlich, Sie beschämen mich, da Sie mich, der ich Ihnen noch auf einen früheren Brief Antwort schuldig bin, schon wieder mit so freundlichen Zeilen erfreuen und meinem Wunsche von Ihren Gymnasialangelegenheiten fortwährend unterrichtet zu bleiben, so wohlwollend entgegenkommen. Dass ich freilich auch Ihrer inzwischen nicht uneingedenk geblieben bin, werden Sie vielleicht sogar jetzt aus der Sendung meines Gratulationsprogramms zum Königsberger Jubelfeste ersehen haben, dessen ganzer Inhalt übrigens es mehr als irgendwem sonst Ihrem Urtheile vorzulegen verpflichtete; diese Sendung jedoch mit einem Briefe zu begleiten, erlaubte mir damals meine beschränkte Zeit nicht; und so danke ich Ihnen denn jetzt doppelt, dass Sie mir Gelegenheit geben, meine damalige Versäumniss wieder gut zu machen. Noch lieber wäre es mir allerdings, wenn ich mündlich mit Ihnen über so manches verkehren könnte, wozu gerade auch Ihr vorliegender Brief Stoff gibt; z. B. wesshalb Sie das Fachlehrersystem verwerfen, das mir unter den jetzigen Umständen noch das einzige Mittel zu seyn scheint, um die jüngere Generation von Gymnasiallehrern einigermassen auf einem wissenschaftlichem Standpuncte zu erhalten. Wohl stand es besser um gründliche Bildung als die Gegenstände des Gymnasialunterrichts noch so einfach waren, dass der nämliche Lehrer aus den gemeinschaftlichen Quellen seiner Studien alles[1]) das schöpfen konnte, dessen der Schüler seiner Classe bedurfte; aber diese Zeiten sind nun einmal vorüber und lassen sich weder festhalten noch zurückführen; sollen nun auch mit den Schülern die Lehrer zersplittern und zu Grunde gehn? Und das müssen sie, wenn jeder alles[1]) das treiben und studiren soll, was die moderne Vielwisserei dem Schüler in jeder Classe gleichzeitig zu lernen zumuthet; ja, der Lehrer wird gerade sein eigenstes Studium am ersten verwahrlosen, um zunächst das Fremdartige, womit er sich bisher noch nicht beschäftigt hat, nachzuholen, und so entschlüpft ihm, ehe er sich dessen versieht, das Erworbene, ohne dass ihm die neuen mitunter selbst wieder wechselnden Gegenstände dafür Ersatz verleihen. Denken wir uns den jungen Philologen, der nun auf einmal Naturgeschichte, Geographie, Deutsch, wohl gar Rechnen u. s. w. zugleich an der nämlichen Classe lehren soll; — er wird vielleicht selbst seine Classiker verkaufen müssen, um die nöthigen Compendien und sonstigen

1) Zu dem ersten „alles“ hat Moser ein „NB.“, zu dem zweiten „Nicht so“ an den Rand geschrieben. Ebenso nachher „So nicht!“ zu der Aufzählung der verschiedenen Lehrgegenstände, und „Ja wohl!“ zu den Worten „so weise man“ u. s. w

Hülfsmittel für alle jene Dinge anzuschaffen, und jedenfalls kauft er kein neues Buch in seiner Wissenschaft, sieht vielleicht keines mehr an, solange er zehnerlei Unterricht zugleich zu ertheilen hat — daher kommt der mechanische Geist so vieler jungen Gymnasiallehrer, und daher die Klagen der Buchhändler, dass kein wissenschaftliches Buch mehr ziehen will. Soll also noch ein Rest von Gründlichkeit gerettet werden, so weise man jedem Lehrer sein bestimmtes Fach an, das er entweder bereits zum Lebensberufe gewählt hat, oder wenigstens sicher seyn kann, es als solchen verfolgen zu dürfen; dann wird er darin gründlich einheimisch werden, und seine Gründlichkeit wird sich dann auch dem Schüler mittheilen, während die Gleichzeitigkeit mehrerer Fächer bei diesem der Einseitigkeit vorbeugt. Der einzige Missstand, der mich bei solcher Einrichtung bedenklich machen würde, wäre die Eifersucht der einzelnen Fächer, deren jedes gern das erste seyn möchte; aber Eifersucht schliesst auch das Classensystem nicht aus, wo der untere Lehrer leicht aus Neid gegen den oberen seine Fundamente vernachlässigt; und wo der Director wie ein guter Kapellmeister das Ganze zusammenhält, da wird es wohl den Einzelnen vergehen, dass jeder die erste Violine spielen will.

Doch wie gesagt, über alle solche Puncte möchte ich mich gern von Ihnen als bewährtem Praktiker mündlich belehren lassen, da ich wohl fühle, dass man um sie brieflich zu erschöpfen, ein Buch schreiben könnte. Vielleicht sehen wir uns doch nächstes Jahr, so Gott will, in Darmstadt? Dass Sie nicht in Dresden waren, lassen Sie sich nicht leid thun; es war überfüllt, so dass Wenige einander recht geniessen konnten; dabei widerwärtiges Wetter und trotz grosser Zuvorkommenheit doch die unmittelbarsten Anstalten mangelhaft getroffen. In Darmstadt, hoffe ich, soll das anders werden, und da Creuzer, wie er mir geschrieben hat, hinkommen will, so werden Sie ja auch nicht ausbleiben dürfen! Wollen Sie mir inzwischen auch vorher meine Scrupel schriftlich lösen, so werden Sie mich sehr erfreuen; denn ich kann Ihnen nicht genug sagen, mit welcher Hochachtung und Verehrung ich bin

Ihr ganz ergebenster K. Fr. Hermann.

Der nächste Brief ist vom 14. Januar 1850 (eingetroffen am 1. April):

Hochverehrtester Herr und Freund,

Ihren werthen Brief vom 19ten October, der aber erst in diesen Tagen in meine Hand gekommen ist, kann ich nicht umhin mit ein Paar dankbaren Zeilen zu beantworten, zumal da sich mir zugleich die

Gelegenheit darbietet, meinen Dank wenigstens durch eine neue Kleinigkeit aus meiner Feder zu bethätigen. Was Ihre heimischen Zustände betrifft, so haben sich ja wohl seit dem Datum Ihres Briefs manche Wolken verzogen, gerade wie es sich auch bei uns besser gestaltet hat, als ich nach unseren letzten Kammerwahlen erwartet hatte; die wahre Hülfe aber müssen wir erst noch von der Vorsehung hoffen, die allein uns schöpferische Geister wecken kann, um unsere veralteten Zustände zu regeneriren, ohne dazu die dämonischen Mächte des Umsturzes und der Anarchie zu entfesseln. Desshalb wollen wir uns wechselseitig und dem ganzen Vaterlande ein recht gesegnetes neues Jahr wünschen; Gott gebe, dass wir im Januar 1851 mit Dank und Freudigkeit auf dasselbe zurückblicken können! ...... Unser akademischer Nestor Mitscherlich hat gegenwärtig sein 90stes Jahr angetreten; gegen diesen sind Sie mit Ihrem siebenzigsten noch immer ein Jüngling und haben nach ihrer ganzen Constitution die beste Aussicht es eben so weit zu bringen. Der alte Herr ist übrigens selbst noch sehr rüstig und hat Augen und Ohren auf dem rechten Flecke; nur die Beine wollen ihn nicht mehr ganz sicher tragen.

Mit bekannter Hochachtungsvoller Teilnahme

Ihr ergebenster Hermann.

Der letzte Brief vom 30. October 1852 beginnt mit einem Segenswunsch zu dem *otium cum dignitate*, in das Moser nunmehr eingetreten war und gibt dann Notizen über die Göttinger „Panegyris“ [1]); zum Schluss: „dass wir in Wahrheit vergnügt waren, und namentlich auch die gemeinschaftliche Ausfahrt, obgleich bei strömendem Regen und stürmisch-kaltem Wetter ausgeführt, einen recht gemüthlichen Verlauf genommen hat. Leider waren nur der Süddeutschen gar zu wenig gekommen; das Bier, das express für sie angeschafft war, haben nun die Norddeutschen ganz allein austrinken müssen“,

---

9. Von G. W. Zumpt.

Nur ein, aber ein vielsagender Brief ist von G. W. Zumpt aus Berlin, geschrieben am Todestage Schleiermachers, den 13. Februar 1834:

---

1) Ueber denselben Gegenstand äussert sich Dirksen gegen Moser am 15. Okt. 1852 so: „Dass der Göttinger Philologen-Congress Dich nach dem Norden gezogen haben sollte, darf ich kaum zu hoffen wagen. Es scheint das Schicksal dieser gelehrten Congresse jenem der diplomatischen zu entsprechen, nämlich dass dabei nichts herauskommt.“

Ich habe einen bösen Fehler begangen, den Sie mir als Undankbarkeit vorwerfen können, dass ich Ihrer Recension der 6ten Ausgabe meiner Grammatik im Augustheft der Heidelberger Jahrbücher 1828 nicht gedacht habe. Sie war mir, da ich sie vorlängst gelesen und excerpirt hatte, bei der Redaction der aufzunehmenden Verbesserungen nicht mehr zur Hand, und erst jetzt entdecke ich mit Verdruss, dass ich vergessen habe mich mit Ihrem Nahmen, der von gutem Klang in der Latinität ist, zu schmücken. Verzeihen Sie mir für jetzt meine Vergesslichkeit und lassen Sie sich dadurch nicht abhalten, wenn Sie etwas bei der neuen Ausgabe, die ich Ihnen dazu mit recht breitem Rande schicke, anzumerken haben, es mir auf gewohntem Wege mitzutheilen. Ich werde wohl noch einmahl Gelegenheit haben auch mein Vergessen öffentlich wieder gut zu machen.

Die beikommende 7te Ausgabe zeigt äusserlich wenig Verschiedenheit von der sechsten; ich habe mich bemüht dass der Schüler nichts merke. Aber im Innern ist desto mehr umgearbeitet: ich möchte, dass eine Grammatik die Blüthen der neusten Untersuchungen, die schöne Früchte zu treiben bestimmt sind, enthielte und dies unter der leichtesten und anmuthigsten Form. Die unendliche Masse von Einzelheiten hat mir viel Arbeit gemacht: sie sollen als Einzelheiten nicht hervortreten und doch müssen sie berücksichtigt werden. Diese Redaction hat mir mehr Mühe gemacht, als wenn ich ein neues Buch geschrieben hätte; ich habe in der That ein ganzes Jahr damit zugebracht.

Im Uebrigen vergisst man über solche Arbeit Politik, Polenaufstände und Zollverbindungen, so sehr die letztern mich des gemeinsamen deutschen Vaterlandes wegen erfreuen. Es ist hohe Zeit, dass wir Deutsche in Politik und Wissenschaft einmahl wieder den stolzen Geist der Unabhängigkeit von *anno* 1815 annehmen. Das Franzosenthum wächst uns sonst über den Hals.

Ich lebe hier sehr angestrengt, weil ich von Amtswegen viel, sehr viel arbeiten muss. Gott sei Dank, dass ich noch kann, aber so ein plötzlicher Tod, wie der heut erfolgte von Schleiermacher ist, mahnt mit unter sich zu schauen. Schl. hatte eine Heiserkeit durch Verkältung und Schnupfen starker Art, er las auf der Universität noch Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 7—10 Uhr, 7. Febr. In der Nacht von Donnerstag zum Freitag zeigten sich die Symptome der Lungenentzündung. Freitag früh wunderten wir uns ihn nicht im Sprechzimmer der Universität zu finden, es wurde gesagt er habe ausgesetzt. Das war nicht seine Art, wir ahnten gleich dass es ein acuter Krank-

heitsanfall sein müsse. Und so war es, am Montag darauf war er schon aufgegeben, heute am 13ten Febr. ist er Mittags $^3/_4$ auf 12 Uhr entschlafen. Sein Verlust ist für die Universität überaus bedeutend, da er eben so fleissig als über vielerlei las, so dass sein Cursus von 3 Vorlesungen wöchentlich 3 volle Jahre dauerte. Ich weiss nur einen, der ihn ersetzen kann, das ist *Twesten* in Kiel, der grösste Geistesverwandte Schleiermachers. Aber schwerlich wird er gerufen werden, da er einen schon angenommenen Ruf nach Bonn früher abgeschrieben und dadurch den Minister sehr beleidigt hat. Er selbst würde wohl nach Berlin kommen. Marheinicke wird nun wohl wieder anfangen Dogmatik zu lesen, die er unter Schleiermacher aufgeben musste.

Das Ueble von Berlin ist dass man mit Aemtern und Aemterchen sehr in Anspruch genommen wird und doch theils nicht die Macht, theils weil zum Leben viel gehört die Lust hat, Anträge auszuschlagen. So kommt dann eins zum andern. So bin ich Prof. an der Universität, aber mit geringem Gehalt, wenigstens bis jetzt, dann aber Prof. der Geschichte an der allgemeinen Kriegsschule mit 800 Thalern und freier Wohnung, Mitglied der Militair-Studien-Commission mit 400 Thalern, Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission mit 200 Thalern. Das macht dann alles zusammen immer noch nichts Erhebliches und doch bin ich schon ein besonders Begünstigter. Das Gedränge hier, wo sich alles zusammenzieht, ist gewaltig: ich bedaure jetzige Schulamts-Candidaten, umsonst wollen sie dienen um nur in Berlin zu bleiben, und sie thun nicht Unrecht, wenn sie nur warten können. Das beste dabei ist aber, dass unser Gelehrtenstand hier wirklich einer grossen Achtung geniesst: es ist kein Schulmann, der sich nicht um die Tochter eines Geheimen Staatsraths oder einer Excellenz mit Fug bewerben könnte, denn wir haben hier mehrere Beispiele dieser Art, und niemand findet darin etwas. So ist dann auch das gesellige Leben unserer Gelehrten und gelehrten Schulmänner sehr angenehm; ich geniesse es am wenigsten, denn wenn ich den Morgen und Vormittag der Amtsthätigkeit gewidmet, ist der Nachmittag und Abend einzig der Philologie bestimmt, und hier sollen Sie mich, hoffe ich, noch tüchtig auf dem Felde der edlen *Grammatica* finden.

Hier haben Sie in Erinnerung unserer alten Verbindung von dem lieben Heidelberg her eine Beschreibung meines jetzigen Lebens, mit der sich Ihrem geneigten Andenken empfiehlt

Ihr ergebenster
Zumpt.

10. Von A. Böckh.

Ein ganz anderer Geist spricht aus drei Briefen, die Böckh in verschiedenen Perioden seines Lebens an den alten Freund von seiner Heidelberger Zeit geschrieben hat, und die wir als die Perlen der Sammlung nicht nur für Moser, sondern auch für uns bezeichnen möchten. Der älteste ist vom 22. März 1822:

Erst vor wenigen Tagen, liebster Moser, habe ich Ihr Geschenk mit Ihrem Briefe vom 25. Nov. des vorigen Jahres empfangen, und sage Ihnen dafür meinen ergebensten Dank. Zwar habe ich noch nicht viel darin lesen können, da ich mit Geschäften überhäuft bin, und auch erst zu Ende dieser Woche meine Vorlesungen schliesse; was ich aber zufällig gelesen habe, hat mich sehr befriedigt. Schütz ist ein recht guter Alter, aber er ist sehr flüchtig und nachlässig, und lässt fünfe gerade sein. Dass Sie eine gesegnete und erfreuliche Thätigkeit haben, ist mir sehr angenehm zu hören; und ich wünschte Sie wohl auch einmahl in Ihrer grossen Familie zu sehen, welcher ich mich mit meiner kleinen Person und mit meinen zwei Knaben nicht entgegenstellen kann: indessen sind die zwei Jungen gut und gesund, und ich hoffe sie sollen auch etwas lernen; ihre erste Bildung verdanken sie ihrer wackern Mutter; nachher habe ich sie im Hause unterrichten lassen, und nun will ich sie aufs Gymnasium schicken. Meine Zeit ist für litterarische Arbeiten sehr beschränkt; da ich ausser meiner Professur, der Stelle in der Akademie der Wissenschaften und der Direction des philologischen Seminars auch die Direction des Seminars für gelehrte Schulen übernommen habe und dadurch in allerlei zeitraubende Verbindung mit dem Schulwesen gerathen bin. Indessen habe ich doch in den letzten Jahren den letzten Band des Pindar mit Dissens Hülfe zu Stande gebracht und der Druck desselben ist soweit geendigt, dass nur noch etwa vier Bogen der Register fehlen. Ich habe in dem *Prooemio* und nachträglich in dem Anhang dem Ahlwardt so viel geantwortet als nöthig ist; theils in Rücksicht des Persönlichen theils indem ich ihm seine Neapolitanischen Handschriften so zu Schanden gemacht habe, dass kein vernünftiger Mensch mehr eine ihrer Lesearten wird gebrauchen wollen: denn er hat hier einen so ungeheuren Missgriff gethan, dass es ihm besser gewesen wäre, er hätte nie etwas von diesen Handschriften gesehen. Sie sind durchweg interpolirt, und keine einzige verschiedene Leseart beinahe ist brauchbar, ungeachtet er sie sehr hoch schätzt. Jetzt da der Druck des Pindar zu Ende geht, fange ich an mich wieder ernsthafter mit meinem *Thesaurus Inscriptiorum graecarum* zu beschäftigen, und will sehen, wie weit ich in etlichen Jahren

damit kommen werde. Die Arbeit ist in der Ausdehnung, wie ich sie angelegt habe, sehr weitschichtig, schwierig und langweilig, und ich kann mir nur wenig Erleichterung dadurch schaffen, dass ich einen Theil der mechanischen Sammlung andern übertrage. Ein Paar Abschnitzel in Vorreden zu Lectionskatalogen lege ich Ihnen nebst einer Rede bei, da ich in dem Augenblicke nichts Besseres habe. Wenn ich dieses weitaussehende Werk vollendet habe, werde ich mich auf das Allgemeinere wenden, und gedenke dann mein lange gegebenes Wort, in Bezug auf den Hellen, zu lösen, wenn ich eben auch dies Buch nach einem andern Plan ausarbeiten sollte als der ursprüngliche war. Denn ich habe freilich allerlei andere Ansichten gewonnen, obgleich meine Grundideen sich nicht verändert haben: es gehört zu allen Dingen Alter und Erfahrung. Einen Schriftsteller werde ich wol schwerlich wieder herausgeben; denn es ist schwer in diesem Felde etwas zu liefern, was mich befriedigen könnte; und ich bin zu sehr *χακιζότεχνος*, als dass ich mir genügen könnte. Wenn man gerade ein Buch gedruckt vor sich sieht, hat man keinen Gefallen mehr daran, so sehr es einem vorher gefiel. Das Bücherschreiben der Gelehrten wird oft mit dem Kindergebähren der Weiber verglichen von Aristophanes an; aber darin ist das Verhältniss umgekehrt, dass die Weiber nur die Noth haben bis das Kind zur Welt ist, und sich dessen nachher freuen, und es wunderschön finden; aber die Schriftsteller, wenigstens die vernünftigen, sind voll Entzücken über ihr Werk, solange sie es bei sich tragen, ist es aber ans Licht geboren, finden sie überall Flecken und missfällige Muttermale. Ich beneide die Gelehrten, die nichts schreiben, um ihre glückliche Trägheit: zugleich sorgen sie für ihren Ruhm. Jedem, der geschrieben hat, kann man Fehler nachweisen: Pythagoras und Sokrates aber sind makellose Heroen, deren Ruhm ewig bleibt. Mein Wahlspruch ist *λάθε βιώσας*: aber ich befolge ihn nicht.

Ich habe mich über das Schriftstellerunglück in Betrachtungen verloren, die Ihnen ebensowenig wie mir helfen können; aber sie stehen nun einmahl da: man schwatzt gerne mit einem entfernten Freunde, wenn auch bei diesem Schwatzen nichts herauskommt. Indessen will ich damit hier aufhören. Ihr Andenken erfreut mich jedesmahl, und ich bitte Sie es mir immer zu bewahren. Sind wir auch weit auseinander, sehen wir uns vielleicht doch einmahl wieder. Meine Frau lässt Sie grüssen, und ich grüsse Sie ebenfalls und sage Ihnen das beste Lebewohl.

der Ihrige

Böckh.

Es folgt ein Brief vom 16. Januar 1846:

Sie haben mich, theuerster alter Freund, sehr erfreut durch Ihren Brief, womit Sie mir das 6te *Specimen Ciceronianum* übersandt haben; von diesen Programmen habe ich nun drei; das 1te, 2te und 5te aber nicht. Abgesehen vom übrigen Inhalt, von der Besonnenheit und Ueberlegung, welche überall erscheint, hat mich der frische Humor erfreut, welcher daraus hervorleuchtet. Diesen haben Sie gewiss auch im Leben, nicht bloss in den Büchern bewahrt, und ich bedaure, in Darmstadt nicht mehr Gelegenheit gehabt zu haben, ihn zu geniessen, da wir fast gar nicht zusammenkommen konnten. So konnte ich also dort auch nichts von Ihrem Leben und Treiben zu Hause und im Hause erfahren, und es ist mir daher um so angenehmer, durch Ihren Brief Einiges davon vernommen zu haben. Es war also nicht nöthig, dass Sie sich wegen Periautologie entschuldigten: was sollte man von einem frühern Freunde, mit dem man längst nicht mehr zusammengewesen ist, lieber hören als Nachrichten und Betrachtungen über das eigene Leben, und den Ausdruck seiner Stimmung, zumal wenn Sie eine behagliche ist? Ich gestehe, es oft zu vermissen, dass man, da fast alle Correspondenz sich um Aeusserlichkeiten, um Geschäfte oder um Gelehrsamkeit dreht, gegen niemanden leicht sich selber geben kann; fast geht dadurch auch alles Gefühl für Feundschaft verloren, welche doch immer an der Individualität haften muss. An der Jugend gefällt es mir nicht, wenn sie sich betrachtet; denn sie muss in der Zukunft leben, während die Selbstbetrachtung auf die eigene Gegenwart und Vergangenheit gerichtet ist; im längern Leben scheint mir aber ein natürlicher Wendepunkt einzutreten, wo man auf sich und auf die Vergangenheit den Blick richtet, vorausgesetzt, dass man dazu Zeit habe. Dieses wird mir nur sehr selten zu Theil; und, wie gesagt, wenn man sich auch selbst betrachtet, so darf man selten etwas davon sagen, weil Niemand beinahe (ich nehme mich dem Obigen nach aus) es gern hört, wenn einer von sich redet, sondern die Leute nur immer etwas erfahren wollen, etwas Sachliches, Materielles.

Was Sie mir von sich geschrieben haben, war mir zu grossem Theil rührend, anderes fast bewundernswerth, namentlich die Masse von Lehrstunden, die Sie gegeben haben und noch geben. Wenn ich auch solche Qual nicht habe, so ist mein Leben allerdings dennoch so, dass mir nur noch wenige Zeit zum Studiren übrig bleibt; man wird hier in Berlin auf eine ganz eigenthümliche Weise mit Geschäftssachen abgehetzt, mit Inspiciren, Examiniren, Protokolliren, Praesidiren, Deliberiren, Protestiren, Remonstriren, Peroriren u. s. w. woran sich dann Berichte

und tausendfache Actenschmiererei anknüpft. Man verliert zuletzt die Lust am Studiren, weil alle Zeit zersplittert wird, und dafür nur noch abgerissene Augenblicke übrig bleiben, so sehr man sich auch zusammen nimmt, wie ich thue. Meine Familienverhältnisse sind, soweit das Schicksal sie nicht zerrissen hat, erwünscht. Sie haben, wie Sie schrieben, zwei Söhne, die Lehrer sind; meine beiden ältesten Söhne sind im Alter von 30 und 32 Jahren gestorben; ich habe nur noch einen Sohn von 22 Jahren, der kürzlich aufgehört hat Student zu seyn, und jetzt angehender Jurist ist (eine in Preussen fast brodlose Kunst, welche von dieser Seite zu den *artibus liberalibus* zu rechnen ist) und eine Tochter von 14 Jahren, und vier junge Enkel.

Doch genug für heute; ich leide seit einiger Zeit an einem transitorischen *chiragra*, d. h. Rheuma in Armen und Händen, und habe erst seit Kurzem wieder die Kraft zu schreiben; aber sie versagt mir, wenn ich eine Seite herabgeschrieben habe. Also muss ich zum Schluss eilen. Nur noch ein herzliches Lebewohl

von Ihrem treuen alten Freunde

Böckh.

Endlich vom 31. Oktober 1857:

Theuerster, verehrtester Freund,

Erst vor drei Tagen habe ich Ihren lieben Brief vom 2. Oct. nebst der dankenswerthen Beilage erhalten, und kann es nicht unterlassen, Ihnen wenn auch nur mit wenigen Zeilen, baldigst für den Ausdruck Ihrer Freundschaft und Ihres Andenkens an mich herzlich zu danken. Mit grossem Bedauern habe ich in Ihrem Briefe gelesen, dass Sie des Gebrauches der Augen fast ganz beraubt sind, wenigstens für das Lesen und Schreiben. Als ich Sie zum letzten Mal, in Ulm selbst sah, im J. 1851, hatte ich selber nicht lange vorher ein bedeutendes Augenübel überwunden; ich habe seit der Zeit meine Augen nothdürftig conservirt; doch dient mir eigentlich nur noch das eine Auge, mit dem andern kann auch ich weder lesen noch schreiben. Ich tröste mich mit dem verstorbenen Wilh. v. Humboldt, der auch nur Ein brauchbares Auge hatte; aber wie mir sein Bruder gesagt hat, sich damit tröstete, dass es ein Luxus der Natur sei zwei Augen gegeben zu haben. Im Uebrigen scheinen Sie, nach Ihrem Briefe, innerlich und äusserlich sich eines heiteren Alters zu erfreuen, wie Sie es verdienen. Ich bin zwar noch etliche Jahre jünger als Sie; aber ich finde mich öfter von den Jahren belästigt. Allerdings kann ich nicht sagen, dass ich von besondern kör-

perlichen Uebeln stark heimgesucht wäre, und andere sagen mir immer, dass ich mich vortrefflich conservirte und bei besten Kräften sei; aber ich selber finde mich doch häufig sehr abgespannt, und wenn ich mich einigermassen aufrecht halte, so geschieht es besonders dadurch, dass meine Stellung mich in beständiger Thätigkeit erhält und mir nicht gestattet mich sinken zu lassen, was freilich auch einmal seine Grenze finden wird. Ich pflege mich jährlich im August und September durch einen etwa sechswöchentlichen Aufenthalt in einem Böhmischen Bade oder in einem Thüringischen Bergstädtchen zu restauriren; in diesem Jahre hatte ich dazu Franzensbad gewählt, weil meine Tochter, die Sie kennen, dort zur Kur war. Im Ganzen bekommt mir dies gewöhnlich sehr gut; aber die freiere Lebensweise zieht mir gewöhnlich einen Katarrh zu, dem ich sehr unterworfen bin, und auch in diesem Jahre leide ich wieder sehr daran und besonders gegenwärtig. Doch überwinde ich ihn. Letzten Montag habe ich meine Vorlesungen wieder begonnnn; es ist mir aber bei dem enormen Schnupfen und Husten schwer geworden, sie die Woche hindurch zu halten ohne auszusetzen.

Dass Sie an meinem Ehrentage herzlichen Antheil genommen, wäre ich auch ohne Ihre gütige Versicherung vollkommen überzeugt gewesen. Sie gehören mit Creuzer zu den wenigen, die von unserer alten Verbindung in Heidelberg noch übrig sind; die Zahl meiner Jugendgenossen schmilzt immer mehr zusammen, und der Nachwuchs gewährt keinen hinlänglichen Ersatz. Je weniger ich mit mir selbst zufrieden bin, desto mehr muss es mir zur Beruhigung gereichen, Anerkennung von andern zu finden, obgleich wenn die eigene Schätzung geringer ausfällt als die fremde, auch eine gewisse Beschämung durch die letztere im Vergleich mit der erstern entsteht. Vielleicht aber entsteht dadurch eine gewisse Compensation und ein Gleichgewicht. Finde ich nach eigener Schätzung, dass mir zu viel Ehre zu Theil geworden, so mag die mir zu Theil gewordene Ehre wiederum zu dem Urtheil führen, dass ich mich zu gering achte.

Sie haben mir Einiges von Ihrer Familie geschrieben; ich will also auch etwas von der meinigen schreiben, die nicht so zahlreich ist als die Ihrige. Meine beiden ältesten Söhne sind mir leider im Mannesalter gestorben; von dem zweiten hatte ich vier Enkel, von denen vor vielen Jahren gleichfalls zwei gestorben sind, und zwar an einem Tage an der Cholera urplötzlich. Von den zwei noch übrigen ist der älteste ins Militär eingetreten, und steht als Lieutenant der Infanterie in Aachen, ein wohlgebildeter frischer junger Mann von noch nicht vollen 20 Jahren; der andere ist noch auf der Schule. Mein dritter Sohn ist Regierungs-

assessor in Potsdam, ist verheirathet und hat ein einjähriges Töchterchen. Meine einzige Tochter, mit welcher ich bei Ihnen war, ist das jüngste meiner Kinder, und ist an den Professor der Rechte Dr. Gneist verheirathet, der an der hiesigen Universität so ziemlich das grösste Auditorium hat; sie hat ein fast zweijähriges Söhnlein, welches uns grosse Freude macht. Das ist meine ganze Familie. Ich aber und meine Frau, wir leben für uns allein in Ruhe und Frieden, soweit Ruhe möglich ist, ohne aus dem menschlichen Verkehr ganz auszuscheiden, was wir freilich nicht thun. Wie wenig man sogar zwischen seinen vier Pfählen eine gesicherte Ruhe haben kann, haben wir etwa einen Monat vor meinem Jubiläum durch einen Unglücksfall erfahren, der vielleicht nicht zu Ihrer Kunde gelangt ist, obgleich er viel Aufsehen erregt hat. Die Hausjungfer meiner Frau wurde an einem Abend im Februar in unserer eigenen Wohnung und fast unter unseren Augen von einem Bösewicht erschossen, und zwar in einer Zeit, da meine Frau kaum erst von einem Krankenlager wieder aufgestanden war.

Ich schliesse mit dem herzlichen Wunsche, dass Ihnen der Himmel das Leben im Genuss der Güter, die Sie haben, heiter erhalte, und dass Sie das Uebel, wie Sie gewiss thun, mit philosophischer Ruhe ertragen mögen.

Mit alter Anhänglichkeit

ganz der Ihrige

Böckh.

---

11. Von H. E. Dirksen.

Ein besonders schönes und dauerndes Verhältnis verband Moser mit dem ausgezeichneten römischen Juristen Dirksen, das wir in 34 Briefen aus den Jahren 1821—1856 verfolgen können, in denen die Anrede meist 'Geliebtester (oder Theuerster, Trautester, Theurer, Alter) Freund und Bruder' oder ähnlich lautet.

Der erste, vom 23. Oktober 1821 beginnt: Tausend Dank für Deinen lieben Brief vom 26. Apr. d. J. Das darin enthaltene Gemälde Deiner häuslichen Leiden und Freuden, Deiner fast unglaublichen literarischen Thätigkeit, und Deines unerschütterlichen Muthes und guten Humors, wäre auch für einen Fremden anziehend genug, ist aber für den Freund, der gleich Dir Gatte und Vater, in ungleich günstigern Verhältnissen lebt, und dennoch nicht immer die böse Laune unterdrücken kann, erquickend und belehrend. Denke aber wegen dieses Eingeständnisses nicht schlechter von mir; denn hier kommt etwas andres in Anschlag,

was Dich nicht anzufechten scheint, nehmlich stäte, leider nicht eingebildete, Kränklichkeit, die in dem Superlativ von Unterleibsbeschwerden ihren Sitz hat, und dem zweijährigen Gebrauch des Seebades zur Zeit noch nicht weichen wollte.

Im Uebrigen geht es mir nach Wunsch. Meine Frau hat mich schon mit zwei Mädchen beschenkt; meine Verhältnisse bei der Universität sind erträglich, an literarischer Musse fehlt es bei ernstlichem Wollen und nur leidlichem körperlichen Können nicht, und ein engerer Kreis gleichgesinnter Freunde und Collegen, zu denen seit einem Jahre auch der mir sehr werth gewordene Neffe des Heidelberger Abegg gehört, hilft die Verbindung zwischen dem Leben und der Wissenschaft befestigen. Wenn ich dennoch den lebhaften Wunsch nach einer Anstellung an einer grössern Universität nicht unterdrücken kann, so ist weder Geld- noch Ehrgeiz dabei im Spiele, sondern nur der Wunsch, einem Studentenpublicum gegenüberzustehen, das, zahlreicher und besser unterrichtet als das hiesige, nicht lediglich dem Hafen der Examenscommission zusteuert. Von der Aussicht nach Bonn glaube ich Dir in meinem letzten Briefe Meldung gethan zu haben; das Ministerium liess aber zu deutlich seine Absicht blicken mich nur *obtorto collo* von Kgsbg ziehn zu lassen, was mich verdross, und in mir den Vorsatz befestigte, die Anstellung an einer auswärtigen Universität *ceteris paribus* der Versetzung nach einer andern preussischen vorzuziehn.

Auch von dem zweiten Brief, aus Heidelberg vom 8. September 1822 theile ich die erste, grössere Hälfte mit:

Es ist mir unmöglich aus dem Weichbilde Heidelbergs und aus dem Kreise theurer Freunde zu scheiden, ohne Dir noch von hier aus einen freundlichen Gruss zuzurufen, und mich redlich bei Dir vertheidigt zu haben wegen meiner Weigerung die Richtung meiner Reise bis nach Ulm hin auszudehnen. Die Sehnsucht, die ich nach Weib und Kind habe, will ich nicht zur Sprache bringen, indem bei einer so weiten Entfernung ein Zulegen von 8 Tagen von keiner Erheblichkeit ist; allein ich muss es als entscheidend ansehn, dass da ich lediglich meiner Gesundheit wegen diesen grossen Ausflug gewagt, und 5 Wochen lang in Pyrmont vor Anker gelegen habe, die ärztliche Warnung mir nicht aus dem Gedächtnis kommen darf, ich möge meine Rückreise wo möglich nicht in den October verlegen, weil die alsdann bei uns eintretende rauhe Witterung gar leicht den Erfolg meiner Badecur hintertreiben könnte. Halte mich nicht für einen Hypochondricus, zu einem solchen bin ich Gottlob verdorben, und überlasse zb. unserm Freunde Mittermaier in

dieser achten freien Kunst den Doctorgrad zu ambiren. — Mit meiner Reise habe ich alle Ursache zufrieden zu seyn, und die hier verlebten Tage gehören gerade zu dem glänzendsten Theil derselben. Doch Dir von Heidelberg etwas berichten hiesse Kohlen nach New Castle fahren; zumal da Dir der Besuch von Creuzer so nahe bevorsteht. Glaube nicht, dass ich zum letztenmale an den Rhein gekommen sei, und nicht vielleicht in 2 Jahren mein Reiseplan auf Stuttgart, Ulm und München gerichtet werden könne; denn die Zeiten eines nothwendig gebotenen eisernen Fleisses bei knappen öconomischen Mitteln sind, dem Himmel sei Dank! vorbei, und die bei mir nie erloschene Lust zum reisen hat sich ungeachtet der Einsamkeit und Unbequemlichkeit meiner gegenwärtigen Wanderung noch nicht im mindesten abgekühlt.

In dem Briefe vom 20. Juli 1824 spricht Dirksen zunächst seine Freude wegen Mosers *Cicero de Legibus* aus „die wahrlich ganz unabhängig ist von der unverdienten rühmenden Erwähnung, mit welcher Du mich und meine blossen compilatorischen Notizen beehrt hast. Dergleichen Freundschaftsdienste können Dir theuer zu stehn kommen, denn Voss, dieser literarische Rhadamant, schläft nicht, und seinen guten Willen gegen Dich hat er, wie ich meine, jüngst in der Antisymbolik zu erkennen gegeben. Dass Du mit ungeschwächtem Eifer den Cicero von neuem bearbeiten willst, ist unfehlbar zu rühmen, allein Hülfstruppen dazu von mir zu erwarten, heisst seine Alliirten schlecht kennen". Nach einigen Bemerkungen darüber und Mittheilungen über seinen Hausstand heisst es dann: „Mein amtliches Verhältniss lässt, zumal jtzt, unendlich viel zu wünschen, allein ich bin zufrieden, und behalte Zeit sowie Muth mich an literarischen Unternehmungen zu versuchen . . . Lobeck, dessen leidenschaftliche Polemik gegen Creuzer incurable ist, und der sich wirklich über die Antisymbolik zu freuen scheint, hat erneute Anträge nach Leipzig, an Spohns Platz, erhalten; ob er ihnen nachkommen wird, ist nicht zu errathen. . . . . . Sonst leben hier bei der Universität allerlei wunderliche Kunden zusammen, die aber in geringem Verkehr mit einander stehn, und vielleicht eben daher in keine unanständigen Zänkereien gerathen".

Der Brief vom 27. März 1825 begleitet die Zusendung von Dirksens 'Beiträgen' und sagt u. A.:

Der durchaus juristische Inhalt des Ganzen kann keine Anziehungskraft gegen Dich äussern, und ich denke mir bisweilen recht lebhaft die Verwunderung eines Philologen, der gewahr wird, wie von den ihm gar wohl bekannten classischen Ingredienzen durch die Juristen ein für

ihn durchaus unschmackhaftes Gericht zu Stande gebracht wird. — Es tragen sich doch wunderliche Sachen in unserm alten Heidelberg zu. Die feindlichen Symboliker mit Ihren heiligen Gefässen erinnern beinah an die Mysterien der Tempelherrn, deren Deutung ja auch in unsern Tagen manche Zwietracht angezettelt hat. Was aber früher in den bescheidnen Grenzen kleinstädtischer Klatschereien sich bewegte, das muss jtzt sogleich Gemeingut der gelehrten und ungelehrten Welt werden, und die natürliche Folge davon ist, dass unsre literarischen Blätter bereits wahre Cloake geworden sind, auf die man leider nicht einmal den Mechanismus der *latrines inodores* anwenden kann. — Man sprach hier von einem Antrage, der an Creuzer ergangen sei, um Wolff's Stelle bei der Berliner Academie zu ersetzen. Zu diesem Platze sollen sich höchst unberufene Candidaten gedrängt haben, wahrscheinlich in der Meinung, das Heulen allein mache schon den Wolf. Mein bisheriger College *Lachmann*, der vor einem Jahre eine deutsch-grammatisch—meistersängerisch-Tristanische Entdeckungsreise antrat, hat in Berlin erklärt, dass man ihn bei der dortigen Universität in keiner Art entbehren könne; anfangs wollte man ihm das durchaus nicht glauben, allein er hat es so oft wiederhohlt, dass die Leute anfingen überzeugt zu werden, und nunmehr ist er als Professor daselbst angestellt. Auch bei uns schiessen neue Docenten in Menge auf. Ein Herr *v. Bohlen* ist als Lehrer des Samskrit, und ein Herr *Tilow* aus Freistadt in Schlesien gar als ordentl. Prof. der Theologie hieher versetzt worden. Es fehlt unsrer Universität nur an einer Kleinigkeit, nehmlich an Studirenden; was gewiss zu verwundern ist, da bei dem Uebermass der Benefizien einzelne derselben bessere Einkünfte haben als ein *Professor ordinarius.* Ich würde daher in Antrag bringen, dass hier so eine Art von Studentenasyl eröffnet werden möge; wozu die Veranlassung sehr nahe liegt, denn man hat schon laut davon gesprochen, dass die in Halle und anderwärts wegen demagogischen Unfugs relegirten Musensöhne hieher, wie in eine Besserungsanstalt deportirt werden möchten.

Am 20. August 1826 schreibt Dirksen:

Deine liebevolle Zuschrift vom 20. Nov. v. J. kam nicht viel früher mir zu Händen als ein Brief unsres Creuzers, der über Deinen diesjährigen Oster-Besuch in Heidelberg Bericht erstattet und manchen Nachtrag zu der Schilderung Deiner häuslichen Verhältnisse liefert. Habe Dank für jede Mittheilung, und sei überzeugt, dass ich auch das Bittersüsse Deiner Lage nachzuempfinden im Stande bin. Deine *Symbolas critic.* habe ich nicht ohne die erbauliche Wahrnehmung durchgelesen,

dass mein philolog. Wissen = 0 sei. Mit Sehnsucht erwarte ich das mir von Creuzer verheissene Geschenk Deines *Cic. de repub.*, und ich bedauere nur, dass ich Dir vor der Hand nichts dagegen bieten kann. Auf Dich leidet gewiss nicht die von Heineccius oft gebrauchte Umbildung des Dichterspruches Anwendung, die Grammatiker seien ein *genus irritabile;* allein sonst mag dies nur gar zu viel für sich haben. Eine höchst schmerzliche Erfahrung an meinem Collegen Lobeck hat mich noch kürzlich davon überzeugt. Wir standen bisher in einem trefflichen collegialischen, ja sogar in einem befreundeten Umgangsverhältniss; plötzlich, ohne dass ich mich erinnern kann ihn auch nur in Gedanken beleidigt zu haben, erhalte ich von ihm, in Form einer feierlichen *renunciatio amicitiae* einen Absagebrief, der mir, ohne nähere Bezeichnung irgend eines einzelnen Anlasses, heimtückische Beleidigungen schuld giebt. Eine Erwiderung von mir, die auch dem ergrimmtesten Feinde als Ehrenerklärung genügen konnte, hat nichts verfangen, und jtzt geht er mir entweder aus dem Wege, oder wenn ich ihn zufällig treffe und begrüsse, so steht er nicht Rede. Creuzer scheint sich von Vossens Tode nicht volle Beendigung der dortigen Verketzerungsversuche zu versprechen. Die Hegelsche Philosophie, die in der Heidelberger Theolog. Facultät so viel zu sprechen gegeben hat, ist nun auch in die Juristenfacultät der Berliner Universität gefahren und hat in der Person der Proff. Gans und Jarcke sehr vorlaute Herolde gefunden. Das dortige Ministerium unterstützt diese Parthei, und Herr von Savigny, gegen den zunächst die Angriffe derselben gerichtet sind, hat sich vor der Hand dem Schauplatze dieses unerfreulichen Kampfes zu entziehen gesucht. Hier dürfen wir dergl. Auftritte nicht so leicht befürchten. Der Herbartschen Philosophie wird gläubig geopfert, und die Juristen denken ausser ihrem *Jus utrumque* an nichts. Von meinem Collegen Praff weisst Du mehr zu erzählen als ich. Er gilt auch hier für einen gelehrten Mann, ist aber der hiesigen Universität von der K. Regierung, die gerne einer Ihm zu zahlenden Pension überhoben seyn wollte, aufgedrungen worden. Ich kenne ihn von Person nicht. Ueberhaupt fangen auch bei uns die Professuren an Sinecuren zu werden, namentlich die theologischen, zu denen man in der neuesten Zeit einige namenlose Leute berufen hat. Indess wo kann man verhindern, dass die Spreu unter den Waizen komme! Der Himmel gebe Dir Muth und Kraft zum Ausharren in Deinen Verhältnissen, und ich verzweifle nicht, dass er uns noch einmal zusammenführen werde. Freilich wird dann ein ungleich stattlicheres Häuflein der Deinigen die Fahne vor Dir hertragen, als bei

mir, der ich zur Zeit nur 3 Kinder aufweisen kann, obwol mir noch der Himmel mit Zwillingen zu Hülfe gekommen ist. Indess Du wirst, als ein guter Christ und Optimist, darum nicht hochmüthig auf mich herabsehn, sollte Dir auch indess das Dutzend voll werden, und so wollen wir alles dem obersten Berather anheimstellen. Mit brüderlicher Anhänglichkeit

Dein

Dirksen.

Dann am 25. Februar 1827:

Dein herzlicher Brief vom 28. Decb. v. J. ist diesmal früher als sonst, nehmlich d. 30. v. M. mir behändigt worden. Die Erwartung, darin die Anzeige einer neuen Vermehrung Deines Hausstandes zu finden, wurde nicht getäuscht, leider aber waren die erfreulichen Berichte über Dein Familien-Leben und amtliches Verhältniss auch nicht frei von der unerwünschten Zugabe häuslicher Leiden und Bedrängnisse. Du hast wol recht, dass der Waffenstillstand von einem Jahre, der gemeinhin unsre brieflichen Conferenzen scheidet, selten unterlässt das Arsenal unsrer Häuslichkeit mit dem Material zu feindlichen Explosionen zu bereichern. So wolltest Du wol nicht glauben, dass die Auszeichnung, die mir das Ministerium unaufgefordert und mit dem ausdrücklichen Zusatz conferirt hat, man sei genöthigt worden andern Ictis auf den übrigen Pr. Universitäten etwas der Art zu verwilligen, und wolle mich daher nicht zurücksetzen, das Betragen meiner Collegen, und selbst der bessern, auf eine für mich höchst schmerzliche Weise erkaltet hat. Nur auf Lobeck leidet dies keine Anwendung, dessen plötzlicher Hass aus einer andern verborgenen Quelle geflossen ist .... Das verächtliche Treiben der Berliner Apostel wird hoffentlich nur desto schneller die Reaction herbeiführen. Wie freue ich mich für den Augenblick nicht dort zu seyn! Die Erbärmlichkeiten der Gelehrten sind in Schlossers Autobiographie gewiss mit zu grosser Animosität skizziert; allein in der Sache hat der Mann nicht ganz unrecht. So wie ich die gegenwärtigen Bestandtheile der Heidelberger Juristenfacultät kenne, gratulire ich mir auch, dass mir das *dignus, dignus es intrare in nostro docto corpore* von dorther nicht zugerufen worden. Ueberhaupt muss ich wol mit der Zeit, gleich den alternden Jungfrauen, mich in die unerfreulichen Folgen meines unfreiwilligen Entschlusses fügen, hier zu leben und zu sterben. Wann ich wieder einmal nach dem Süden ausfliegen werde, mag Gott wissen, und nur dies wage ich zu versichern, dass mich dann nicht eine lächerliche Eilfertigkeit abhalten soll, Dich aufzusuchen. Das aber ist der Fluch der Nord-

länder, dass sie zu einer Reise in die Fremde sich nur durch bedeutende Zeit- und Geldopfer geschickt machen können. — Dein *Cicero de repub.* ist allerdings schon in meinen Händen und wird als ein *nitidissimum opus* unter meinen *cimeliis* aufbewahrt. Mit wahrem Vergnügen blättere ich in den reich ausgestatteten Noten, wiewol jetzt meine Studien sich immer mehr von den *exemplarib. graecis & latin.* abwenden. Die Leute meinen, dass ich durch frühere unzeitige Schriftstellerei nicht eben *eruditionem in iure* bewährt habe, und ein so herber, wenn auch nur scheinbarer, Vorwurf erfordert, dass man ihn durch die That widerlege. Was sonst das Treiben in der Litteratur angeht, so widert mich Ton und Inhalt bei dem meisten an, obwol ich glaube, dass es zu keiner Zeit in Beziehung auf die Totalität besser gewesen. — Nichts ist possirlicher als der Abfall der Mystiker und Mucker von der pietistischen Alfanzerei. Namentlich von meinen Collegen, die Anfangs damit sehr weltliche Zwecke zu fördern hofften, und endlich den Irrthum einsehn, kehrt einer nach dem andern auf die Heerstrasse zurück . . . .

Der nächste Brief vom 18. Januar 1829 meldet dann den Entschluss wegen körperlicher, gemüthlicher und amtlicher Angegriffenheit zu Ostern einen einjährigen Urlaub anzutreten und im übernächsten schreibt er von Berlin am 21. Dezbr. u. A.: „In der Ueberzeugung von Kgsbg abreisend, dass ich an Körper und Gemüth nie gesunden werde, wenn ich dorthin zurückkehrte, glaubte ich meine Anwesenheit in Berlin zugleich benutzen zu müssen, um auf die endliche Erfüllung der bei der Ausschlagung auswärtiger Anträge oftmals erhaltnen Zugeständnisse zu dringen, dass mir eine angemessene Wirksamkeit an der Berliner Universität angewiesen werde . . . . Die Anmahnung an alte Schulden setzte aber die Herren am Ruder in ähnliche Beängstigung, wie Shylocks Vorzeigung seines Scheins den Bassanio. Man hat mich durch die verschiedenartigsten Mittel umzustimmen gesucht, und mir keine Art von Demüthigung erspart, und ich werde von Glück sagen können, wenn ich mit einer erheblichen Verkürzung meiner Kgsbger Besoldung (die auch unverkürzt den hiesigen unglaublich kostbaren Haushalt nicht zur Hälfte decken würde) hieher versetzt werde. . . . . Mein Umgang mit hiesigen Gelehrten ist = 0; denn diese Herren sind so sehr mit sich selbst beschäftigt, und erliegen unter der Last ihrer Lorbeern: vor allem aber glaubten sie sich von mir zurückziehn zu müssen, seitdem verlautete dass sie an mir einen Concurrenten zu erwarten haben".

Auch die beiden folgenden Briefe vom 2. April 1831 und 1. September 1832 können von keiner wesentlichen Aenderung berichten und der letztere sagt nach dem Eingange:

Dass Du, unter den aufregendsten häuslichen Bedrängnissen, noch die erforderliche Gemüthsverfassung Dir anzueignen gewusst hast, um Dich Deines entfernten Freundes und seiner Verhältnisse mit Theilnahme zu erinnern, verfehle ich nicht, mit Dank anzuerkennen. Befürchte indess nicht, dass ich die, in dieser Beziehung an mich gerichtete, Fragen mit derjenigen Ausführlichkeit beantworten werde, die man einem Juristen, auch wenn er nicht „ein Mittermair“ ist, nicht abgeneigt ist nachzusehn. Nur bei einigen Punkten vermag ich der Versuchung nicht zu widerstehn, und glücklicherweise sprechen gerade in diesen Punkten die Thatsachen so klar, dass sie keines Commentars bedürfen. Also:

1. Meine Herren Söhne haben noch nichts erhebliches gemacht, ausgenommen in die Windeln; und da die beiden ältesten vor Kurzem in ihr zehntes Lebensjahr getreten sind, so liegt das Gestade des academischen Continents noch ausserhalb ihres Gesichtskreises.

2. Mein Rücktritt vom academ. Lehrstuhl ist *in abstr.* nichts weniger als freiwillig. Die vaterländische Behörde hat, anstatt eines anderweitigen Anstellungspatents, mir das *brêvet de pensionement* (unter dem schonendern Namen eines Wartegeldes, und mit Reduction von mehr als $^1/_3$ meiner frühern mässigen Besoldung) verehrt.

3. Die Aussöhnung mit meiner Umgebung ist vollständig. Ich habe mich genöthigt gesehn, jede Berührung mit Leuten, die meinem bescheidenen Entgegenkommen nichts als Hochmuth, Uebermuth oder Geringschätzung zu erwidern wussten, für immer zu meiden. Meine absolute Zurückgezogenheit lässt mich von jenem Umgange nicht das mindeste vermissen.

4. Allerdings hat die Cholera meinen Heerd verschont; allein seit dem Märzmonat d. J. ist meine Hausgenossenschaft von einer so ununterbrochenen Folge schwerer Krankheiten heimgesucht worden, dass ich fortwährend die gelbe Flagge auf dem Castell könnte wehen lassen. Bishieher ist indess der Verlauf aller dieser Uebel ein glücklicher gewesen.

Und nun, mein lieber Bruder, magst Du männiglich rühmen, dass Du durch meine protocollarischen Auslassungen um nichts minder aufgeklärt bist, als die politische Welt durch die Protocolle der Londoner Conferenz. . . . . Indess die Moral dieser Fabel lautet nicht: „Fluch der Gegenwart und Seegen der Vergangenheit!“ Ich preise vielmehr mein Geschick einer Hölle entgangen zu seyn; und ich bin stolz darauf, dies durch die Kraft meines Willens, und mit unsäglichen Opfern erkauft zu haben. Mich plagt der Ehrgeiz nicht, und es ist mir ganz recht

hier vergessen zu werden. Litterarische Beschäftigung habe ich, angesehn meinen traurigen körperlichen Zustand, im Uebermaas. Denn gerade meine Zurückgezogenheit hat es mir möglich gemacht, an die Ausführung eines Unternehmens Hand zu legen, das ungleich schwieriger ist als selbst Leute vom Fach glauben, die dies als eine CommisArbeit an die Männer von der litterarischen Hefe verweisen, ich meine ein *Novum lexicon iuris civ. Rom. latinum.* Die Götter des hiesigen Parnasses gehen in ihrer vornehmen Verachtung dieses Planes so weit, dass sie nicht begreifen, wie man etwas der Art mit vollständiger Beiseitestellung des *Brissonius de V. J.* concipiren, und nach mehrjähriger Vorarbeit noch nichts ostensibles vollendet haben könne. Glücklich, wenn ich nach 10 Jahren etwas werde zu produciren haben!

In den nämlichen Verhältnissen und in ähnlicher Stimmung ist noch der nächste Brief nach $4^1/_2$ Jahren (8. April 1837) geschrieben, der aber die Zusendung der ersten Lieferung jenes juristischen Handwörterbuchs erwähnt, während der am 28. Januar 1838 schon die vierte Lieferung begleitet, und dabei bemerkt: „Glaube nicht, dass meine Verhältnisse mich erdrücken: die Zeit ist vorüber, wo der Schmerz mich fast bewältigte. Ich weise die Ueberzeugung nicht ab, dass die Behörde sich durch die begründete Ueberzeugung hat leiten lassen, mein Talent reiche nicht aus für eine Stellung hier am Orte, zumal da die hiesige Juristenfacultät diese Ansicht rücksichtslos proclamirte. Ich bin nicht jung genug, um für die Zukunft ein besseres Glück für mich selbst zu erwarten, und längst würde ich ganz zurückgetreten seyn, wenn nicht die Sorge für das bürgerliche Gedeihen meiner Knaben mir am Herzen läge. Da Du wegen Böckh und Zumpt mich ausdrücklich befragst, so beeile ich mich, des Verhältnisses beider zu mir rühmend Erwähnung zu thun. Beide, und insbesondere der zuerst genannte, haben keine Gelegenheit vorbeigehn lassen, sich freundlich und liebreich gegen mich zu beweisen.“ Mit der fünften Lieferung meldet Dirksen am 15. Juli 1838: „Es scheint, dass wir uns wieder der vorjährigen CholeraNoth nähern. Prof. Klenze ist gestern innerhalb weniger Stunden an der asiatischen Cholera verschieden. . . . Deine Grüsse an Böckh und Zumpt sind nicht vergessen worden. Klenze hat den Abend vor seinem Tode, in der Buttmannschen griechischen Gesellschaft, durch Champagner und Eis sich Diätfehler zugezogen. Du siehst, wie man hier die *graeca* zu würzen weiss“. Noch im selben Jahr, 10. Decb. 1838, folgt eine weitere Lieferung des Manuale und es heisst dabei: „Unser neues Gesetz, das den Besuch auswärtiger Universitäten freigiebt, hat jedem aufgeklärten

Patrioten Genüge gethan. Nach verlässlichen Anzeigen zu schliessen, wird Heidelberg am meisten dadurch gewinnen; denn die Erinnerung an die Vorzüge des dortigen Aufenthalts ist der gegenwärtigen Studenten-Generation nicht fremd. Was Du von der Persönlichkeit unsrer Heidelberger Gönner berichtest, ist mir in vielfacher Hinsicht interessant gewesen. — Was auswärtige Blätter von hiesigen Neuigkeiten euch zuführen, die Nachrichten über die Universität nicht ausgenommen, ist häufig apocryphisch, so dass ein Einheimischer Mühe hat die trübe Quelle zu errathen, aus welcher dergleichen geflossen ist. Solche Correspondenz-Trompeter sind die Heiducken der vornehm seyn wollenden Leute. — In diesem Semester sind zufällig die Söhne einiger, mit denen ich noch zusammen studirt, namentlich in Heidelberg, zu uns gekommen. Das sind die wahren *revenants*, die uns an die Sterblichkeit mahnen". Am 9. August 1841 schreibt er u. A.: „Auch ich kann nicht klagen, obwol in meiner äussern Stellung nichts sich geändert hat noch ändern wird. Meine Aufnahme in die Akademie ist von Zumpt beantragt und durch Böckh unterstützt worden, gegen den eifrigen Widerspruch der Herren Lachmann und Consorten, welche Savignys Livrée tragen. Dem Ministerium bin ich dabei nichts schuldig geworden, da der König die Wahl der Akademiker *sine repulsa* bestätigt". Weiter am 25. Januar 1843: „Das vorgesetzte Ministerium wurde vor Kurzem von mir ersucht, einen Theil meines Wartegeldes auf meinen Todesfall der Wittwe und den Kindern zu sichern. Der Bescheid in vier Zeilen gefasst lautete dahin: Es sei dies eine Gnadensache, mit der das Ministerium nichts zu thun habe. — Als Beamter auf das tiefste gekränktt bin ich gleichwol weit entfernt, die beneidenswerthen Vortheile zu miskennen, die mir geblieben sind. Unabhängig der Wissenschaft zu leben, ausserhalb der jurist. Facultät von Freunden und Studienverwandten durch Theilnahme und literarischen Vorschub jeder Art aufgemuntert zu werden, Freude an meinen Kindern zu haben, und vielleicht auch ausserhalb der Mauern Berlins nicht unbekannt geblieben zu sein, — das sind genügende Elemente zur Zufriedenheit, und zur herzlichen Dankbarkeit gegen den Lenker menschlicher Geschicke." Aus den weiteren, anziehenden Briefen möge nur weniges herausgehoben werden; so die Bemerkung (vom 5. Nov. 1843): „Der Maler Cornelius hat vor seiner Abreise nach Italien ein Oelgemälde, Christus in der Vorhölle, vollendet und in der Gallerie des Bestellers dasselbe der öffentlichen Beschauung preisgegeben. Nun ist nicht zu leugnen, dass diese Leistung keineswegs geeignet ist, dem Rufe

des Künstlers einiges Relief zu geben, allein für die böswillige Krittelei der Berliner, die sich also vernehmen lässt:

> Der Hölle Vorschmack war's, dies Bild zu malen,
> Doch es zu sehn gewährt der Hölle volle Qualen!

mag es wol zu gut sein. Eben so wenig möchte ich die Competenz des hiesigen Kunsturtheils für gesichert halten, weil die theatralischen Darstellungen Der Medea des Euripides und des Sommernachtstraums von Shakespear fortdauernd die Casse füllen. Es ist dies lediglich die Wirkung des Reizes der Neuheit." Ferner (am 23. Dezember 1844): „Von dem Leid, das unsern Böckh vor wenig Monaten getroffen, durch den Tod seines ältesten Sohnes, hast Du gewiss erfahren. Er trägt seinen Schmerz wie ein Weiser des Alterthums. Seit Kurzem kränkelt Zumpt in ernstlicher und bedenklicher Weise; er, der sich selbst sowie seinen Freunden, ein Athlet zu sein schien." Dazu am 3. Dezb. 1847: „Unser gemeinsamer Freund Zumpt, der schon lange kränkelte, ist nunmehr an den Augen so sehr schwach geworden, dass er nur von einer Operation Hülfe erwartet. Die Resignation, mit der er sich in diesen Zustand findet, soll mir zum Muster dienen für den möglichen Fall eines gleichen Leidens." Und am 2. August 1848: „Von gemeinsamen Freunden ist Böckh dem politischen Ehrgeiz wohl nicht durchaus fremd geblieben, allein ohne Aussicht auf Erfolg. Zumpt wird davon weniger berührt, da seine Staarblindheit ihm ohnehin die Betheiligung bei der gewohnten Lehrthätigkeit sehr erschwert. Er ist im Augenblick in Carlsbad und voll sanguinischer Hoffnung auf eine Staar-Operation, die jedoch noch nicht an der Zeit sein dürfte." Endlich am 25. November 1849 (aus Erfurt, wo Dirksen als Mitglied des Bundesschiedsgerichts zu thun hatte): „Dass die Nachricht von Zumpts Tode so wenig Verbreitung gefunden, überrascht mich. Er starb im Carlsbad, wohin ihn eine unerklärliche Hast trieb, wie man sie wohl an den dem Tode geweihten Häuptern gewahr wird. Schon halbsterbend trat er in Begleitung der Seinigen die Reise an. Seit länger als einem Jahre auf beiden Augen erblindet, litt er länger schon an einem unheilbaren Uebel, dem *cancer recti.* Seine Freunde befürchteten, dass er noch lange Zeit sich quälen würde; der Todesengel löste schmerzlos das Band des Lebens. Ich habe ihn schätzen und lieben gelernt, wie denn auch meine Familie mit der seinigen innig verbunden ist. — Rührend ist für mich Dein Bericht über das Zusammensein mit Creuzer gewesen. Möge es Euch beiden noch lange gegönnt sein, einander beizustehn. Hat doch der alte

Mann unter seinen übrigen Schülern nicht viele gleich verlässliche Grenadiere. Dir aber, alter Freund! möge er zunächst das Kinder-Dutzend und die bezügliche Enkel-Centurie erhalten!" Wie die letzten Sätze, so schliesst der letzte vorhandene Brief (vom 13. Juli 1856) gewissermassen mit Anknüpfung an den ersten Hauptinhalt, den wir aus dieser Moser'schen Korrespondenz ausgezogen haben, wenn es heisst:

Du sprichst von der neuen Creuzer-Moserischen Ausgabe des Plotin als von Deinem letzten Buche. Sollte denn die alte ehrenwerte Firma vor dem Tode der Betheiligten die Geschäfte einstellen! — Ich habe mich von neuem gefreut über die Art, wie Du den Seegen Deiner Familienzustände schilderst. Man darf als das Haupt einer zahlreichen Verwandtschaft nicht übersehen, dass man als Grosshändler das Ganze zu überschauen hat und in Einzelheiten das Princip der Ausgleichung gelten lassen muss. . . . . So ist mein Leben ein sehr einsiedlerisches geworden, allein darum nicht ein minder glückliches. Ich vermag ohne Unterlass durch mannigfache Lectüre mich zu belehren und zu unterhalten. Von dem Feinde des Menschengeschlechts, der Langenweile, weiss meine Seele nichts.

Und so weiss auch meine Erinnerung an Dich nirgend zu haften an dem Gedanken, als ob der Geist vor dem Leibe verkommen sei. So möge es uns beiden vom Himmel gegönnt bleiben, für die Spanne Zeit, die unser harrt!

Von Herzen

Dein

Dirksen.

---

12. Sonstiger Bestand der Korrespondenz.

Zum Schluss möge für etwaige Interessenten eine einfache Aufzählung des Inhalts der Sammlung folgen, soweit wir sie zu Mitteilungen an dieser Stelle nicht verwerten mochten. Vieles ist von rein privatem Interesse, namentlich ein Convolut von Briefen aus Neuchatel (von K. F. Vierordt, Sandry Rolin und der Familie Roulet, 1813—15 auf Pensionatsverhältnisse bezüglich) und die Anfrage eines französischen Privatlehrers Besson. Im Uebrigen genügt eine alphabetische Aufzählung: Bähr aus Heidelberg (35 Briefe 1821—54, meist wegen Rezensionen in den Heidelberger Jahrbüchern), Baiter aus Zürich (7 Briefe 1848—52, meist über Cicero), Bekker aus Loewen (3. II. 1834 über eine Ehrung Creuzers zum 25jährigen Jubiläum des philol. Seminars in Heidelberg), Billerbeck aus Hildesheim (9. I. 1827), Bloch-

mann aus Dresden (23. XI. 1847), Bothe aus Weinheim (23. IV. 1818), Burckhardt (Jo., Antistes) aus Basel (17. IV 1852), Didot (2 Briefe 1850. 54 nebst 5 Kopien von Creuzers Hand), Eiselein aus Heidelberg, Engelhardt aus Erlangen (28. IX. 1827), Erhardt aus Freiburg und Heidelberg (6 Briefe 1821. 23. 27), Ersch aus Halle (13. VIII. 1816 und 25. IV. 1817), Feldbausch aus Karlsruhe (7 Briefe 1850—54), Freund aus Breslau und Leipzig (8 Briefe 1835—39), Grashof aus Düsseldorf, Grieshaber aus Rastatt (3. IV. 1846), Halm aus München (23. X. 1853), Hautz aus Heidelberg (4 Briefe 1842—50), Herling aus Frankfurt, Hess aus Helmstedt (21. XII. 1845 und 10. V. 1848), Kärcher aus Karlsruhe (3 Briefe 1823—36), Kerler aus Ohmden (1849), Kirste aus Gratz, Klotz aus Leipzig (3 Briefe 1847—50), Krabinger aus München, Kühner aus Hannover (10. VI. 1834), La Roche aus Basel (10. I. 1827), von Lupin auf Illerfeld (28. IX. 1821), Massmann aus München (7 Briefe 1827. 28 betreffend die Bearbeitung und Herausgabe des Schwäbischen Idiotikon von Prälat v. Schmitt), H. Meyer aus Zürich (3 Briefe 1831. 32. 36), Mittermaier aus Heidelberg (6 Briefe 1829. 30 nebst einem des Sohnes Max 1833), Moller aus Darmstadt (3 Briefe 1821–23), Mützell aus Berlin (6. IV. 1847), Niebuhr aus Bonn (1827, Bücherbestellungen), Nizze aus Stralsund (2 Briefe 1838), Ochsner aus Zürich (8. III. 1830), Orelli aus Zürich (19 Briefe 1827—37), Osann aus Giessen (2 Briefe 1839 und 47), Salat aus Landshut (3 Briefe 1826. 27), Sauppe aus Zürich (26. VIII. 1842), Schiek aus Hanau (3. I. 1846), Schlosser aus Weilburg (Philipp, ohne Datum), Schwarz aus Heidelberg (3. II. 1834), Schwarzmann aus München (2 Briefe 1830. 34), Seebode aus Hildesheim (18. IV. 1818), Soldan aus Hanau und Marburg (3 Briefe 1838 und 55), Staudenmeyer aus Illerfeld (8. III. 1833), Stürenburg aus Hildburghausen (Febr. 1850 nebst Beilage von Hohnbaum), Süpfle aus Karlsruhe (2 Briefe 1849), Tafel aus Tübingen (1836), Unold aus Memmingen (6 Briefe 1827—39), Weissgerber aus Offenburg (1842), Wernsdorff aus Naumburg (1823), Zimmermann aus Darmstadt (1832).

Einfluss der kirchlichen Unionsversuche des 13., 14. und 15. Jahrhunderts auf die philosophische Renaissance des Abendlandes.

Von

Walther Arnsperger.

Es ist eine alte, in der populären historischen Tradition fest eingewurzelte Fabel, dass die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 und die Flucht der dortigen Gelehrten den Anstoss gegeben habe zu jener geistigen Bewegung, die man unter dem Namen Renaissance mit ziemlich unbestimmten zeitlichen und sachlichen Grenzen zusammenfasst und die jedenfalls die erste Regung modernen Geistes repräsentiert. Schon im vorigen Jahrhundert hat ein hervorragender Kenner der Gelehrtengeschichte [1]) dieser Darstellung des Verlaufs das seitdem vielfach angeführte Wort entgegengestellt: man würde die griechischen Musen nach Italien geholt haben, wenn sie sich nicht dahin geflüchtet hätten. Er durfte noch weiter gehen; man hat sie thatsächlich dahin geholt, noch ehe die Flucht begann und sowohl was die litterarischen Einwirkungen, als was die von drüben gekommenen Lehrer angeht, sind die vor jener Katastrophe unvergleichlich wichtiger als die nach derselben. Ja die Verbindung von Byzanz mit dem Abendlande war das ganze Mittelalter hindurch niemals so völlig unterbrochen, wie man es vielfach dargestellt hat und eine nähere Verfolgung der Spuren einer Berührung der beiden Kulturwelten durch Kenner des Quellenmaterials auf beiden Seiten würde vielleicht auch jetzt noch interessante Ergänzungen nach dieser Richtung zu Tage fördern. Der immer wiederholte Versuch, den Streit um Italien, auch den durch die Kaiserkrönung gegebenen Konflikt auf diplomatischem Wege zu erledigen, dann die verwandtschaftlichen Verbindungen der Herrscherhäuser — geplant schon

---

1) A. H. L. Heeren: Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur. Göttingen 1797. Bd. I. S. 283.

unter den Karolingern, ausgeführt unter den Ottonen und noch mehr unter den Staufern — hatten wenigstens zeitweise einen lebhaften Austausch von Gesandtschaften zur Folge und dass diese auch für das geistige Leben nicht bedeutungslos waren, mag ein hervorstechendes Beispiel illustrieren: Unter den Geschenken, welche Kaiser Michael II., der Stammler, in den 20er Jahren des 9. Jahrhunderts durch seine Gesandten Ludwig dem Frommen überreichen liess, befand sich auch eine Handschrift der unter dem Namen des Dionysius Areopagita bekannten mystischen Schriften. Diese wurden dann später von Johannes Scotus Erigena auf Veranlassung Karls des Kahlen ins Lateinische übersetzt und sollen nach Ansicht der Kenner die Grundlage bilden für die ganze Entwickelung der Mystik im Abendlande. Es war das erste Werk der griechischen Philosophie, das ohne die Vermittlung der spätrömischen Uebersetzer dort bekannt geworden ist und gleich eine nachhaltige Wirkung gehabt hat. Zu den angeführten Beziehungen treten ferner die lebhaften Handelsverbindungen, welche zunächst die süditalischen Städte, wie Neapel und Bari, seit dem 11. Jahrhundert auch Venedig, seit dem 12. endlich auch Genua und Pisa mit dem Osten unterhielten und welche zum mindesten die Kenntnis der griechischen Sprache hier bei Einzelnen immer relativ frisch erhielten. Dass diese denn auch, besonders in Unteritalien unter langobardischer, normannischer wie später unter staufischer Herrschaft, zu einer litterarischen Vermittlung durch Uebersetzungen [1]) verwendet wurde, dafür sind Beispiele reichlich bekannt. Endlich haben die Kreuzzüge, vor allem die Eroberung von Byzanz im Jahre 1204 und die Gründung der fränkischen Staaten auf dem Boden des alten Hellas, welche das lateinische Kaisertum, ja teilweise die türkische Eroberung des wiederhergestellten Ostreichs überdauerten, jenen vereinzelten und mehr zufälligen Berührungen eine breite Grundlage gegeben. Ganz besonders aber haben die im 13., 14. und 15. Jahrhundert unternommenen oder besser erneuerten Versuche einer Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der abendländischen die Verbindung mit Byzanz belebt. Sie haben nicht nur die für jene letzte und wirkungsvollste Vermittlung griechischen Einflusses auf das Abendland wichtigsten Persönlichkeiten sei es zeitweise, sei es, wenn ihre lateinerfreundliche Gesinnung sie drüben unmöglich gemacht hatte, dauernd nach Italien geführt. Sie sind auch wenigstens äusserlich zum Ausgangspunkt geworden für jene Kontroverse zwischen Platonismus und Aristotelismus, für das Aus-

1) O. Hartwig: Die Uebersetzungslitteratur Unteritaliens in der normannisch-staufischen Epoche im Centralblatt für Bibliothekswesen. III. 1886. S. 161.

spielen der beiden Autoritäten des Altertums gegen einander, welches ja dann das philosophische Denken des Abendlandes zu jenem neuen Aufschwung getrieben hat, den das Wort philosophische Renaissance bezeichnen soll.

I.

Am 25. Juli 1261 hatte der Kaiser von Nicäa Michael Palaiologosus Konstantinopel mit Hilfe der dort lebenden Griechen und vor allem der Genuesen zurückerobert und dem lateinischen Kaisertum ein Ende gemacht. Die Entrüstung darüber im Abendlande, die päpstlichen Ermahnungen zu einem neuen Kreuzzug, insbesondere auch die Unsicherheit seiner eigenen Stellung — er war selbst als Usurpator durch Entthronung seines Mündels, des jungen Johannes IV. Laskaris, zur Herrschaft gelangt — liessen es ihm geraten erscheinen, mit der Kurie Frieden zu schliessen. Das ist der Ausgangspunkt für die Wiederaufnahme der kirchlichen Unionsversuche im 13. Jahrhundert.

Die Trennung der griechischen Kirche von der römischen beruhte im letzten Grunde mehr auf politischen und nationalen Gegensätzen als auf rein dogmatischen. Das zeigt sich schon bei ihrer Entstehung; denn die letzteren wurden hier durch den Urheber des Schismas, den gelehrten Patriarchen Photios erst nachträglich hineingetragen [1]) und dann gewandt für seine Zwecke ausgenutzt. Das zeigt sich noch mehr an den seitdem immer von neuem hervortretenden Unionsversuchen. Gleich der früheste derselben, welcher nach der ersten Absetzung des Photios auf dem Concil zu Byzanz — dem achten ökumenischen nach römischer Zählung — gemacht wurde, scheiterte trotz anfänglicher Nachgiebigkeit der Byzantiner schiesslich an der Frage nach der Zugehörigkeit der Bulgaren und Slaven zum Machtbereich der griechischen oder römischen Kirche [2]), die bei dem gleichzeitigen Streit der Herrscher um slavische Grenzgebiete auch eine politische Bedeutung gehabt hat. Vor allem hatten die Kaiser aus dem Hause der Komnenen die Frage stets als eine rein politische behandelt. Die Opposition aber, auf welche alle diese Versuche stiessen, richtete sich besonders gegen die Unterordnung unter den römischen Stuhl und es ist nicht zufällig, dass gerade immer die geistig bedeutendsten Männer auf und um den Patriarchenstuhl in Byzanz die Gegensätze besonders scharf zum Ausdruck brachten und einen offenen Bruch

1) Artikel: Photios in Herzogs Realencyklopädie. 2. Aufl. Bd. 11. 1883. S. 659. Gelzer im Anhang zur 2. Auflage von Krumbacher: Geschichte der Byzantinischen Litteratur. München 1897. S. 973.

2) Hefele: Conciliengeschichte. IV. 1860. S. 413 ff.

provozierten. So im 9. Jahrhundert Photios selbst, so zweihundert Jahre später Michael Kerularios, der Zeitgenosse und Freund des Psellos, der Vertreter gregorianischer Ansprüche auf dem Stuhle von Byzanz. In dem lebendigen Bewusstsein kultureller und geistiger Ueberlegenheit, das die Byzantiner der damaligen Zeit den Völkern des Abendlandes gegenüber hatten und grossenteils haben durften, sträubten sich eben gerade die Hochgebildeten dagegen, sich von diesen „Barbaren“ politisch oder geistig ins Schlepptau nehmen zu lassen. Das war nun aber anders geworden. Seit der Katastrophe von 1204 stand man einem als weit überlegen erkannten Gegner ziemlich hilflos gegenüber, ja bald war man selbst auf dessen Unterstützung gegen den neuen östlichen Feind angewiesen. Die Gebildeten, wenigstens die politisch denkenden unter ihnen, erkannten jetzt grossenteils die Notwendigkeit einer Einigung an, selbst um den Preis einer dogmatischen Konzession. Um so hartnäckiger widersetzte sich aber nun der niedere Klerus, besonders die Mönche und das Volk, dem gerade durch die Lateinerherrschaft die nationale Verschiedenheit recht zum Bewusstsein gekommen war. Der Versuch Kaiser Michaels, das 1274 auf dem Concil zu Lyon gegebene Versprechen zu halten und der Einigung unter Anwendung von Gewalt Geltung zu verschaffen, hat die Erbitterung in jenen Kreisen nur noch gesteigert und mit seinem plötzlichen Tode 1282 nahmen auch alle diese Bestrebungen ein schnelles Ende[1])! Der hochgebildete Patriarch Bekkos, erst der hartnäckige Gegner, dann, als er die Notwendigkeit eingesehen hatte, das gefügige Werkzeug der kaiserlichen Politik, wanderte in die Verbannung und sein Vorgänger, der ehrwürdige, aber ungebildete Mönch Joseph, vertauschte seine Klosterzelle, in die ihn Michael wegen seines Widerstands gegen die Union verbannt hatte, nochmals mit dem Patriarchenstuhl.

Die Veranlassung zu diesem Unionsversuch des 13. Jahrhunderts war die von Westen, insbesondere von dem neuen italienischen Reiche der Anjou drohende Gefahr. Sie schwand durch die sicilianische Vesper und die ihr folgenden Kämpfe zwischen Anjou und Aragon. Die Veranlassung des nächstfolgenden Versuchs und aller späteren war die Türkengefahr. Begünstigt durch die unter Michaels Nachfolger ausgebrochenen inneren Wirren hatte das auf den Trümmern des Reiches Rum gegründete Osmanenreich im griechischen Kleinasien schnelle Fortschritte gemacht. Im Jahre 1326 war Brussa, 1328 Nikomedien in türkische Hände gefallen und mit Mühe hatte Andronikos III. 1337 den ersten Versuch

1) J. Dräseke: Der Kircheneinigungsversuch des Kaisers Michael VIII. Paläologos in Zeitschr. f. wiss. Theol. 34. 1891. S. 325.

der Osmanen, auf europäischem Boden Fuss zu fassen, zurückgewiesen. Zwei Jahre später erschienen seine Gesandten — unter ihnen der Basilianermönch Barlaam, damals Abt von St. Salvator in Konstantinopel, bei den Herrschern des Abendlandes, zuletzt auch bei Benedikt XII. in Avignon. Dort hielt Barlaam eindringliche Ansprachen, in welchen er vor allem sofortige und thätige Hilfe gegen die Türken empfahl, die allein den Hass des griechischen Volkes gegen die Lateiner, an welchem alle bisherigen Versuche gescheitert seien, abschwächen könne[1]). Darauf gründet sich dann der päpstliche Vorwurf, den Griechen sei es nicht Ernst mit der Union, sie bedienten sich ihrer nur als Vorwand, um Unterstützung zu erhalten[2]).

Die Gesandtschaft Barlaams wird in der Geschichte der Renaissance[3]) viel erwähnt, weil er — allerdings nur für kurze Zeit und mit geringem Erfolg — der Lehrer Petrarcas im Griechischen geworden ist. Ein anderer byzantinischer Gesandter, Nikolaos Sigeros, der ebenfalls in Avignon mit dem italienischen Denker bekannt geworden war, hat diesem später eine Handschrift des Homer übersendet und es war eine geniale Vorahnung dieses ersten der Humanisten, wenn er, ohne sie selbst eigentlich zu kennen — „Dein Homer ist mir stumm, oder besser, ich bin für ihn taub“, schrieb er[4]) an Sigeros — für die beiden wirkungsvollsten Schriftsteller des griechischen Altertums, Homer und Plato, durch seine beharrlichen Lobpreisungen ein lebhafteres Interesse im Abendland zuerst geweckt hat.

Uebrigens war der geistige Verkehr und Austausch zwischen Ost und West damals schon in vollem Gange. Bei der Eroberung von Byzanz im Jahre 1204 hat man im Abendlande wohl gewusst, dass der mit dem Schwerte gewonnene Boden, wenn anders die Besitzergreifung eine dauernde sein sollte, für die römische Kirche und für die römische Kultur geistig noch einmal erobert werden musste. Das erkannte vor allem auch der gewaltige Mann, der damals auf dem Stuhle Petri sass und die Bitten des lateinischen Kaisers um Unterstützung fanden bei ihm

1) Barlaami oratio pro unione bei Migne: Patrologia graeco-latina. Bd. 151. S. 1331.

2) ebenda S. 1340 C.

3) G. Voigt: Die Wiederbelebung des klassischen Altertums. I. 3. Aufl. 1893. S. 47.

4) „Homerus tuus apud me mutus, immo vero ego apud illum surdus sum“. Vergl. Nolhac: Les études grecques de Petrarque in Comptes rendus (Academie des inscriptions et belles-lettres). 1887. Tome XV. S. 455 und Derselbe: Pétrarque et l'humanisme. Paris 1892. Chap. VIII.

williges Gehör[1]). In eindringlichen Briefen ermahnte er sowohl den französischen Klerus[2]) als die Pariser Universität[3]), Lehrer und Bücher nach dem Osten zu senden und an der Romanisierung desselben mitzuarbeiten. Mehr politische Absichten leiteten den französischen König Philipp August, als er zu Paris sein Collegium Constantinopolitanum stiftete, in welchem junge Griechen die lateinische Sprache erlernen sollten, damit „die Kinder der Griechen nach Paris kämen und dort mit der Erlernung der lateinischen Sprache auch den alten Nationalhass gegen die Lateiner ablegen sollten, indem sie selbst deren Humanität und Güte erfahren und in die Heimat zurückgekehrt, zum Vorteil des lateinischen Namens diese Tugenden überall verkünden sollten; zugleich aber damit man gleichsam Geiseln in Händen habe, die man, wenn die Väter mit griechischem Wankelmut etwas gegen die Lateiner unternähmen, in Paris festhalten könnte[4])". Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist es gewesen, dass die beiden neugegründeten Kongregationen, die Orden der Dominikaner und Franziskaner, diese Bestrebungen ergriffen und nicht nur für Erlernung der griechischen Sprache durch befähigte Zöglinge Sorge trugen, sondern auch viele derselben direkt nach dem Osten entsandten. Sie übernehmen jetzt recht eigentlich die geistige Vermittlung. Dabei trat aber zunächst unmerklich genau das Gegenteil von dem ein, was Innocenz beabsichtigt hatte. Statt die Griechen zu romanisieren, benutzten sie vielfach ihre Kenntnis, um sich immer mehr in die noch nicht erschlossene Litteratur derselben einzuarbeiten. So hat ein Dominikaner, Wilhelm von Moorbecke aus Brabant — später 1280/81 vielleicht noch länger Erzbischof von Korinth — für seinen grossen Ordensbruder Thomas von Aquino Schriften des Aristoteles übersetzt; sicher die de coelo et mundo, wahrscheinlich die Rhetorik, der Tradition nach noch mehr[5]). Auch sonst ist Wilhelm als Uebersetzer fruchtbar gewesen; für einen Dominikaner merkwürdig und als Wirkung der byzantinischen Renaissance charakteristisch ist seine Uebersetzung des Proklos, wenn sie auch keine weitere Beachtung gefunden hat. Dabei blieben aber auch die Bemühungen, der abendländischen Theologie im Osten Eingang zu verschaffen, auf die Dauer nicht ohne Erfolg. Selbst griechische

1) Jourdain: Recherches critiques sur l'age et l'origine des traductions latines d'Aristote etc., übers. von Stahr. Halle 1831. S. 51.

2) ebd. S. 51.

3) ebd. S. 52.

4) ebd. S. 58.

5) Jourdain a. a. O. S. 69. Histoire litteraire de la France XXI. S. 143.

Gelehrte, ja sogar der Union Abgeneigte begannen sich für die Scholastik zu interessieren. So hielt sich der Mönch Maximos Planudes[1]) längere Zeit in Venedig, so Demetrius Kydones[2]), der Günstling des Johannes Kantakuzenos, in Mailand auf, um lateinisch zu lernen. Der Erstere hat Schriften des Cicero, Boetius und Augustin, der Andere auch die Summa theologica des Aquinaten ins Griechische übertragen und Johannes Kyparissotes[3]) hat mit seiner *Ἔκθεσις στοιχειώδης ῥήσεων θεολογικῶν* — ich gebrauche die Worte der Krumbacher'schen Litteraturgeschichte — den ersten Versuch einer systematischen Dogmatik nach dem Muster der abendländischen Scholastik gegeben. Die Wirkung solcher Studien aber zeigt sich hauptsächlich in der umfangreichen polemischen Litteratur, welche die Unionsversuche der Paläologen hervorriefen. Denn dieser Aufklärungstheologie der damaligen Zeit stellte sich die traditionelle byzantinische Mystik in der schärfsten Form entgegen. So wird der Hesychastenstreit wohl mit Recht aufgefasst von dem theologischen Mitarbeiter des Krumbacherschen Werkes. Derselbe „stellt in letzter Linie den Kampf der abendländischen, rationellen und nüchternen Scholastik mit der morgenländischen, extravaganten theosophischen Mystik dar" [4]). Die erbitterten Athosmönche nutzten das aus und verschrieen die Gegenpartei geradezu als *Λατινόφρονες* und der ehrgeizige Johannes Kantakuzenos, der ihren grossen Anhang im Volke wohl kannte, beutete den theologischen Streit für seine politischen Pläne erfolgreich aus. Nach seinen Siegen schon 1341, noch mehr 1347 und 1351 ist er dann stets mit gewaltthätiger Intoleranz gegen die Andersdenkenden vorgegangen [5]). Barlaam, der den Streit heraufbeschworen hatte, wurde verbannt und lebte später ganz in Italien, wo er königlicher Bibliothekar zu Neapel und später Bischof von Gieraci wurde. Der Patriarch Johannes wurde abgesetzt, zwei Bischöfe in der Sitzung der Synode von den ergrimmten Mönchen misshandelt; andere wurden ins Gefängnis geworfen, darunter auch der grösste byzantinische Gelehrte jener Zeit Nikephoros Gregoras[6]). Dieser und die meisten byzantinischen Mitkämpfer Barlaams im Hesychastenstreit teilten zwar mit ihm auch die unionsfreundliche Gesinnung, nicht aber die Hinneigung zur abendländischen resp. zur arabischen Wissen-

1) Krumbacher S. 543.
2) ebd. S. 102 und 487.
3) ebd. S. 106 f.
4) ebd. S. 101.
5) Hefele a. a. O. Bd. VI. S. 566 ff. und 599 ff.
6) Krumbacher a. a. O. S. 293.

schaft. Vielmehr war es darüber schon weit früher zwischen Beiden zu einer scharfen polemischen Auseinandersetzung gekommen. Nikephoros steht vielmehr ganz auf dem Boden der byzantinischen Renaissance, die seit Psellos Vorgang immer mehr zur platonischen Philosophie hinneigte. Er selbst studierte dieselbe eifrig, verfasste auch Dialoge nach dem Muster Platons; aber dass er, wie in Ueberwegs Geschichte der Philosophie[1]) zu lesen ist, bei einem Kampf zwischen platonischer und aristotelischer Philosophie gegen seinen dogmatischen Gegner Johannes Kantakuzenos, der für Aristoteles Partei genommen habe, „die Fahne Platons hochhielt", habe ich nirgends finden können. Ein solcher Kampf wird vielmehr erst herbeigeführt durch das Auftreten des Georgios Gemistos Plethon, an dessen Namen sich ja dann auch die ersten Regungen der abendländischen Renaissance anknüpfen.

II.

Wer den Georgios Gemistos heute etwa nur aus seinen Schriften oder aus dem Eindruck, den er in Italien gemacht hat oder gar aus den gehässigen Ausfällen seiner Gegner kennt, ohne über sein Leben und die gleichzeitige Geschichte seines Vaterlands Bescheid zu wissen, der muss von ihm einen ganz falschen Begriff erhalten. Daher rührt auch seine eigentümliche Stellung in den Darstellungen der Geschichte der Philosophie. Man hat sich gewöhnt, ihn als den bedeutendsten unter jener ersten Generation von Renaissancephilosophen anzuerkennen, aber das, was gewöhnlich allein von ihm berichtet wird, ist geeignet, den Unbefangenen gegen diese Bedeutung etwas misstrauisch zu machen. Der Gedanke einer Erneuerung der griechischen Religion auf platonischer oder besser neuplatonischer Grundlage im Gegensatz zur christlichen, mit einem Glaubensbekenntnis, das von Zeus als dem vollkommensten Wesen, der ersten Ursache des Alls durch die erste Daseinstufe oder die Götter zweiter Ordnung Poseidon, die Olympier und Titanen oder Tartarier zu der zweiten Daseinsstufe, dem innerhimmlischen Göttergeschlecht der Gestirne und Dämonen und schliesslich zur dritten, den sterblichen Wesen herabsteigt — erinnert an die schlimmsten Leistungen spätgriechischer Mysteriologie und braucht nur ausgesprochen zu werden, um als Traum einer ganz in neuplatonische Denkweise eingelebten phantasiereichen Natur erkannt zu werden. Wenn die ganze Tendenz

1) Bd. II. 8. Aufl. Berlin 1898. S. 219. Statt Johannes VII. muss es jedenfalls Johannes VI. heissen.

bei einigen italienischen Renaissancephilosophen Anklang fand und in manchen Köpfen noch länger fortlebte, so bestätigt das nur, dass der darin enthaltene Gegensatz gegen die christlichen Anschauungen vielfach als nicht ganz unberechtigt oder unerwünscht empfunden wurde und dass andererseits für Phantastereien dieser Art damals ein fruchtbarer Boden war, was ja Beides auch anderweitig bekannt ist. Dabei war die Beredsamkeit Plethons so feurig und so überzeugt, dass sie für sich schon geeignet war, Eindruck zu machen. In dieser leidenschaftlichen Natur bäumte sich der ganze Groll des Hellenentums im Todeskampfe noch einmal gegen die christliche Religion und Kultur auf, wie zu den Zeiten des Porphyrios, des Julian und des Proklos. Es ist darum kein Wunder, wenn er gerade an diesen Letzteren sich besonders eng anschliesst. Schon die Zeitgenossen haben ihn mehrfach des Plagiats an diesem Philosophen beschuldigt. „Den Plutarch, den Plotin, den Jamblichos und den Porphyrios nennst du als Gewährsmänner", so redet ihn sein Hauptgegner an [1]), „den Proklos aber, dem du das meiste entnommen hast, übergehst du mit Stillschweigen, damit du den Ruhm, den grössten Teil jener Lehren zuerst gefunden zu haben, für dich erschleichest. Aber die den Proklos kennen und zugleich verdammen, kennen auch so gut wie ich die Quelle deiner Lehre". Wir untersuchen nicht, wieweit dieser Vorwurf berechtigt ist; die Aehnlichkeit ist frappant und das genügt schon, um sich ein Urteil über Plethons Leistungen in dieser Richtung zu bilden.

Von dem Werke, in welchem solche Gedanken ausführlich entwickelt waren, sind nur eine Inhaltsübersicht und kleine Bruchstücke erhalten geblieben. Es war nach Plethons Tod in die Hände seines schärfsten Gegners, des Patriarchen Georgios Scholarios — als Mönch später Gennadios genannt — gefallen und dieser hatte es als gefährliches und ketzerisches Machwerk verbrannt, wie er selbst in einem ausführlichen Rechtfertigungsschreiben berichtet [2]). Es führte den Titel: *νόμοι*, die Gesetze und knüpft damit schon äusserlich an Platons bekanntes Werk an. Schon dieser Titel, noch mehr die erhaltenen kleineren Vorarbeiten zeigen, worauf der Denker eigentlich hinaus wollte. Der Zweck der Thätigkeit Plethons ist ein durchaus praktischer: die umfassende Reform des griechischen Staates, vor allem der Pelopsinsel als seines Kerns, und

1) Gennadios bei Migne: Patr. graec.-lat. Bd. 160. S. 639 c. F. Schultze: Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen. Jena 1874. S. 141. Gass: Gennadios und Pletho. Breslau 1844.

2) Gennadios an den Exarchen Josephos. Migne 160. S. 631 ff.

eine planmässige Erziehung des Hellenenvolks zum Kampfe gegen den gefährlichen asiatischen Erbfeind.

Als Kaiser Manuel, durch einen schmählich erkauften Frieden mit dem Sultan momentan gesichert, im Jahre 1415 den Peloponnes besuchte, war dieser wieder fast ganz in griechischen Händen; die kleinen fränkischen Dynastenhäuser waren teils erloschen, teils vertrieben. Den Mittelpunkt bildete dort der Despotenhof von Misithra — in der Gegend des alten Sparta — kulturell gleichsam eine Filiale der Hauptstadt am Bosporus, ein Sammelplatz gebildeter Hellenen, schon vergleichbar einem jener kleinen Renaissancehöfe, die sich in Italien bald zahlreich herausbildeten [1]). Hier lebte und lehrte Plethon und Männer, wie Manuel Chrysoloras, Bessarion und Laonikos Chalkondylas — alle später für die italienische Renaissance wichtig geworden — sassen zu seinen Füssen. Von hier aus hatte er bereits eine Denkschrift an den Kaiser nach Byzanz gesandt, [2]) in der er seine Reformpläne andeutet und als deren Grundbedingungen die Anwesenheit des Kaisers im Peloponnes und die Herstellung der Isthmosbefestigung forderte. Vielleicht hierdurch bewogen ist Manuel jedenfalls im März des genannten Jahres im Peloponnes erschienen und schon im folgenden Monat ward unter seiner Leitung mit dem Bau der Befestigung begonnen.

Damals hat dann Plethon dem Kaiser und seinem Sohn, dem Despoten Theodor, noch einmal zwei Denkschriften „über die Angelegenheiten des Peloponnes" überreicht [3]), in welchen er jetzt seine Reformpläne vollständig entwickelt und auch die schwierigste Aufgabe derselben zu lösen versucht: die Umbildung des verlotterten Volkes zu einer waffentüchtigen Verteidigungsmannschaft. Die Vorschläge sind radikal und kühn: Einführung und scharfe Scheidung der drei Stände des platonischen Staats und planvolle Erziehung einer neuen Generation mit Hilfe der Religion, nicht der christlichen, denn diese habe sich für wahrhaft sittliche Erziehung als unzulänglich erwiesen. sondern der angestammten, heimischen, der nationalhellenischen. Er fühlt sich im Stande, diese Reform durchzuführen und bietet sich dazu dem Kaiser an: „Solltest Du", so schliesst er die erste Denkschrift [4]), „mich beauftragen, die

---

1) F. Gregorovius: Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. II. 2. Aufl. Stuttgart 1889. S. 283.

2) *Τοῦ Γεμιστοῦ πρὸς τὸν βασιλέα.* Veröffentlicht in Joseph Müller: Byzantinische Analecten in Wiener Sitzungsberichte. 9. 1852. II. S. 400.

3) bei Migne a. a. O. S. 821 ff. und 841 ff.

4) a. a. O. S. 840 B. Schulze: a. a. O. S. 47.

Sachen solchergestalt anzuordnen, so würde ich dies Amt übernehmen, auch wenn kein anderer es wagen sollte, und mich anheischig machen, die Angelegenheiten des Peloponnes dem Plane gemäss, den ich eben in meiner Rede entwickelt habe, zu ordnen. Davor nur, mein Kaiser, möchte ich dringend warnen, dass dies Geschäft etwa denen übertragen wird, die Euch, nicht zu Eurem Besten, ewig mit Bitten anliegen. Wenn Ihr nur beharrlich und ohne Hinneigung zum Schlechteren die Sachen leitet und durchführt, kann es durchaus nicht schwer halten, alle in meiner Rede im Entwurf hingestellten Einrichtungen wirklich zur Ausführung zu bringen“.

Von einem Erfolg dieser Vorstellungen hört man nichts, indessen haben Manuel wie sein Nachfolger noch mehrfach in Einzelheiten den Rat Plethons eingeholt; so der Letztere, als er zum letzten Male das schon oft vergeblich versuchte Heilmittel gebrauchen wollte: die Union. Inzwischen hatte ja der Türkeneinfall im Peloponnes von 1423 trotz der Isthmosbefestigung dieser letzten Zuflucht des Hellenentums eine unheilbare Wunde beigebracht. Auf jene Anfrage hat Plethon abmahnend geantwortet; sollte es doch zu einem Unionskonzil kommen, so mahnt er zur Vorsicht, da er eine Majorisierung der in geringer Zahl vertretenen Griechen voraussieht [1]). Wenn ihm nun aber die Aussicht genommen war, seine Pläne im grösseren Stile ausführen zu können, so begann er sie, wenigstens den zweiten Teil des Programms, im kleinen Kreise zu versuchen. Das ist die Aufgabe der Schule von Misothra, die in ihm — ich gebrauche die Worte seines Schülers Gregorios Monachos [2]) — „den Erforscher der göttlichen Geheimlehren“, den „grossen Führer zu dem hyperuranischen Gotte, den auch Platon gelehrt hat“, verehrte. Seiner Erneuerung der platonischen resp. neuplatonischen Philosophie lag darnach zunächst eine praktische Absicht zu Grunde; ihre Berechtigung aber leitete sie daraus her, dass sie die ältere, die den Hellenen angestammte Weltanschauung repräsentiere. Beides ist wichtig für ihre Stellung in dem nun beginnenden Kampfe mit der byzantinischen Orthodoxie und mit den Verteidigern des Aristoteles. Sein Anfang führt uns zurück auf den letzten Unionsversuch in den Jahren 1438 und 1439.

III.

Am 9. April 1438 wurde in Ferrara in Gegenwart des Papstes, des griechischen Kaisers und Patriarchen, der Bevollmächtigten der orien-

1) Schulze: a. a. S. 60.
2) Rede bei Migne: a. a. O.

talischen Metropoliten und mehrerer griechischer Bischöfe die Unionssynode eröffnet, die mit der feierlichen Abschliessung der Union am 6. Juli des folgenden Jahres in Florenz endigte [1]). Von dem deutschen Kardinal Nicolaus von Cusa waren die Griechen in Byzanz eingeladen worden; unter ihnen befanden sich auch Plethon, der als kaiserlicher Rat „σύγκλητος" aufgeführt wird, und sein Schüler Bessarion, damals schon Metropolit von Nicäa. Beide gehörten auch dem Sechserausschuss an, der griechischerseits die Vorlagen für die allgemeinen Sitzungen vorzubereiten hatte. Bessarion war Anhänger, Plethon entschiedener Gegner der Union. Ausserhalb der Sitzungen verkehrten Beide aber freundschaftlich zusammen und auch mit den römischen Bischöfen, insbesondere mit dem Kardinal Julian Caesarini, was ihnen von ihren Landsleuten sehr verdacht wurde [2]). Als später die Griechen, kaum heimgekehrt, unter dem Druck der von den Gegnern der Union beherrschten und aufgereizten öffentlichen Meinung grösstenteils widerriefen, fuhr Bessarion fort, mündlich und publizistisch die Sache der Lateiner zu verteidigen. Gegen eine seiner Apologieen nun hat Plethon — jetzt wieder in Misithra — im Jahre 1448 eine Schrift „über den Ausgang des heiligen Geistes" [3]) geschrieben, in der er das griechische Dogma mit Gründen verteidigte, die nach Ansicht nicht nur der Orthodoxen nicht christlich sondern heidnisch waren und in der er offen die „hellenische" Theologie der kirchlichen — scheinbar nur der römischen — gegenüberstellt. „Das Werk", so äussert er sich selbst [4]), „welches zu Gunsten des lateinischen Dogmas erschienen ist, ... bedient sich in seiner Beweisführung eines Axioms, welches der hellenischen Theologie besonders wert, der Kirche aber durchaus feindlich ist, dass nämlich, wo die Kräfte verschieden sind, auch die Substanzen verschieden sein müssen .... Die Kirche aber nimmt offenbar dieses Axiom nicht an, denn sonst würde sie nicht den Sohn dem Vater gleichsetzen ...." Dass sich mit einer solchen Verteidigung die byzantinische Orthodoxie nicht zufrieden gab, ist begreiflich. Die Schrift gab zunächst den Anlass zu einem Sendschreiben des Gennadios an Plethon und diese theologische Kontroverse vermischte sich nun mit einer andern, welche Beide schon erheblich früher über die platonische und aristotelische Philosophie geführt hatten, die aber damals durch direktes Eingreifen des Kaisers zum Schweigen gebracht worden war und erneuerte diese.

1) Hefele a. a. O. VII. S. 673 und 741.
2) Schulze: S. 73.
3) bei Migne a. a. O. S. 975 ff.
4) ebd. S. 975 A.

Noch während des Konzils von Florenz, wo er ja damals seine berühmten Vorlesungen über Platon hielt, hatte Plethon eine Abhandlung „über den Unterschied zwischen der aristotelischen und der platonischen Philosophie“ [1]) veröffentlicht. Wie er selbst erzählt, wollte er den Verehrern Platons, die ihn darum gebeten hatten, auseinandersetzen, in welchen Punkten Aristoteles von Platon übertroffen werde; er wolle damit nicht den Aristotelikern den Fehdehandschuh hinwerfen, denn er selbst sei davon weit entfernt, Aristoteles in allen Stücken zu verwerfen. Ja er muntert im Gegenteil zum Lesen seiner Werke auf und gesteht in seinem Hauptwerk selbst, dass die in diesem enthaltene Physik der Hauptsache nach die aristotelische sei. Die Gegensätze betreffen durchgängig metaphysische und religiös-ethische Fragen, vor allem die Unsterblichkeit der Seele. Bezeichnend ist der Anfang der Schrift: „Die alten Griechen wie die alten Römer haben den Platon dem Aristoteles weit vorgezogen. Die Jetztlebenden aber und besonders die meisten Abendländer wollen klüger sein als jene und bewundern den Aristoteles mehr als den Platon. Sie folgen darin einem Araber, dem Averroes, der die Naturlehre des Aristoteles als das Ende aller Weisheit hinstellt, einem Manne, gegen dessen Eifer in andern Dingen sich nicht leicht etwas sagen lässt, dessen Meinung über die Seele aber so albern ist, dass er dieselbe sogar für sterblich hält“ [2]). Hier haben wir den Kern des Gegensatzes: es ist Aristoteles, der Philosoph *κατ' ἐξοχήν*, der Götze der abendländischen Scholastik, dem der Kampf gilt; es ist die arabische Tradition, durch die der Westen jetzt so viel weiser zu sein glaubt, als der Osten; es ist Averroes, gegen den er im 11. Kapitel der Schrift schon den griechischen Kommentator Alexander von Aphrodisias ausspielt [3]), wohl die erste Regung jenes späteren Gegensatzes zwischen Averroisten und Alexandristen. Kurz, er wendet sich nach jeder Richtung offenbar gegen die abendländische Scholastik, gegen deren Eindringen auch in die griechische Theologie, von dem wir vorher gesprochen haben.

Vier Jahre später erschien eine Gegenschrift des Gennadios [4]), der diese Tendenz richtig erkannte. Die Verteidigung nicht des Aristoteles sondern der christlichen Religion war seine Absicht. „Das“, schrieb

1) bei Migne a. a. O. S. 889 ff. Vergl. Schulze S. 80 ff.

2) ebd. S. 889 A In der beigedruckten lateinischen Uebersetzung ist das letzte Urteil über Averroes fälschlich auf Aristoteles selbst bezogen.

3) ebd. S. 903 A.

4) Ueber die verlorene Schrift: Schulze S. 92.

er[1]), „war die Ursache, weshalb ich meine Streitschrift für Aristoteles gegen die Schrift Plethons richtete. Dieser griff den Aristoteles deshalb so trotzig an, weil er wohl wusste, dass gerade aus der aristotelischen Philosophie, zumal aus den Punkten, in welchen sie sich von der platonischen unterscheidet, Belege für die Richtigkeit des wahren Glaubens erwachsen. Ich selbst wollte weder gegen den Platon kämpfen, noch den Aristoteles besonders in Schutz nehmen. Allein weil mir die Absichten Plethons verhasst waren, deshalb nehme ich aus Eifer für den Glauben mir die Mühe, die sonst überflüssig gewesen wäre. Ich wollte dadurch denen, die diesen Mann noch nicht kennen, die Augen öffnen, damit keiner getäuscht würde und Schaden nähme, wie ihn zu meiner grossen Betrübnis nicht wenige, deren Namen ich nicht zu nennen brauche, genommen haben.“ — Natürlich ist Bessarion gemeint. — Auch den Plethon persönlich habe er, wie er einmal ausdrücklich erklärt, nicht verfolgen wollen, da er ja in andern Dingen von Weisheit erfüllt sei und durch seine sittliche Haltung der Jugend, die nach wahrer Tugend strebe, als Muster dienen könne. Er habe aber gewusst, dass derselbe seit langer Zeit eine Art neuer Gesetzgebung lehre und schreibe, in welcher das Christentum verhöhnt werde.

Schon damals hat Plethon eine Replik geschrieben; die persönliche Intervention des Kaisers aber, dem er sie zuschickte, erreichte, dass sie unterdrückt wurde. Da kam jener neue Streit und nun liess Plethon auch jene Replik erscheinen, um so mehr, als Kaiser Johannes inzwischen gestorben war.

Wir sehen, Plato und Aristoteles waren in diesem Kampfe nur die Losungen; in Wirklichkeit handelt es sich um hellenische und scholastische Theologie, um hellenische und scholastische Wissenschaft. Das letzte Aufflackern nationaler Begeisterung hatte der Ersteren neue Schwungkraft verliehen. Sie rang denn, auch nachdem jene verweht war, in der Folgezeit um die Herrschaft im Abendlande mit dem arabischen Einfluss, der im 13. und 14. Jahrhundert den griechischen überflügelt hatte und der Scholastik erst ihr eigentümliches Gepräge gegeben hat. Damit zeigt sich auch die Bedeutung jener Vorträge Plethons in Florenz während des Konzils, welche die dortige gebildete Welt fesselten und den Mediciäer zur Gründung der platonischen Akademie[2]) begeisterten.

---

1) Im Brief an den Exarchen Josephos ebd. S. 93.

2) Siveking: Die Geschichte der platonischen Akademie zu Florenz. Anhang zur Geschichte von Florenz. Schriften der Akademie von Ham. I. Hamburg 1844.

Der letzte Prophet des ausgehenden Hellenentums hat dort den Samen desselben weitergepflanzt in fruchtbareren Boden.

Das hier nur Angeregte aber weitergeführt zu haben, das ist das Verdienst seines Schülers Bessarion [1]). Er ist der eigentliche Vermittler jener hellenischen Einflüsse auf die abendländische Philosophie, der er sie jetzt in einer Form bot, die sie für jene erst aufnahmefähig machte. Auch äusserlich hat er diese Stellung eingenommen. Nach dem endgültigen Scheitern des Unionswerks in Byzanz war er, der ewigen Anfeindung seiner Gegner müde, wie verschiedene andere Unionsfreunde ganz nach Italien übergesiedelt, wenn er auch die Sehnsucht nach seiner Heimat nie verlor und später mit Wort und Schrift für ihre Befreiung eingetreten ist. In der hervorragenden Stellung, die er bald dort einnahm — er wurde erst Kardinal, dann lateinischer Patriarch von Konstantinopel — sorgte er für seine vertriebenen und geflohenen Landsleute und war eifrig bestrebt, möglichst viel von griechischer Wissenschaft aus der grossen Katastrophe zu retten.

Er hatte einst den Aristoteles brieflich gegen seinen Lehrer verteidigt [2]), diesem selbst aber, obgleich sein Gegner in den kirchenpolitischen wie den dogmatischen Fragen, bei seinem Tode ein schönes Denkmal gesetzt in seinem Trostbrief an die Söhne Plethons [3]). „Ich habe gehört, dass der gemeinsame Vater und Führer, alles Irdische hinter sich lassend, in den lautern Ort des Himmels gewandert ist, um mit den olympischen Göttern den mystischen Reigen zu tanzen. Ich freue mich wirklich, dass ich den Umgang eines Mannes genossen habe, wie Griechenland nach Platon mit Ausnahme des Aristoteles nie einen Weiseren hervorgebracht hat. Wenn daher jemand die Lehren der Pythagoreer und Platons über die endlose Wanderung der Seelen annähme, so würde ich ohne Bedenken dieses hinzufügen, dass Platons Seele, als sie den unabänderlichen Satzungen des Verhängnisses unterliegen und sich der notwendigen Wanderung unterziehen musste, auf die Erde herabsteigend sich des Gemistos Hülle als Wohnung erwählt habe .... Ein grosser Ruhm für ganz Hellas war jener Mann, ein grosser Schmuck wird er ihm für die Zukunft sein. Sein Gedächtnis wird nicht untergehen, sein Name und sein Ruf mit immerwährendem Preise der Nachwelt überliefert werden.“

---

1) H. Vast: Le cardinal Bessarion. Paris 1878. Krumbacher a. a. O. S. 117 f.
2) bei Migne: Bd. 161 S. 713. Vergl. Vast a. a. O. S. 331.
3) Migne 161 S. 636. Vergl. Schulze a. a. O. S. 107.

Von Bessarion wahrscheinlich angeregt[1]), hat aber dann, als nach des Meisters Tod die Schüler Plethons in Angriffen auf Aristoteles sich gegenseitig zu überbieten suchten, Theodoros Gaza die Verteidigung desselben übernommen und damit in den sechziger Jahren des Jahrhunderts den Streit nochmals erneuert, in den jetzt — herausgefordert durch die Schmähungen des Georgios von Trapezunt gegen Plato — auch Bessarion selbst eingreift, um ihn mit konziliantem Sinn, aber mit siegreicher Rhetorik zu Gunsten der griechischen Wissenschaft zu Ende zu führen in seiner Schrift: „Gegen den Verläumder Platons". Erst diese Schrift hat von einseitigem Autoritätenkultus an sachliche Prüfung appelliert und erst diese Phase des Kampfes hat beide Philosophen, den Platon und den griechischen Aristoteles im Abendlande heimisch gemacht, wenn auch die Einigung, die sie versuchte, nicht lange vorhielt. Auch sonst nimmt Bessarion in jenem Wiederaufleben der Philosophie und der Wissenschaften einen wichtigen Platz ein. Seine Büchersammlung — grösstenteils selbstgeschriebene oder doch mit kundiger Hand verbesserte Exemplare — die er der venetianischen Bibliothek von St. Marco vermachte, lieferte dem erfolgreichsten Verbreiter klassischer Werke durch die neue Kunst des Drucks, Aldus Manutius, seine besten Vorlagen.[2]) In Wien ferner, wo er in politischen Geschäften sich aufhielt, hat er die hervorragendsten deutschen Mathematiker jener Zeit, erst Purbach, dann Regiomontanus[3]) zum Studium des Ptolemäus angeregt und dabei unterstützt. Den Letzteren hat er 1461 mit nach Italien genommen, wo er nach der von dem Kardinal selbst erhaltenen Handschrift die Ptolemäusübersetzungen der Philologen als Fachmann kontrollierte und korrigierte. In Rom selbst aber lebte Bessarion im Verkehr mit jenem Manne, der als erster Deutscher an den philosophischen Bestrebungen der neueren Zeit Anteil genommen hat: mit Nicolaus von Cues.

Ein Grieche und ein Deutscher, Beide Kardinäle der römischen Kirche, stehen an der Schwelle der neuern Philosophie.

Der Streit zwischen den Anhängern der platonischen und der aristotelischen Philosophie ist der Ausgangspunkt der philosophischen Renaissance des Abendlandes. Er beginnt auf griechischem Boden und

---

1) Vast a. a. O. S. 332. L. Stein: Der Humanist Theodor Gaza als Philosoph. Archiv für Geschichte der Philosophie. II. S. 448 ff.

2) Vast a. a. O. S. 377.

3) Ziegler: Regiomontanus. Dresden 1874. S. 6.

geht hervor aus einer in den politischen Verhältnissen mitgegründeten theologischen Opposition des Hellenentums gegen die von abendländischer Scholastik beeinflusste byzantinische Orthodoxie. Er wirkt aber dann derart, weil er eben mehr ist, als der Kampf zweier Schulen, weil es sich hier handelt um „den Konflikt zweier universeller Weltanschauungen, die, unabhängig von jeder eigentümlich gefärbten Zeitströmung und besonders charakterisierten Geschichtsepoche, sich im denkenden Menschengeiste nebeneinander ausbilden können, um dann feindlich aufeinander zu platzen“ [1]), um einen Gegensatz, der unter anderen Namen versteckt auch noch in der modernen Wissenschaft eine Rolle spielt [2]). Die Vermittlung in diesem Streit ist von Bessarion bis Leibniz — d. h. so lange man überhaupt glaubte, in der Schule oder an der Hand der Alten die philosophischen Probleme lösen zu müssen und lösen zu können, oder ehe man sich zu der Ueberzeugung durchgerungen hatte, dass das Problem zu jeder Zeit in der Form, in der es in dieser Zeit selbst auftritt, aufgesucht und ausgeglichen werden muss und dass die historische Kenntnis früherer Lösungsversuche hier höchstens behilflich sein kann — diese Vermittlung, sage ich, ist das Hauptproblem der neuern Philosophie geblieben. Damit bestimmt sich die Stellung des letzten griechischen Philosophen in der Geschichte derselben. Ihn, wie seinen Lehrer hatten zuerst die Unionsbestrebungen vorübergehend nach Italien geführt. Seine Stellungnahme in den dortigen Verhandlungen aber hat dann ihn und seine Einwirkung dem Abendlande endgültig gewonnen.

---

1) O. Liebmann: Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 2. Aufl. Strassburg 1880. S. 315.

2) ebd. das Kapitel: Platonismus und Darwinismus. S. 313 ff.

Niclaus Koppernikus.

Ein Vortrag
von
Moritz Cantor.

Es wird nicht leicht Jemand irgend eine deutsche Mittelschule verlassen haben, ohne von dem koppernikanischen Weltsystem gehört zu haben, von dem Systeme, nach welchem die Sonne als ruhender Mittelpunkt gedacht ist, um welchen die Planeten mit Einschluss der Erde nahezu kreisförmige Umläufe beschreiben, während sie selbst zum Teil wieder von kleineren Weltkörpern, die den Namen der Monde führen, umkreist werden. Wenn es mit dieser Behauptung fast in Widerspruch zu stehen scheint, dass ich Niclaus Koppernikus zum Gegenstand eines Vortrages gewählt habe, denn ich werde Ihnen doch nicht erzählen wollen, wovon ich überzeugt bin, dass Sie es wissen, so habe ich von vornherein Ihnen zu sagen, was ich mit meinem Vortrage beabsichtige, was nicht.

Ich will nicht die allgemeine Schilderung des koppernikanischen Gedankens durch eine in's Einzelne gehende mathematische Zergliederung desselben ersetzen, von der zu befürchten stünde, sie würde trotz einer das Mass überschreitenden Inanspruchnahme von Zeit und Geduld doch vielfach unverständlich ausfallen. Ich will dagegen das sittliche Moment des Systemes, wenn ich so sagen darf, hervortreten lassen und Ihnen den Mann selbst, sein Wirken auf den allerverschiedensten Gebieten, vor die Augen führen.

Über die in alter Zeit bei den Völkern herrschende Weltanschauung sind wir durch gewisse Überlieferungen belehrt, die freilich scheinbar ganz Anderes betreffen. Die Religionsbücher der Alten bieten meistens Schöpfungsgeschichten, welche zweifellos zu der Zeit, in welcher sie niedergeschrieben wurden, mit den wissenschaftlichen Anschauungen der Religionsbekenner in Einklang waren, sei es dass die Schöpfungs-

geschichte die Astronomie beeinflusste, sei es dass sie unter dem Einflusse der letzteren entstand. Wenn also die biblische Schöpfungsgeschichte die Worte enthält: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde; wenn es weiter heisst: Und Gott machte zwei grosse Lichter, ein gross Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, dass sie scheinen auf die Erde, so ist in dieser Erzählung folgendes wissenschaftliche Glaubensbekenntnis enthalten: Es gibt über der Erde ein festes Himmelsgewölbe gleichzeitigen Ursprunges mit ihr, und nachdem Beide vorhanden waren, traten durch eine neue Schöpfungsthat Sonne, Mond und Sterne hinzu mit der Bestimmung, die Erde mit Licht zu versehen. In der That, wie hätte man zu einer anderen Meinung Veranlassung gehabt? Man sah über sich den blauen Himmel einer Glocke ähnlich an dem Horizonte auf der Erde feststehend. Man sah bei Tage die Sonne an vom östlichen zum westlichen Rande des Horizontes sich verschiebenden Himmelsstellen, was am einfachsten durch eine entsprechende Bewegung der Sonne Erklärung fand. Man sah das unheimliche und beängstigende Dunkel der Nacht gemildert durch das gleichfalls von Ost nach West fortschreitende Licht des Mondes und durch eine Unzahl von Sternen, unter welchen abermals einige wenige sich durch Ortswechsel als Planeten, d. h. verdeutscht als Wandelsterne, zu erkennen gaben. Man fühlte sich als Gebieter der Erde, deren Geschöpfe sich freiwillig oder gezwungen dem Menschen unterordnen mussten, also ausschliesslich seinen Bedürfnissen zu genügen hatten. Und war nicht der Selbsterhaltungstrieb vorhanden, der den Egoismus im weiteren Sinne erzeugte, der den Einzelmenschen und um so mehr die Menschheit als Mittelpunkt des Weltalls stempelte? Gewiss, der Mensch war als Meisterstück der Schöpfung zuletzt gebildet, damit das vorher Geschaffene einen Herrn habe, dem es diene. Um ihn, sagt man noch heute sinnbildlich, dreht sich Alles, um ihn und seinen Wohnsitz, die Erde, sagte man, ehedem auf den Augenschein sich stützend, dreht sich das Weltall. In Babylon scheint man zuerst die weitestgehenden Folgerungen aus diesem Vordersatze gezogen zu haben. Wenn die sieben Wandelsterne, mit ihren heutigen Namen: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn, nur der Erde d. h. eigentlich des Menschen wegen ihre Himmelsbahnen durchlaufen, so muss ihre gegenseitige Stellung für die Menschheit von grösster Bedeutung sein. Aus der Zeit des Königs Sargon, d. h. etwa aus der Zeit des Jahres 1700 vor Christi Geburt, hat sich ein Vorbedeutungskalender erhalten, welche Folge es habe, wenn dieses oder jenes Zusammentreffen der Planeten,

wenn insbesondere eine Mondfinsternis oder gar eine Sonnenfinsternis an diesem oder jenem Jahrestage eintreffe; Hungersnot, Ueberschwemmung, aber auch ein Sieg über mächtige Feinde können von den Sternen vorherverkündet werden. Dem Einzelmenschen waren seine Lebensschicksale durch den Stand der Gestirne im Augenblicke seiner Geburt bestimmt. Diesen richtig zu deuten war eine Kunst. War aber diese Kunst, die Sterndeutung, anerkannt, so führte von ihr ein verhältnismässig kleiner Schritt zur Wissenschaft von den Bewegungen der Planeten, mittels deren man in den Stand gesetzt war, voraus zu berechnen, wann diese oder jene günstige oder ungünstige Vereinigung von Gestirnen eintreten werde. Die Astrologie hatte die Astronomie erzeugt, welche gleich jener zu den Aufgaben der Priesterschaft gehörte. Die Dächer der Tempel wurden zu Sternwarten.

Da trat ein Ungeahntes ein. Das einfache Umkreisen der im Mittelpunkte des Alls ruhenden Erde durch die sieben Wandelsterne, mochte deren Umlaufzeit auch von verschiedener Dauer sein, reichte nicht aus, die wirklich beobachteten Erscheinungen am Himmelsgewölbe zu erklären. Man musste zu diesem Zwecke viel verwickeltere Bewegungslehren ersinnen, die Erde zwar noch ruhend, aber ausserhalb des Mittelpunktes der Planetenbahnen annehmen u. s. w., und fast zwei Jahrtausende, von König Sargon an bis zum alexandrinischen Astronomen Ptolemäus, der in der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts schrieb, stellte man die verschiedensten Versuche an, die berechneten Sternstellungen mit den wirklich beobachteten in Einklang zu bringen, natürlich immer unter Festhaltung der einen Grundwahrheit der im Mittelpunkte der Welt ruhenden Erde, so verworren auch die Wege der Wandelsterne sich dabei gestalteten.

Aber war diese Annahme wirklich eine Grundwahrheit? Einzelne Denker hatten gewagt, daran zu zweifeln und ihren Zweifel laut werden zu lassen. Philolaos um das Jahr 500 vor Christi Geburt hat der Erde eine Drehung um ihre eigene fest bleibende Axe beigelegt. Aehnlich dachte sich der Pythagoräer Hiketas die Anordnung. Plato dürfte um das Jahr 355 etwa sich dazu durchgerungen haben, auch an eine fortschreitende Bewegung der Erde zu glauben. Der Schüler des Sokrates (das war ja Plato) fürchtete jedoch den Giftbecher, den sein Lehrer wegen Unglaubens hatte austrinken müssen, und deutete seine Ketzerei mehr an, als dass er sie aussprach. Aristarch von Samos lehrte um 270, die Sonne und nicht die Erde bilde den Mittelpunkt der Welt, und erlitt um dieser Lehre willen Anfeindungen, welche Plato's Vor-

sicht nachträglich als eine wohl angebrachte rechtfertigte. Sie alle waren nur weisse Raben, vereinzelt und ohne nachweisbare Fortpflanzung ihrer Sonderbildung. Das ptolemäische System beherrschte, gekünstelt wie es war, die Wissenschaft und entlockte höchstens um 1250 Alfons von Castilien den Ausruf: „Wenn mich Gott bei Erschaffung der Welt um Rat gefragt hätte, so hätte ich ihm grössere Einfachheit empfohlen.“ Die Gegner des Königs, sein eigener Sohn an der Spitze, bedienten sich nachmals seines Lästerwortes, wie man es nannte, um 1282 seine Absetzung und Verbannung zu bewirken. Nenne ich noch einen Kirchenfürsten, Kardinal Nicolaus von Cusa, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts unangefochten, aber allerdings nur gelegentlich die Ansicht von einer Axendrehung der Erde aussprach, so dürfte damit die Liste der von der ptolemäischen Lehre Abweichenden nahezu erschöpft sein.

Und nun trat ein Mann auf, der angeregt durch die Vorstellungen des Pythagoräers Hiketas, welche er aus einem kurzen Berichte in einem philosophischen Buche Cicero's kennen gelernt hatte, sich nicht mit allgemeinen Redensarten und hingeworfenen Bemerkungen begnügte, der vielmehr mathematische Rechnungen ausführte und mit ihrer Hilfe klipp und klar bewies, dass wenn die Sonne der ruhende Mittelpunkt eines sie umkreisenden Systems von sechs Weltkörpern wäre, gebildet aus Venus, Merkur, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, wenn der Mond die sich drehende und fortbewegende Erde selbst wieder umkreiste, alsdann alle die Himmelserscheinungen stattfinden müssten, welche von den Astronomen seit vielen Jahrhunderten beobachtet und niedergeschrieben worden waren. Die Dauer von über 35 Jahren, von 1506 etwa bis zum Druckjahre 1543 des unsterblichen Werkes, hatten die mühseligen Rechnungen in Anspruch genommen, um so mühseliger als man nicht vergessen darf, dass damals das Fernrohr noch nicht erfunden war, die Beobachtungen also bei Weitem nicht mit der Genauigkeit wetteifern konnten, bis zu welcher die spätere Sternkunde sich erhob.

Wozu hatte die unermessliche Geistesarbeit geführt? Ich habe das Thatsächliche der Ergebnisse in kurzen Worten geschildert. Ihr sittlicher Kern war die Entthronung des Menschengeschlechts. Wenn die Erde vor fünf anderen Wandelsternen nichts voraus hatte als ihren Mond, wenn sie aber gleich den übrigen Planeten die Sonne umkreiste, so war eben die Sonne der vornehmste Weltkörper, und die Erde vielleicht der edelste zweiten Ranges, aber doch immer zweiten Ranges. Wie konnte der Mensch, der Bewohner der Erde, sich jetzt noch ver-

messen, die ganze Schöpfung auf sich zu beziehen? Dem Weltall gegenüber war er, wie ich soeben sagte, entthront, und dieses Gefühl der Erniedrigung musste immer drückender werden, als das Fernrohr erkennen liess, dass nicht einmal der Mond der Erde ihr als besondere Auszeichnung diente, dass auch Jupiter Monde und zwar in grösserer Anzahl als die Erde besass. Mochte man der Sonne als Centralkörper jetzt eine Ausnahmestellung gewähren, die Erde war anderen Weltkörpern schwesterlich an die Seite geschoben, Weltkörpern ähnlich wie sie selbst einer war, vielleicht gleich ihr bewohnt, und womit wollte der Mensch es begründen, dass er den Bewohnern der anderen Weltkörper gegenüber einen Vorrang verdiene? Die Schöpfung konnte nicht bloss um des Menschen willen vor sich gegangen sein. Das waren die Folgerungen, die allmählich aber unausweichbar aus der neuen Lehre gezogen werden mussten und gezogen wurden. Sie waren bitter und, was noch schlimmer war, sie waren ketzerisch nach der Auffassung schier jeder Religionslehre.

Das hatte, um Sie an Frühererwähntes zu erinnern, Plato gefürchtet, Aristarch empfinden müssen. Darf ich aber von späteren Ereignissen reden, so erwähne ich, dass Melanchthon sich mit aller Entschiedenheit der neuen Lehre widersetzte. Es giebt, führte er aus, nach den Lehren der Kirche nur eine einzige Welt, an eine Mehrheit der Welten zu glauben, widerspricht der von Gott offenbarten Wahrheit. Galilei vollends wurde seine Parteinahme für die Erdbewegung als strafwürdiges Verbrechen angerechnet. Das grundlegende Werk wurde 1616 auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt, bis die darin enthaltenen Ketzereien ausgemerzt seien. Erst in unserem Jahrhundert und zwar 1835 wurde das Verbot jenes Werkes, d. h. das Verbot an die Erdbewegung zu glauben, in Rom insoweit aufgehoben, als es nicht erneuert wurde. Noch im Jahre 1830, als in Warschau das Denkmal des Urhebers des verpönten Buches enthüllt wurde und ein feierliches Hochamt den segnenden Beistand des Himmels erflehen sollte, weigerte sich die Priesterschaft Warschau's in der letzten Minute für einen Mann zu beten, dessen Werk die Kirche verboten hatte. Kein Geistlicher erschien am Altare. Bestürzt verliess die zahlreich versammelte Menge das Gotteshaus, und mit gestörter Festesfreude sah man die Hülle von dem Meisterwerke Thorwaldsens sinken.

So die weit über die astronomisch-wissenschaftliche Bedeutung des Buches von den Bewegungen der Weltkörper hinausreichenden sittlichen und religiösen Erlebnisse der neuen Lehre. Darf ich nicht hoffen, durch

deren kurze Andeutung Ihr Interesse für den Mann hervorgerufen zu haben, dem sie entstammte?

Die Familie Koppernigk — so lautet die ursprüngliche Rechtschreibung — stammt wohl aus dem kleinen Köppernick, welches im schlesischen Eulengebirge in der Nähe von Frankenstein bis auf den heutigen Tag genannt wird, während die Kupferwerke, denen es einst den Namen verdankte, sich nicht erhalten haben. Von dort scheint ein Koppernigk nach Krakau gewandert zu sein, und aus Krakau kam zwischen 1454 und 1458 der Kaufherr Niclaus Koppernigk nach Thorn, wo er sich mit der Erinnerung an eine Familie gleichen oder ähnlichen Namens begegnete, welche schon seit mehr als 60 Jahren dort ansässig war. Niclaus Koppernigk vermählte sich bald mit Barbara Watzelrode, der Tochter eines Schöppenmeisters, eines gleichfalls begüterten, einflussreichen Thorner Patriziers. Niclaus Koppernigk kam nun in der neuen Heimat rasch zu Ansehen. Im Jahre 1465 wurde er, der Eingewanderte, zum Ehrenamte eines Schöppen berufen. Am 19. Februar 1473 wurde ihm als jüngstes unter vier Kindern ein Knabe Nicolaus geboren, welcher 1483 durch den Tod des Vaters verwaiste. Der Oheim, Lucas Watzelrode, nahm sich in liebevoller Fürsorge des zehnjährigen Knaben an und leitete seine Erziehung. Nicolaus Koppernikus, so mag er von jetzt an in der latinisierten Form des Namens heissen, ging in die Johannisschule in Thorn. Aus ihr gelangte er im Wintersemester 1491 auf 1492 an die Universität Krakau. Das war die Geburtsstadt seines Vaters, das war die nächstgelegene Hochschule, das war aber auch eine weit und breit mit Recht berühmte Hochschule, und insbesondere der dortige Mathematiker und Astronom, Albertus Blar de Brudzewo, zog Tausende aus weiter Ferne heran, die ihn hören wollten. Freilich während der drei Jahre, die Koppernikus bis zum Herbste 1494 in Krakau verweilte, hat der berühmte Lehrer keine öffentliche Vorlesung gehalten, aber es kann kaum bezweifelt werden, dass er in privatem Unterrichte den strebsamen, geistig und durch seine Familienverhältnisse hervorragenden jungen Mann nach Kräften förderte. Wenn ich dabei auch die Familienverhältnisse als hervorragend bezeichne, so beruht dieses darauf, dass Lucas Watzelrode, schon seit 1479 Mitglied des Domstifts zu Frauenburg, am 19. Februar 1489 zum Bischof von Ermland gewählt worden war.

Der Bischof Lucas beabsichtigte seinen Neffen in thunlicher Bälde zum Domherrn von Frauenburg wählen zu lassen, wozu als Vorbedingung ein dreijähriges Studium an einer Universität gefordert wurde, und

dieses hatte Koppernikus 1494, wie Sie gehört haben, hinter sich. War die Vorbedingung erfüllt, dann kam es freilich noch auf die Wahl an, und mit dieser verhielt es sich so. Die Anzahl der Domherrn war eine fest bestimmte, zur Vornahme einer Neuwahl musste also eine Stelle frei geworden sein. Aber auch dann trat nicht unbedingt eine Wahl ein, sondern nur wenn eine Domherrnstelle in einem geraden Monate frei wurde. Bei Todesfällen in ungraden Monaten hatte die römische Kurie sich das Ernennungsrecht vorbehalten. Mochte also Koppernikus auch seit Vollendung des dreijährigen Studiums in der Nähe des Oheims sich befinden und um die Gunst des Domkapitels sich bemühen, als im September 1495, also im neunten und somit ungeraden Monate, ein Domherr starb, siegte in Rom ein dem Bischof Lucas entgegenstehender Einfluss, und Koppernikus wurde nach lange dauernden, sich immer verschleppenden Unterhandlungen nicht ernannt. Vielleicht um sich der Stelle eines Domherrn um so würdiger zu machen, vielleicht um einem allgemeinen Bildungstriebe zu genügen, verliess Koppernikus im Spätsommer 1496 die nordische Heimat und zog nach Italien.

Er traf am Anfange des Wintersemesters 1496 auf 1497 in Bologna ein und wurde gleich seinem Onkel Lucas, der ebenfalls in Bologna studiert hatte, in das Album der Deutschen Nation eingetragen. Dieser Eintrag beweist, dass Koppernikus in Bologna die Rechtswissenschaft studierte, denn die Juristen und nur die Juristen waren verpflichtet, sich in landsmannschaftlichen Gruppen zu vereinigen. Er beweist ebenso, dass sich Koppernikus als Deutscher fühlte, denn während anderwärts zur Deutschen Nation einer Universität nicht ausschliesslich Deutsche, sondern alle nordisch Geborenen gehörten, war das in Bologna nicht der Fall. Aus der Zeit des dortigen Aufenthaltes des Koppernikus sind 14 Dokumente über Studenten polnischer Nationalität dort nachgewiesen worden.

Neben der Jurisprudenz, vielleicht mehr als die Jurisprudenz bevorzugte Koppernikus in Bologna die Fächer, welche in Krakau seine Lieblingsbeschäftigung gebildet hatten. Sie waren in Bologna, der berühmten Hochschule, glänzend besetzt. Mathematik las Scipione del Ferro, Astronomie Dominico Maria da Novara, jener als der erste Bewältiger der sogenannten Gleichungen dritten Grades in der Geschichte der Mathematik gefeiert, dieser ein kühner Neuerer, der an der Unveränderlichkeit der Welt zweifelte, welche fast in gleichem Masse wie die Unbeweglichkeit der Erde zu den Glaubensartikeln der damaligen Männer der Wissenschaft gehörte. Eine Verrückung der Erdaxe hatte

Da Novara als den Grund einer Verschiedenheit in der geographischen Breite der Stadt Cadix vermutet, welche aus seinen eigenen Beobachtungen gegenüber von solchen, die Ptolemäus einst angestellt hatte, sich ergab. Beziehungen des Koppernikus zu Del Ferro sind wahrscheinlich, aber nicht erwiesen. Dagegen sind bestimmte Ueberlieferungen seines Umganges mit Da Novara und von beiden gemeinsam angestellte Beobachtungen vorhanden. Die beiden ähnlich gearteten Denker hatten sich gefunden. Noch ein anderes Studium besass in Bologna einen hervorragenden Vertreter, das der griechischen Sprache. Koppernikus, der vorher dieser Sprache nicht mächtig war, lernte sie unter Antonio Urceo so genau kennen, dass er 1509 die lateinische Uebersetzung eines spätgriechischen Schriftstellers Theophylaktos Simokatta, über welchen grade Urceo eine Vorlesung gehalten hatte, im Drucke herausgeben konnte. Der Aufenthalt in Bologna währte bis zum Jahre 1500, in den letzten beiden Jahren dadurch besonders behaglich. dass auch der etwas ältere Bruder Andreas Koppernikus 1498 zum Studium nach Bologna gekommen war.

Eine noch erheblichere Annehmlichkeit für den 24 Jahre alten Studenten der Rechte brachte bereits das Jahr 1497. Im achten Monate dieses Jahres, im August 1497, starb wieder ein Frauenburger Domherr. Jetzt hatte das Domkapitel das Ernennungsrecht in die in einem graden Monate frei gewordene Stelle, und Nicolaus Koppernikus wurde, wie nicht anders zu erwarten war, sofort gewählt und erhielt zugleich einen dreijährigen Urlaub zur Fortsetzung seiner Studien. Der ihm damit zufallende Gehalt entspricht etwa einem gegenwärtigen Einkommen von jährlich 9000 Mark. Ein gleiches Glück hatte Andreas Koppernikus, der 1499 ebenfalls zum Frauenburger Domherrn gewählt wurde. Man sollte sagen, die beiden Brüder hätten jetzt reichlich bestehen können, aber Bologna war ein teurer Aufenthaltsort. In einem Briefe aus der damaligen Zeit wird ein Vater gewarnt, seinen Sohn nach Bologna zu schicken, welches an der grossen Landstrasse nach Rom liege, wo Besuch auf Besuch eintreffe und jedes regelmässige Arbeiten unmöglich, grosse Ausgaben dagegen notwendig mache. Auch von Nicolaus und Andreas Koppernikus wissen wir, dass sie im Herbste 1499 bei einem durchreisenden Freunde ihres Oheims ein Anlehen von 100 Dukaten machten, welches Bischof Lucas in der That zurückbezahlte. Für Bücher und Vorlesungshonorare wird das Geld schwerlich Verwendung gefunden haben.

Im Jahre 1500 finden wir den Domherrn Nicolaus Koppernikus in Rom. Man kennt von ihm dort angestellte Beobachtungen, man weiss, dass er dort gelehrt hat. Allerdings fehlt sein Name in den vorhandenen dortigen Vorlesungsverzeichnissen, der Unterricht muss also nicht im Rahmen der Hochschule stattgefunden haben, sondern als eine private Einführung in die Sternkunde zu denken sein.

Das Protokoll einer Sitzung des Frauenburger Domkapitels vom 27. Juli 1501 bezeugt die erstmalige Anwesenheit der beiden Brüder Koppernikus. Beide verlangten und erhielten einen neuen Urlaub, Nicolaus in Folge seines Versprechens das juristische Studium zu Ende zu führen und daneben auch Medizin zu betreiben. Die letztere Wissenschaft stand in Padua in höchster Blüte, und dorthin wandte sich Niclaus, während Andreas, um welchen wir uns fernerhin nicht weiter kümmern wollen, neuerdings Rom zum Aufenthalte wählte. Es war nichts Aussergewöhnliches, dass ein Geistlicher sich der inneren Heilkunde zuwandte. Chirurgie freilich war ihm untersagt, weil das Brennen und Schneiden einen an einem Geistlichen unstatthaften Mangel an Herzensmilde bekunde, und noch strenger verbot sich dem Domherrn von selbst die Beschäftigung mit Frauenkrankheiten. Einen förmlichen Abschluss haben die ärztlichen Studien des Koppernikus nicht gefunden, dagegen bestand er am 31. Mai 1503 in Ferrara die juristische Doctorprüfung. Der dortige Doctorgrad scheint eben wohlfeiler als der von Bologna oder Padua zu erwerben gewesen zu sein. Er stellte an den Geldbeutel, vielleicht auch an die fachmännische Befähigung des Bewerbers geringere Anforderungen. Zwischen 1505 und 1506 war der Domherr Doctor juris Niclaus Koppernikus wieder in der Heimat. Die vielleicht zum Teil etwas locker verlebte Studienzeit war zu Ende.

Koppernikus wurde der Leibarzt des Bischofs Lucas und konnte ihm so seinen Dank für die Güte abstatten, an der es der Oheim nie gegen seinen Neffen hatte fehlen lassen. Lucas Watzelrode führte den Krummstab von 1489 bis 1512, und bis zu dem gleichen Zeitpunkte blieb Koppernikus in seiner Umgebung, zumeist in dem Schlosse Heilsberg. Die Bischöfe, welche ich weiter zu nennen habe, waren Fabian Merkelingerode von Lossainen bis 1523, Mauritius Ferber bis 1537, Johannes Dantiscus bis 1584. Zu allen stand der Domherr Nicolaus Koppernikus geschäftlich und persönlich in Beziehungen, welche zu Lucas Watzelrode und zu Fabian von Lossainen die denkbar besten waren, auch unter Ferber sich erträglich gestalteten, um unter Dantiscus fast in das Gegenteil umzuschlagen.

Lucas Watzelrode hatte es, wie ich im Augenblicke erst angedeutet habe, um seinen Neffen verdient, dass dieser an ihm mit kindlicher Liebe hing, aber es war im Ganzen kein angenehmer Umgang. Er war verschlossen und ernst, herb und finster, gedrückt durch die politischen Verhältnisse, welche ihn dazu brachten, seinen ursprünglichen Gesinnungen untreu zu werden. Ein Deutscher von Geburt und Abstammung besass Bischof Lucas in dem polnischen Könige Kasimir einen Gegner, während die preussischen Stände ihn auf seinem Bischofstuhle zu erhalten und zu festigen suchten. Allmählich kehrte die Sache unter Kasimir's Nachfolgern sich um. Angriffe des Deutschordens auf die Befugnisse des Bischofs von Ermland trieben ihn in polnisches Fahrwasser, in welchem er nun zu schwimmen sich gewöhnte, und die preussischen Stände, ja sogar das eigene Domkapitel traten in Gegensatz zu dem bischöflichen Herrn. Koppernikus scheint seinem Onkel die persönliche Treue bewahrt zu haben. Er begleitete ihn, wie es die Stellung als Leibarzt — bei der kräftigen Natur des Bischofs allerdings fast ein Scheinamt — mit sich brachte, auch auf seinen Reisen, ausser auf der nach Krakau zur Hochzeitsfeier des Königs Sigismund von Polen. Koppernikus sollte mitreisen, blieb aber aus nicht bekannt gewordenen Gründen in letzter Stunde daheim. Der Bischof erkrankte auf der Rückreise nach Heilsberg, zwei Tagereisen vor dem Wiederüberschreiten der preussischen Landesgrenze. Trotz der bedrohlichen Wendung, welche sich alsbald ankündigte, vielleicht in Folge derselben wurde die Reise nur beschleunigt. Thorn wurde erreicht. Dort starb Lucas Watzelrode am 29ten März 1512. Den Neffen scheint man zu spät benachrichtigt zu haben, sonst wäre die Mitteilung nicht zu verstehen, bei dem Tode des Bischofs sei kein kundiger Arzt zugegen gewesen. Nur um so begreiflicher wird dadurch, dass man von Gift munkelte, welches dem Bischof beigebracht worden sei, und die Raschheit, mit der man schon am 2. April die Beisetzung in Frauenburg vollzog, widerspricht dem Argwohne nicht. Die in Heilsberg zugebrachten Jahre waren von Koppernikus trefflich ausgenutzt. Das Vertrauen des Oheims hatte ihn mit den Händeln der Welt bekannt gemacht. Die Uebersetzung des Theophylaktos Simokatta war 1509 erschienen. An dem Buche der Umwälzungen scheint sogar schon seit 1506 fast unmittelbar nach der Ankunft in Heilsberg gearbeitet worden zu sein. Die Beschäftigung mit diesem Werke, welche sich für Koppernikus zur Lebensaufgabe gestaltete, wurde bald emsiger, bald lässiger fortgesetzt, je nachdem anderweitige Berufsgeschäfte es zuliessen.

Zunächst galt es einen neuen Bischof wählen. Ich habe den Namen Fabians von Lossainen bereits genannt. Dieser war gleichzeitig mit Koppernikus in Bologna gewesen, wo Heimat- und Studiengemeinschaft beide einander nahe gebracht haben werden. Jedenfalls beteiligte sich Koppernikus an dem Wahlakte zu Gunsten Fabians. Es war die letzte Wahl, bei welcher das Domkapitel die Kandidaten unabhängig aufstellte. Schon der Ernennung Bischof Fabians hatte der Polenkönig seine Anerkennung versagen wollen, weil sie unter Umgehung seiner Zustimmung stattgefunden hatte. Päpstliche Entscheidung wurde angerufen und ging dahin, dass der nun einmal ernannte Bischof bestätigt wurde, dass aber zugleich der Abschluss des sogenannten Vertrages von Petrikau stattfand. Dieser Vertrag gab dem Könige das Recht, bei Erledigung des Ermländischen Bischofsitzes vier Domherrn, geborene Preussen, als die ihm genehmen Kandidaten zu bezeichnen, aus welchen das Kapitel alsdann den neuen Bischof wählen musste. Und wenn es noch mit der Klausel des angeborenen Preussentums dem Wortlaute nach hätte gehalten werden müssen. Aber dem war nicht so. Der König hatte die Befugnis der Indigenatverleihung, d. h. er konnte, wen er wollte und wo immer er zur Welt gekommen war, dem Rechte nach zu einem geborenen Preussen machen. Der Weg zur Polonisierung der oberen Geistlichkeit des Bistums Ermland war damit geebnet. Es brauchten nur die von Rom aus zu besetzenden Domherrenstellen an Polen vergeben zu werden, welche der König von Polen dann in Preussen umstempelte, es brauchten bei der Bischofswahl nur vier solcher polnischen Preussen, sobald so viele im Kapitel vorhanden waren, als Kandidaten vorgeschlagen zu werden, so war schon ein Pole auf den Bischofssitz gebracht, der die weitere Polonisierung des Kapitels kräftig zu unterstützen vermochte. Man war in Frauenburg keineswegs blind gegen diese möglichen, ja sogar wahrscheinlichen Folgen des Vertrages von Petrikau. Dass man ihn trotzdem und trotz anfänglicher Einsprache einiger bei dem Abschlusse abwesender Domherren zur Geltung gelangen liess, mag nicht zum Mindesten von ähnlichen Gründen herrühren, wie sie Bischof Lucas einst in die Arme des Polenkönigs getrieben hatte. Hie Polen, hie Deutschordensritter war der Kriegsruf der vielfach auf ermländischem Boden ausgekämpften blutigen Fehden. Das arme Land wurde von den wild hausenden Söldnerscharen in einer Weise ausgesogen, dass man die polnischen Truppen fast als schützende Freunde begrüssen durfte, wenn es auch nachmals hiess: die ich rief, die Geister werd' ich nicht mehr los!

Wo war Koppernikus, womit beschäftigte er sich von 1512 bis 1523 unter dem Bischofe Fabian? Die ersten vier Jahre brachte er in Frauenburg zu, emsig an seinen Umwälzungen arbeitend. Man zeigt noch heute den Turm, von dessen Höhe er zahlreiche Beobachtungen anstellte, für deren Benutzung die allerdings unrichtige Meinung, Frauenburg liege mit Krakau unter genau gleichem Meridiane, sehr förderlich war. Ende 1516 musste aber diese seinen Neigungen so entsprechende Thätigkeit unterbrochen werden. Koppernikus wurde dem Kammeramte Allenstein vorgesetzt, welches wohl den dritten Teil des Gesamtbistums darstellte, und blieb bis 1519 in dieser verantwortungsreichen Stellung, in die er dann nochmals von November 1520 bis Juni 1521 zurückkehrte. Es war die Zeit der Verwertung seiner juristischen Kenntnisse, da an ihn die Berufungen in Rechtshändeln zur endgiltigen Entscheidung gingen. Fast noch grössere Ansprüche erhob die Verwaltungsthätigkeit an ihn, da auch ihre Fäden in seiner Hand zusammenliefen. Da lernte er das durch die erwähnten Kämpfe verursachte Elend kennen. Die Not des kleinen Mannes zu lindern sann er auf Mittel. Eines fiel ihm ein, welches geeignet war, zwar nicht unmittelbar der Armut zu steuern, aber doch die Teuerung einigermassen einzuschränken: die Vereinheitlichung der Münze. Das Königreich Polen, die Städte Thorn, Danzig, Elbing besassen das Münzrecht und übten es so aus, dass sie minderwertige Geldstücke auf den Markt brachten, welche in nahe benachbarten Orten nur mit grossem Verluste ausgegeben werden konnten, und doch war der Verkehr zwischen jenen Orten ein so reger, dass ein Eindringen fremder Münzen nicht ausgeschlossen werden konnte. Koppernikus schildert in einer in deutscher Sprache verfassten Denkschrift die Münznot: „Alleyne die golttsmede nemen genys auss des Landes schade und abnemen, szo sye die gütte des geldes zcu sich brengenn.“ Besserung, fährt er fort, thue not. „Nu wollen wir ein Exempel anszegen, wie sollich reformationn gescheen mochte. Zcum ersten, das nur eyne stelle zcu Münczen werde angesatczett, da die Muntcz nicht im namen einer statt, adir uff ir gebreeh, beszunder des ganczen landes wurde geslagenn, unnd das weytre ane gemeynen Raadtt und zculoss Lande unnd Stette keyne neuwe Muntcz wurd auffgerichtt.“ Ein zweites Erfordernis war dann, dass die Minderwertigkeit der Münzen aufhöre, dass vielmehr die Münzen ihrem Gewichtswert als Edelmetall entsprechend ausgeprägt werden müssten. Der König von Polen erklärte sein Einverständnis mit beiden Massregeln unter der Voraussetzung, dass das polnische Einteilungssystem des Geldes als gemeinsam gewählt

würde, was bei der Ausdehnung dessen Geltungsbereiches keine unbillige Forderung war, allein die Städte weigerten sich auf ihr Münzrecht und den damit verbundenen Gewinn zu verzichten, und so blieb Alles beim Alten. Vorgreifend bemerke ich, dass Koppernikus 1530 wiederholt in einer lateinischen Denkschrift seine Vorschläge erneuerte, aber mit nicht besserem Erfolge als zuvor.

Bischof Fabian von Lossainen war gestorben, und die Ersatzwahl hatte nach den im Petrikauer Vertrag vorgesehenen Formen stattzufinden. Auf der von König Sigismund aufgestellten Kandidatenliste erschien obenan Paul Plothowski. Der polnische Klang des Namens erklärt ebenso die ihm gewährte Vorzugsstellung als seine Uebergehung durch das Domkapitel. Der an zweiter Stelle vorgeschlagene Mauritius Ferber wurde 1523 zum Bischof gewählt, ein Mann deutschen Namens und deutscher Gesinnung, in ihr übereinstimmend mit Koppernikus und mit dessen nahem Freunde, Tiedemann Giese, wenn man der Lebensstellung des Letztgenannten nach auch auf polnische Neigungen schliessen könnte, denn Giese, ein Neffe des Bischof Mauritius, war lange Zeit königlicher Sekretär im Dienste der polnischen Krone, blieb es sogar noch, nachdem er zum Domherrn ernannt worden war. Auf religiösem Gebiet ging der Bischof nicht so einig mit den beiden Freunden. Ich brauche kaum hervorzuheben, dass die grosse kirchliche Reformbewegung in Deutschland in vollem Gange war. Bischof Fabian war ihr nicht entgegen. Wies er doch einen Eiferer gegen Luthers Bestrebungen mit den Worten zurück, er solle diesen zuerst widerlegen, ehe er ein Verbot seiner Lehre verlange. Auch Koppernikus und Giese waren, ohne selbst Bekenner der neuen Lehre zu sein, von milder Versöhnlichkeit gegen dieselbe erfüllt, selbst als eine schärfere Tonart unter ihren Vertretern Platz gegriffen hatte. Ganz anders Mauritius Ferber, der sofort nach seiner Verwaltungsübernahme des Bistums strenge Massregeln gegen die Anhänger der Reform ergriff. Diese Meinungsverschiedenheit hinderte indessen nicht, dass auch unter dem neuen Bischof Koppernikus zu Staatsgeschäften Verwendung fand, z. B. zur Vertretung des Bistums auf den Landtagen. In diese Zeit fällt eine neue Leistung des Koppernikus, abermals im Interesse der kleinen Leute. Etwa 1530 verfertigte er eine Brodordnung, welche der Zeit wie dem Gedanken nach mit der von Adam Riese herrührenden Annaberger Brodordnung übereinstimmte und festsetzte, dass, wenn der Preis des Getreides so und so hoch war, der Preis des Brodes nicht mehr als so und so viel betragen dürfe. Eine andere Thätigkeit des Koppernikus war die ärztliche, in welcher

er dem Bischof wiederholt Dienste leistete. Das Verhältnis des Bischofs zu seinem Neffen Giese blieb vollends von ihrer Meinungsverschiedenheit so unberührt, dass er ihn zu seinem Koadjutor ernannte. Ein solcher Koadjutor rückte bei dem Tode des Bischofs ohne Weiteres in dessen Stellung ein, und so wäre die Erneuerung der unbequemen Kandidatur Plothowski oder eine ähnliche von vorn herein ausgeschlossen gewesen. Der König von Polen widersetzte sich, und angesichts des Petrikauer Vertrags war er in vollem Rechte. Wenn dem Könige die Befugnis zustand, vier Kandidaten zu bezeichnen, auf deren einen die Wahl fallen musste, so konnte man nicht, ohne ihn zu befragen, einen künftigen Bischof einschmuggeln, sei es auch seinen eigenen ehemaligen Sekretär. Nach vierjährigen von 1532 bis 1536 dauernden Unterhandlungen kam man zu einer vermittelnden Vereinbarung. Ein Koadjutor wurde ernannt, allein nicht Tiedeman Giese, sondern Johannes Dantiscus, ein ermländischer Domherr, der zwar seit 1530 Bischof von Kulm war, aber mit ausdrücklicher päpstlicher Genehmigung seine Stellung im Frauenburger Kapitel gleichwohl beibehalten hatte. Dafür wurde die nötige Neuwahl in Kulm so geleitet, dass sie auf Giese fiel. Wie Koppernikus sich zu diesem Vermittelungsvorschlage verhielt, weiss ich Ihnen nicht zu sagen. In den früheren Verhandlungen hat er jedenfalls mit aller Kraft die Sache seines Freundes Giese zu führen gesucht, und als 1537 die Bischofswürde auf Dantiscus überging, da zeigte sich, was ich voraus angekündigt habe: die günstigen Beziehungen zwischen dem Bischof von Ermland und dem Domherrn Nicolaus Koppernikus hatten aufgehört.

Johannes Flaxbinder aus Danzig, der nach seinem Geburtsorte den Namen Dantiscus annahm, unter welchem er am bekanntesten ist, war ein weitgereister, feingebildeter Mann. Er war nach Tiedeman Giese eine Zeit lang Sekretär des Königs von Polen, dem er politisch treuere Anhänglichkeit widmete als sein Vorgänger. Ich habe früher erwähnt, dass die beiden Brüder Koppernikus auf eine vielleicht zum Teile etwas locker verlebte Studentenzeit zurückzublicken hatten. Für Dantiscus ist ohne jedes „vielleicht“ der lockere Lebenswandel nachgewiesen. Noch als Bischof von Kulm hatte er 1535 für die Erziehung einer Tochter zu sorgen, welche das Kind einer Spanierin war, und glühende Liebeslieder aus des Dantiscus Feder geben Zeugnis dafür, dass jene Spanierin keineswegs das einzige Frauenzimmer war, zu welchem Dantiscus in einem Verhältnisse stand, welches man in einer Zeit, zu welcher eben erst Alexander VI. aus dem Hause der Borgia auf dem päpstlichen Stuhle

gesessen hatte, kaum als ein unerlaubtes bezeichnen darf. Und auch in eigentlich kirchlichen Fragen war Dantiscus nicht frei von den Zweifeln seiner Zeit. Stand er doch zu Melanchthon auf freundschaftlichstem Fusse, verstieg er sich doch zu der Erklärung, wer zu Rom den Papst, zu Wittenberg Luther nicht gesehen habe, der habe nichts gesehen. Freilich brachte in beiden Beziehungen das Aufrücken nach dem Bischofssitz von Frauenburg eine vollständige Sinnesänderung. Seine dichterische Begabung bringt jetzt Busslieder hervor, in strengem Eifergeiste werden alle nicht Rechtgläubigen aus den Ermländischen Landen verwiesen. Aber stand es trotzdem einem Manne von des Dantiscus Vergangenheit an, Koppernikus den Umgang mit einem ketzerischer Meinungen angeklagten Freund zu untersagen oder von ihm in beleidigend heftiger Weise die sofortige Entfernung einer gewissen Anna Schillings zu verlangen, einer weitläufigen Verwandten des schon mehr als sechzigjährigen Domherrn, welche seine Wirtschaft führte? Man muss hier in beiden Fällen wohl an ein absichtsvolles Benehmen des Bischofs denken, der Vorwände zur Kränkung des Koppernikus fand, weil er sie suchte.

Ich habe im Verlaufe der Schilderungen von den Lebensschicksalen des Koppernikus da und dort der um 1506 begonnenen und bei kurzen Unterbrechungen nie ganz vernachlässigten Arbeit an dem Werke von den Umwälzungen gedacht. Man erzählt, das erste fertig gewordene Exemplar des gedruckten Werkes sei am 24. Mai 1543 in Frauenburg eingetroffen, Koppernikus habe es noch berührt und sei dann sanft verschieden. Tiedeman Giese ist der Urheber dieses Berichtes, den anzuzweifeln kein Grund vorliegt. Jedenfalls hatte die Kunde von dem Grundgedanken der neuen Lehre sich schon viel früher verbreitet und war in einander widersprechender Weise aufgenommen worden. In einem 1531 in Elbing aufgeführten Fastnachtspiele wurde der Erdbeweger Koppernikus dem Spotte und der Lachlust der Menge preisgegeben, welche gern ihr Mütchen an dem kühlte, der des noch abscheulicheren Verbrechens sich schuldig gemacht hatte, an dem Münzrechte Elbings zu rütteln. Um acht Jahre später 1539 erscheint in Frauenburg ein 25jähriger Gelehrter Georg Joachim Rhäticus. Er war schon als Professor der Mathematik in Wittenberg angestellt, aber er hat diese Stellung aufgegeben, er hat die weite Reise nach Frauenburg nicht gescheut, um dort Schüler zu werden, um aus des Urhebers eigenem Munde die Lehre rein und unverfälscht kennen zu lernen, die nur verworren und unklar zu ihm gedrungen war.

Ich will meiner Vorankündigung entsprechend nicht näher auf die

Lehre und auf ihre Darstellung eingehen. Ich will nur eine gleichfalls früher schon gestreifte Frage ganz kurz erörtern und mit der Beantwortung dieser Frage, ob Koppernikus ein Deutscher oder ein Pole war, meine Darstellung beschliessen. Für die Wissenschaft als solche ist das ja ganz gleichgiltig und gleichgiltig auch für die Wertschätzung, welche wir Koppernikus zollen müssen und gern zollen. Aber die Schroffheit, mit welcher das Polentum des grossen Mannes von Manchen behauptet wird, nötigt zur Richtigstellung.

Niclos Koppernik von Crocaw heisst der Vater in einer Danziger Urkunde von 1448, und folglich, sagt man, war er ein Pole. Das Crocaw der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist nicht mit dem heutigen Krakau zu vergleichen. Wohl hatten Polen ursprünglich die Stadt gegründet, aber seit dem 12. und 13. Jahrhundert hatten deutsche Ansiedler deutsche Sprache, deutsches Recht und zwar Breslau-Magdeburgisches Recht mitgebracht; in deutschen Händen befand sich insbesondere der ganze Grosshandel, und nur so ist eine Zugehörigkeit zum Hansa-Bunde überhaupt möglich gewesen. Die städtischen Urkunden von Crocaw sind bis ins 16. Jahrhundert hinein, wenn nicht in lateinischer, stets in deutscher Sprache abgefasst, obwohl die polnische Sprache als Schriftsprache schon vorhanden war. Wo in Krakauer Urkunden Polen vorkommen, ist meistens ein dieses ausdrücklich betonender Zusatz vorhanden wie polnisch Mertin, polnisch Jan. Bei dem Grosshändler Niclos Koppernik von Krakau fehlt jedes weitere Beiwort, also war er ein Deutscher.

Nun sagen die Polen weiter: Der Vater liess sich in Thorn nieder, Thorn ist eine polnische Stadt, also wurde er Pole, wenn er es nicht schon war. Ist es etwa ein Kennzeichen einer polnischen Stadt, dass 1478 eine seit 50 Jahren bereits bestehende Satzung der Böttcherzunft erneuert wird, nach welcher kein polnischer Lehrling angenommen werdan durfte? Kann in einer polnischen Stadt König Sigismund I. 1526 die Fernhaltung und Beschränkung polnischer Arbeiter verboten haben? Kann in einer polnischen Stadt 1566 ein Gesuch um Bürgerannahme zurückgewiesen worden sein, weil der Bittsteller Thorn eine polnische Stadt genannt hatte? Solcher Beweismittel könnte ich noch viele anführen, Thorn war und blieb eine grunddeutsche Stadt.

Die Möglichkeit ist freilich vorhanden, dass Jemand ein Deutscher ist, aber aus politischen oder religiösen Gründen es mit den Polen hielt, sogar seinen deutschen Namen polnisch ummodelt. Ich will ein solches Benehmen nicht billigen, nicht einmal entschuldigen, ich will nur prüfen,

ob man es von Koppernikus behaupten kann. Ich habe schon gesagt, dass er sich in Bologna in das Album der Deutschen Nation einzeichnete. Ich habe ebenso erzählt, dass er die Denkschrift über die Münzeinignng in deutscher Sprache verfasste, während, wie ich hinzufügen kann, auch andere deutsche Schriftstücke, aber nicht eine einzige polnische Zeile von ihm bekannt ist. Noch ein Drittes verlangt angeführt zu werden. Koppernikus hat seinen Namen in ein ihm einst angehörendes Buch mit griechischen Buchstaben eingeschrieben und die Betonung, wie es im Griechischen üblich ist, durch einen Accentstrich angedeutet. Der Strich befindet sich auf der ersten Silbe. Kóppernigk kann aber nur ein deutscher Name sein, polnisch müsste er Koppérnigk ausgesprochen worden sein. Koppernikus wollte also sich als einen Deutschen kennzeichnen, und ich hoffe, Sie freuen sich dessen mit mir. Die Menschheit kann stolz darauf sein, Koppernikus hervorgebracht zu haben, doppelt stolz aber das Volk, dem er angehört hat, angehören wollte.

Fundumstände und Fundort der ältesten lateinischen Steininschrift am Forum Romanum.

Von

F. von Duhn.

Der energische Wille Baccelli's und die Schenkung Phillipps eröffnen die Aussicht auf beträchtliche Erweiterung unserer Kenntnisse des Forums und seiner Umgebung, und damit des älteren Rom überhaupt, das leider viel zu kurz gekommen ist bei der grossen Hast, mit der in den 70er Jahren die neuen Stadtteile angelegt wurden. Es hat lange gedauert, bis man sich entschliessen konnte, mit festem Willen in die Tiefe zu dringen und aus der Erkenntnis, dass die jetzt sichtbare Oberfläche des Forums kaiserlich, vielfach recht spät kaiserlich sei, die nötige Schlussfolgerung zu ziehen. Otto Richters Fund der Reste des Augustusbogens nur wenige Centimeter unter der von Rosa aufgedeckten Bodenfläche, neuerdings die Auffindung des Hohlraums unter dem Vestatempel und anderer alten Vertiefungen, z. T. angefüllt mit Fundstücken aus recht früher Zeit, musste die Ueberzeugung aufzwingen, dass der geschichtlich wichtigste Teil der Spatenarbeit nun erst anzufangen habe.

Die bisher gänzlich vernachlässigte Nordwestseite des Forums ist nunmehr ernstlich in Angriff genommen; konzentriert sich auch das Hauptinteresse z. Z. wohl noch auf die Basilica Aemilia, so treten doch auch die Fragen nach der Ausmündung des Argiletum, dem Platz des Ianus, der Abgrenzung des späteren republikanischen Comitium gegen das Forum u. a. bereits in den Vordergrund. Den Anstoss hierzu gab eine Fundreihe, die zu Beginn dieses Jahres ihren Anfang nahm mit der Auffindung eines 12 Fuss ins Geviert messenden Stücks Pflaster aus schwarzen Steinplatten, etwas westlich der Stelle, wo die das Argiletum herabkommende Cloaca maxima scharf nach Süden umbiegt, ungefähr 15 Meter unterhalb, d. h. südöstlich des Severusbogens. Nach Blosslegung dieses schwarzen Steinpflasters erinnerte man sich folgender Stellen: Fest. p. 177 (nach der Rekonstruktion Detlefsens): Niger lapis *in*

comitio locum funestum significat, ut ali, Romuli morti destinatum, sed non usu obvenisse, ut ibi sepeliretur, sed Faustulum nutricium eius, ut ali dicunt Hostilium avum Tulli Hostilii Romanorum regis, cuius familia e Medullia Romam venit post destructionem eius. Porph. zu Hor. epod. 16, 13: Varro *post* rostra fuisse sepultum Romulum dicit (Schol. cod. Paris. 7975: Plerumque aiunt *in* rostris Romulum sepultum fuisse eqs. Schol. Cruq.: Nam et Varro *pro* rostris sepulcrum Romuli dixit eqs.). Hieraus wurde gefolgert, das aufgedeckte Steinpflaster bezeichne das „Grab des Romulus“, eine Folgerung, die bekämpft wurde von Hülsen unter Hinweis auf die Singularform des Varronischen Citats und auf den unzweifelhaft späten und liederlichen Charakter jenes Pflasters[1]).

Die verschiedenen Versuche, das Pflaster anders zu erklären, können wir zunächst auf sich beruhen lassen; sie mussten in den Hintergrund treten, sobald im Mai und Juni d. J. der Spaten versuchte, zur Lösung dieser Frage neues Material zu liefern. Nachdem das schwarze Pflaster gehörig verklammert und mit Stahlschienen gefestigt war, drang man weiter in die Tiefe, teils unter, teils neben jenem Pflaster, und fand eine mit verbrannten Knochen und Knochenresten, sowie mit Artefakten verschiedener Art angefüllte dunkle Erdschicht, unter der in 1,40 Meter weiterer Tiefe sich ein Pflaster fand aus gelben Tuffsteinen, vom Palatin oder Capitol stammend, dem ältesten in Rom zur Verwendung gekommenen Baumaterial. Ueber dieses Pflaster, das sich keineswegs mit dem oberen schwarzen Pflaster deckte, sondern nach Norden, d. h. nach der Richtung des comitium sich weiter hinzog, war zunächst eine dünne Schicht von Kohlenresten und Asche gebreitet, darüber eine Kieslage, die ihrerseits erst die Fläche darstellt, auf der sich jene archäologische Erdschicht aufbaute. Die archäologische Schicht umgab eine merkwürdige auf das gelbe Pflaster fundierte Anlage: zwei rechteckige Postamente aus Tuff, jedes lang 2,662, breit 1,313 bezw. 1,328, stehen von SSW. nach NNO. einander parallel, nur 1,003 Meter von einander entfernt. Ihre einzige noch erhaltene Verzierung ist eine Sockelleiste („una grandiosa gola etrusca“). Die Rückseiten (S.) werden durch eine Tuffstufe verbunden, während in dem von Norden zugänglichen Zwischenraum sich ein Tuffwürfel befindet, hoch 0,290, breit (vorn) 0,520, lang 0,725. Diesen Tuffwürfel fasst man am natürlichsten als einen Altar, die Postamente als Träger irgend eines künstlerischen Gegenstandes. Gelagerte Tierkörper würden sich der Gestalt der Postamente besonders gut anpassen. Man verband denn auch alsbald nach Entdeckung dieser Posta-

1) Arch. Anz. 1899, 5—6.

mente mit ihnen folgende Stellen: Dionys. I, 87: — *τινὲς δὲ καὶ τὸν λέοντα τὸν λίθινον, ὃς ἔκειτο τῆς ἀγορᾶς τῆς τῶν Ῥωμαίων ἐν τῷ κρατίστῳ χωρίῳ παρὰ τοῖς ἐμβόλοις, ἐπὶ τῷ σώματι τοῦ Φαυστύλου τεθῆναί φασιν ἔνθα ἔπεσεν ὑπὸ τῶν εὑρόντων ταφέντος.* Schol. Cruq. zu Hor. epod. 16, 13: Nam et Varro pro rostris sepulcrum Romuli dixit, ubi etiam in huius diei memoriam *duos leones* erectos fuisse constat, unde factum est, ut pro rostris mortui laudarentur. Vergl. schol. cod. Paris. 7975: Plerumque aiunt in rostris Romulum sepultum fuisse et in memoriam huius rei *leones duos* ibi fuisse, sicut hodieque in sepulcris videmus atque inde esse, ut pro rostris mortui laudarentur. Varro hat also, um zu erklären, warum die Elogia für die Toten an dieser Stätte gehalten wurden, von dem Romulusgrab und den beiden Löwen aus geschichtlicher Kenntnis berichtet. Gesehen hat die Löwen weder er mehr, noch Dionysios, der statt von Romulus nur von Faustulus und nur von einem Löwen redet. Sowohl die Postamente passen thatsächlich zu den Löwen, als Löwen zu *μνήματα* auf Grabmälern: Etrurien gewährt dafür gerade für die älteste Zeit ja hinreichende Belege.

Nahe dem westlichen der beiden Postamente, westlich desselben fand sich auf einer übrigens nicht parallel zum Postament stehenden Plinthe ein in der Höhe von 0,480 abgebrochener monolithischer Kegel aus gelbem Tuff, unten 0,773, oben 0,695 im Durchmesser. Die Form erinnert an Grabstelen, wie sie uns z. B. aus Vetulonia neuerdings zahlreich bekannt geworden sind. Und wiederum nahe diesem Kegel, südlich von ihm, abermals nicht zu den anderen Anlagen orientiert, etwa einen halben Meter westlich vom Westpostament, entdeckte man einen Cippus aus Tuff, in Form einer vierseitigen Pyramide, die Seiten breit 0,470 —0,518, in der Höhe von 0,455—0,610 abgebrochen, auch dieser in situ, eingelassen in den Quaderbelag des Bodens. Dieser Cippus trägt eine vertikal und *βουστροφηδόν* angeordnete Inschrift, sacralen Inhalts, deren letzte Zeile sogar auf einer schmalen Fläche Platz finden musste, die man durch Abschrägen einer der vier Kanten erzielte. Aus den Buchstabenformen ergibt sich sofort ein recht hohes Alter für die Inschrift: sie muss etwa gleichaltrig sein mit der ihrer Form nach in das siebente bis etwa Anfang des sechsten Jahrhundert v. Chr. gehörigen Goldfibel aus Praeneste[1]), und etwas älter, als das esquilinische Gefäss mit der Duenos-Inschrift[2]). Wird also die in der Inschrift vorkommende

1) Röm. Mitth. II (1887), 40. CIL. XIV, 4123.

2) Ann. d. Ist. 1880 tav. L. Zuletzt Thurneysen, Zeitschr. für vergl. Sprachf. XXXV (1897), 193—212.

Form regei mit Recht als Dativ von rex aufgefasst, doch wohl das wahrscheinlichste, so ist damit der rex selbst gemeint, natürlich nicht der rex sacrorum der republikanischen Zeit, wie der italienische erste Herausgeber wunderlicher Weise meint.

Dies Alles lässt sich nun auch durch Betrachtung der Fundstücke aus der Erd- und Aschenschicht, welche diese Denkmälergruppe umgab, erhärten. Jene Fundstücke bestehen zunächst aus Knochenresten von jungen Stieren — iouxmenta werden, wahrscheinlich doch als Opfertiere, in der Inschrift genannt —, Schafen, Ebern und Ziegen, dann aber aus sehr zahlreichen Bruchstücken von Thongefässen: die grosse Menge derselben sind aus schwarzem Bucchero verschiedener Gattungen; auch die dünnwandigen glänzenden Scherben mit eingedrückten fächerförmigen und andern Musterungen sind vertreten neben groben stumpfen Stücken: die ersteren gehören bekanntlich ins 7.—6. Jahrhundert. Auch die übrigen einheimischen Gefässscherben dürften durchweg in diese Zeit zu weisen sein. Dasselbe Ergebnis liefert die Prüfung der ziemlich zahlreichen Scherben griechischer Gefässe, nach Hartwigs Bestimmung zumeist chalkidische, unter denen als jüngstes Stück eine Scherbe mit Dionysos auf dem Maulesel (abgebildet Notizie degli scavi 1899, 168, Fig. 18), die nicht wohl jünger sein kann, als spätestens um die Mitte des 6. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist auch die negative Thatsache, durch Hartwigs freundliche Mitteilung mir ausdrücklich bestätigt, dass keine einzige jünger schwarzfigurige oder gar rotfigurige Scherbe gefunden ist. Auch ein sehr altertümliches Thonrelief, älter als die ähnlichen aus Velletri, Satricum, Lavinium, Caere, dem Palatin, kann kaum jünger als etwa 550 gesetzt werden (abg. Not. a. a. O. 167, Fig. 17). Einige plastische Stücke aus Terracotta weisen in die gleiche Periode: es sind Bruchstücke lang und eng bekleideter männlicher und weiblicher Figuren, die Hände anliegend, von z. T. höchst primitiver Ausführung. Ein Kopf (abg. Not. 162, Fig. 11) gehört zeitlich in denselben Horizont, wie die Metopen des Selinunter Tempels C. Zwölf Figürchen teils männlich nackt (9), teils weiblich bekleidet, davon 10 aus Bronze, 2 aus Knochen, entsprechen dem ältesten Typus der sog. Apollofiguren, sind also ebenfalls kaum unter das Jahr 600 herabzubringen. Eine grosse Anzahl anderer Fundstücke gehörten in die Kategorie männlichen oder weiblichen Schmucks. Was hiervon mit einiger Sicherheit datierbar ist, weist ebenfalls in das siebente Jahrhundert oder den Anfang des sechsten: so die Kahnfibeln mit seitlichen Knöpfen oder Vorsprün-

gen am Punkt der grössten Bügelbreite (Fig. 14. 14a) und die Perlen aus Glas und Smalt (z. B. Not. 163 Fig. 13a vgl. S. 155).

Cippen und Postamente sind somit, da sie in situ stehen und auf demselben gelben Tuffpflaster sich erheben, welches die Unterlage für die archäologische Schicht darstellt, älter, als diese Schicht: die ältesten Fundstücke in derselben können höchstens annähernd gleichzeitig, nicht älter sein, als jene Denkmäler. Dieselben müssen also wohl in das siebente Jahrhundert, und zwar ziemlich hoch in dasselbe hinaufgeschoben werden, sind also vermutlich, wenn wir uns einen Augenblick der überlieferten Königsliste erinnern wollen, älter, als die etruskische Dynastie der Tarquinier. Die archäologische Schicht hat sich primär auf ihrem Platz gebildet: das scheint sich aus den italienischen Fundberichten ohne weiteres zu ergeben und wird mir überdies durch einen äusserst sachverständigen Augenzeugen bestätigt, der u. a. die Möglichkeit, dass die Schicht etwa aus höheren Lagen, z. B. von der Gegend der späteren Concordiaterrasse, allmählich herabgeschwemmt sein könnte, rundweg in Abrede stellte. Die Altersunterschiede unter den Fundstücken, namentlich den keramischen, machen es völlig undenkbar, mit einigen italienischen Berichterstattern die Entstehung der archäologischen Schicht aufzufassen als Folge eines einzelnen Aktes, etwa einer Sühnhandlung, um das Volk zu schützen gegen die Folgen der Entweihung eines heiligen Platzes: Lanciani (Athenaeum 1899, 696 June 3) dachte sogar an den Gallierbrand. Dies ist zeitlich völlig unmöglich; schon das fünfte Jahrhundert als Zerstörungsperiode, dem Hülsen nicht abgeneigt wäre, ist m. E. ausgeschlossen.

Die Schicht muss sich vielmehr allmählich gebildet haben und ist nach Analogie so mancher ähnlichen Opferschicht zu beurteilen. Lange Zeit hindurch, zum allerwenigsten ein Jahrhundert lang, wahrscheinlich aber länger, ist hier gelegentlich geopfert worden, und hat man ausser den Ueberresten der Opfertiere und der Asche auch die Reste von Opfergerätschaften, besonders Thongeschirr und zahlreiche persönliche Gebrauchsgegenstände, darunter auch Spielsachen, wie Astragalen, oder Arbeitsgerät, wie Thongewichte, Spinnwirtel und dergl., ferner allerlei Schmuck des Körpers dort liegen lassen. Wem aber opferte man hier? Die kleinen Figürchen von Männern und Frauen schliessen zwar die Möglichkeit keineswegs aus, dass hier einer bestimmten männlichen oder weiblichen Gottheit geopfert wurde, wahrscheinlicher ist aber, zumal auch die Mannichfaltigkeit der Opfertiere den entgegengesetzten Schluss nahe legt und somit nichts für eine bestimmte Gottheit Charakteristi-

sches sich gefunden hat, dass das Opfer eben nicht einer bestimmten Gottheit des italischen Götterkreises galt. Es bleibt alsdann kaum ein anderer Ausweg, als an Totenopfer zu denken, dargebracht bei der feierlichen Verbrennung des Toten und in unmittelbarer Verbindung mit derselben oder aber in späterer Erinnerung an das nunmehr einer höheren Gattung von Wesen angehörende Familienglied.

Erinnern wir uns an die für die älteste „italische" Zeit besonders durch Pigorini, Castelfranco, Barnabei und Genossen [1]) festgestellte Sitte, die Wohnstätte der Toten derjenigen der Lebenden nächst benachbart zu halten, ja ihr ähnlich zu gestalten. Die Bewohner der Poebene errichteten unmittelbar ausserhalb ihrer durch Wall und Graben umgebenen Ansiedlung eine ähnliche, gewissermassen ein Miniaturgegenbild der ersteren, für die Toten: auch hier Wall, Graben, Brücke, ein fester Pfahlrost, dazwischen Wege, auf dem Rost eine neben der andern, die Graburnen. Stand der Pfahlbau in einem See, so erhob sich wohl ein kleinerer Pfahlbau in nächster Nähe des Hauptbaues als Wohnplatz für die Toten. Aehnlich machten es diejenigen Italiker, welche das Land zwischen Arno und Tiber besetzt hatten: auch hier die Wohnstätte der Toten, besonders umwallt, derjenigen der Lebenden benachbart [2]). Aber: hominem mortuom in urbe neve sepelito n e v e u r i t o sagen noch die XII Tafeln: Pfahlrost und Bretterdecke, das Fachwerk der Hüttenwände und die Strohdächer vertrugen kein grosses Feuer in der Nähe; wie oft Brände solche Ansiedelungen vernichteten, haben die Ausgrabungen oftmals erwiesen. Die Verbrennungsplätze wurden naturgemäss in der Nähe des Beisetzungsplatzes angelegt, aber so, dass den Wohnungen der Lebenden voraussichtlich kein Schaden erwachsen konnte. Der furchtbare Gott des Feuers, des vom Himmel kommenden wie des auf Erden entzündeten, war jederzeit gleichermassen bereit, zu schaden oder zu nützen: nicht merkwürdig, sondern vielmehr natürlich wäre es gewesen, hätte man beim Entzünden auch der Scheiterhaufen für den Toten ihn um seinen Schutz, um sein Wohlwollen gebeten, ihm die Stätte geweiht, auf welcher der getürmte Holzstoss entflammt wurde.

Das älteste Rom stand auf dem Palatin. Die litterarische Tradition sagt das, die Lupercalienfeier bestätigt das, und die Fundthatsachen, die Umfassungsmauern und andere sehr alte Baureste, namentlich ein uralter Brunnenschacht aus aschfarbigem Tuff [3]) und gelegentliche Einzel-

1) Neue Heidelb. Jahrb. IV (1894), 152 f. VI (1896), 29. 32. 33.
2) Mon. dei Lincei IV (1894), 72. 85—86. 159.
3) Barnabei, Rendic. dei Lincei 1896, 330—31.

fund sprechen beredt dafür. Die natürliche Senkung zwischen den beiden Kuppen des Hügels bildete den gegebenen Aufgang, den gegebenen Haupteingang der Punkt, wo diese Einsenkung den Hügelrand an der Nordseite trifft und in den Rücken der Velia ausläuft. Wer aus der porta Mugonia trat, musste den Isthmus der Velia benutzen, wollte er auf die colles, zum Acker- oder Weideland der Campagna gelangen, wollte er von dort sein Vieh in die Stadt treiben. Als die palatinische Stadt zu eng wurde, als man vor's Thor hinaus musste, waren es somit naturgemäss die später als „Vorstadt", d. h. Esquiliae zusammengefassten Hügel und Hügelteile jenseit der Velia, welche zunächst besiedelt wurden: diese Richtung der ersten Stadterweiterung ist durch die vier Tribus, zunächst, ausser der Palatina die Sucusana und Esquilina, schliesslich die Collina sicher gestellt.

Wo man sich ansiedelt, begräbt man nicht oder wenigstens nicht mehr. Wir kennen die Gräber der Roma quadrata noch nicht, werden sie aber gewiss noch einmal finden, wenn wir in gehöriger Tiefe suchen: es können bei Italikern dieser westlichen Gruppe in jener allerältesten Zeit nur Brandgräber vorausgesetzt werden, wie wir ein solches, wohl aus etwas jüngerer Zeit, vom Esquilin, bis jetzt freilich auch erst vereinzelt, kennen.[1]) Es ist wahrscheinlich, dass man von vornherein eine Gegend dafür auswählte, die der Stadt nahe, von ihr aus zu übersehen und zu beherrschen war, ohne jedoch in zunächst absehbarer Zeit der Besiedelung durch Wohnhäuser zu verfallen.

Die ersten Staffeln der Stadterweiterung über die porta Mugonia hinaus waren die beiden Heiligtümer der Laren und Penaten auf der Velia, die Regia, das Heiligtum der Vesta. Die beiden letztgenannten Bauten sind bereits vorgeschoben bis nahe an den Rand, mit dem die Höhe der Velia gegen die sumpfige Niederung des späteren Forum abschloss. Schon die Alten haben Betrachtungen darüber angestellt, warum der Vestatempel mit dem ewig brennenden Feuer ausserhalb der Romulusstadt errichtet worden sei und aus der Lage auf Numa als Erbauer geschlossen (Dionys. II, 65). Auch Volcanus und Mars gehören vor das Thor: nicht nur um das Verlöschen zu verhüten, sondern auch um jeder Brandgefahr vorzubeugen, geboten schon die ältesten Satzungen ununterbrochene Bewachung des einzigen auch über Nacht brennenden Feuers.

Ungefähr in der Mitte liegt der ewig brennende heilige Feuerherd

---

1) Bull. comun. XXIV (1896) tav. V, 20 und S. 9. 13 ff. (L. Mariani).

zwischen dem Thor, das in die Stadt der Lebenden führte, und zu welchem man auf dem „heiligen Wege“ alltäglich das neue Feuer trug, und der Stätte, von der unsere Betrachtungen ausgehen. War diese die öffentliche Verbrennungsstätte in den ersten Zeiten der Stadt, so lag der Feuerplatz der Gemeinde nicht zu entfernt, um von ihm das lodernde Feuer zum Entzünden auch des Scheiterhaufens herüberzuholen. Ich sehe also zunächst hier die ungefähre Oertlichkeit des ältesten Ustrinum publicum oder der ältesten Ustrina publica, und vermute in dieser damals abgelegenen und doch vom Palatin aus beherrschten Gegend, und von da nach dem Quirinal hinauf auch die ältesten Begräbnisstätten des römischen Volkes. Wie ein grosser Sporn, damals noch durch einen hohen Rücken mit dem Quirinal verbunden, umschloss das Kapitol schützend diesen eingebetteten Winkel: man war bereits oberhalb des durch die Richtung der späteren Cloaca maxima überlieferten Baches, der in der Thalmulde des Argiletum herabkommend seinen Weg nach dem Velabrum und Tiber quer durch die Forumsniederung suchte und letztere, im Verein mit dem Tiber oft unter Wasser setzte. In sanfter Halde dachten sich Kapitol und der Verbindungsrücken hierher ab, ziemlich am unteren Rande dieser Halde erhoben sich die Scheiterhaufen, die Reste der Toten bettete man vermutlich weiter oben, an den Bergabhängen selbst: so liebte man es wenigstens anderswo.

Diese von mir als älteste Verbrennungsörtlichkeit angesehene Gegend war dem Volcanus heilig, nicht dem griechischen Gott der Schmiede und Kesselflicker, dem in ähnlicher Lage unterhalb der Akropolis die Athener im fünften Jahrhundert den schönen uns noch erhaltenen Tempel bauten, sondern dem gefürchteten Herrn des Feuers, des himmlischen Blitzes sowohl wie der lodernden Flammen, die Gutes und Übles zu schaffen vermögen. Die area Volcani, das Volcanal ist immer an diese Gegend gefesselt geblieben, auch nachdem längst, eine Folge der Serviusmauer, ein zweites Volcanal draussen auf dem campus errichtet worden war, und dem alten Gott durch die verschiedenartigsten neuen Anlagen der Raum immer mehr eingeengt und streitig gemacht wurde.

Dem Volcanus geweiht war ursprünglich das ganze Gebiet, auf dem das später schärfer abgegrenzte Comitium, der Concordientempel, der Severusbogen und die Anlagen zunächst südlich des „Comitium“, d. h. ein Stück Forum sich befanden. Nach dem Arvalkalender wird am 23. August Volkano [ad] comit[ium] oder [in] comit[io] geopfert. Die Wurzeln des Lotosbaums in Volcanali quod Romulus constituit (so Plinius nach Masurius), reichten bis zum Caesarforum (Plin. XVI, 236).

Wo damals die Graecostasis gewesen sei, habe Flavius die erste aedicula der Concordia errichtet (Plinius XXXIII, 19), Livius (IX, 46): aedem Concordiae in area Volcani — dedicavit (nämlich Flavius). Noch Dionys VI, 67 berichtet von den Vermittlern, die vom mons sacer zurückkehren: *καὶ προελθόντες ἐπὶ τὸ ἱερὸν τοῦ Ἡφαίστου, ἔνθα ἦν ἔθος αὐτοῖς τὰς ἐκκλησίας ἐπιτελεῖν.* Ebenso VII, 17.[1]) Noch die Inschrift CIL VI, 457: imp. Caesar — ex stipe quam pop. Rom. anno novo apsenti contulit Volcano ist gefunden ad aedem D. Hadriani, d. h. am Südostrand des republikanischen Comitium, vor der cäsarischen curia, mit der ja die Kirche S. Adriano identisch ist.

Eine Ausdehnung der Sphäre des Volcanus bis auf das spätere Forum wird durch die Lokalisierung des Heiligtums der mit Volcan auf das Engste verbundenen[2]) Stata mater (vgl. CIL VI 802) erwiesen: Fest. p. 317: Statae matris simulacrum in foro colebatur, d. h. also in der Richtung, in welcher man von den alten Brandstätten nach der ältesten Stadt der Lebenden hinüberschreiten musste: die Stata mater brachte das fortschreitende Feuer zum Stehen.

Mit der in dieser Gegend lokalisierten Verehrung des alten Blitz- und Feuergottes selbst ist unlöslich verbunden das Vorhandensein von Blitzmalen: Plin. XV, 77: colitur ficus arbor in foro ipso ac comitio Romae nata sacro (so die Handschriften. Dalechamp änderte sacra, nicht unbedingt nötig) fulguribus ibi conditis u. s. w. Rationalistisch erklärte Reste der Blitzbegrabung[3]) waren der Schleifstein und das Rasirmesser des Attus Navius: Cic. d. div. I, 17, 33: cotem autem et novaculam defossam in comitio supraque impositum puteal accepimus. Dionys III, 71: *πρὸ τοῦ βουλευτηρίου πλησίον τῆς ἱερᾶς συκῆς — βωμός, καλεῖται δὲ φρέαρ ὁ τόπος ὑπὸ Ῥωμαίων.* Über die Örtlichkeit und die Statue des „Attus Navius" s. noch Liv. I, 36. Plin. XXXIV, 21. Vielleicht hängt auch die Lokalisierung eines „mundus" auf dem Comitium, über dem ein Altar errichtet und Feuer entzündet wurde (Ovid. fast. IV, 820 ff.), mit dem alten Blitzcult an dieser Stätte zusammen.

Wer oder was vom Blitz getroffen war, wurde dadurch vom Gott

---

1) Dagegen II, 50: *ἐν Ἡφαίστου ἱερῷ μικρὸν ὑπερανεστηκότι τῆς ἀγορᾶς* und XI, 39: *ἀναβὰς ἐπὶ τοῦ Ἡφαίστου τὸ ἱερὸν ἐκάλει τὸν δῆμον εἰς ἐκκλησίαν.*

2) Jordan, Eph. ep. I, 231.

3) So richtig auch Pais, Stor. d. Roma I, 2, 741.

zu seinem Eigentum erklärt, durfte ihm nicht mehr entzogen werden: Fest. p. 290: — — statua est ludii eius, qui quondam fulmine ictus in circo sepultus est in Ianiculo. cuius ossa postea ex prodigiis oraculorumque responsis senatus decreto intra urbem relata in Volcanali, quod est supra comitium, obruta sunt, superque ea columna cum ipsius effigie posita est. Verrius Flaccus bei Gell. IV, 5: die Statue des Horatius Cocles ist vom Blitz getroffen worden. Die Rom übelwollenden etruskischen Haruspices lassen sie in inferiorem locum stellen, wohin wegen der umgebenden Gebäude die Sonne nicht scheinen konnte. Übelstände ergeben sich. Die Haruspices werden bestraft. Es wird beschlossen, eam statuam — in locum editum subducendam atque ita in area Volcani sublimiore loco statuendam. Ebenso Liv. II, 10.

Sobald der Glaube an des Romulus' Verschwinden inmitten eines Gewittersturmes unter Blitz und Donner allgemeine Überzeugung geworden war, folgte mit Konsequenz die Lokalisierung auch dieses Ereignisses am Volcanal, die Ansetzung des Romulusgrabes ebendort. Zwar hat die Dichtung, strebend nach immer grösserer Verherrlichung des Stadtgründers, später wieder andere Bahnen eingeschlagen, die Himmelfahrt des apotheosierten Königs anlässlich einer grossen Heerschau, die Abhaltung derselben auf dem später dafür passender erscheinenden Marsfeld oder ad Capreae paludem ausserhalb der porta Nomentana, von Livius merkwürdigerweise zusammengeworfen (de Rossi, Bull. com. XI, 1883, 244 ff.)[1]), erschienen glänzender, eines Romulus würdiger; dennoch hat diese in der livianischen Erzählung und sonst niedergelegte Vulgata den älteren Glauben nicht völlig verdrängen können: Plut. Rom. 27: *'Αλλ' οἱ μὲν εἴκαζον ἐν τῷ ἱερῷ τοῦ 'Ηφαίστου τοὺς βουλευτὰς ἐπαναστάντας αὐτῷ καὶ διαφθείραντας, νείμαντας τὸ σῶμα καὶ μέρος ἐνθέμενον ἕκαστον εἰς τὸν κόλπον ἐξενεγκεῖν· ἕτεροι δ' οἴονται μήτε ἐν τῷ ἱερῷ τοῦ 'Ηφαίστου, μήτε μόνων τῶν βουλευτῶν παρόντων γενέσθαι τὸν ἀφανισμόν, ἀλλὰ τυχεῖν μὲν ἔξω περὶ τὸ καλούμενον αἰγὸς ἢ ζορκὸς ἕλος ἐκκλησίαν ἄγοντα τὸν 'Ρωμύλον* u. s. w. Plut. qu. Rom. 47 erläutert die Gründe, warum das Heiligtum des Volcanus von Romulus (also doch sicher noch nicht das erst ausserhalb der servianischen Mauer liegende Volcanal auf dem Marsfeld) *ἔξω τῆς πόλεως* gegründet sei, *συνέδριον καὶ βουλευτήριον ἀπόρρητον αὐτῷ μετὰ Τατίου τοῦ συμβασιλεύσαντος, ὅπως συνιόντες ἐνταῦθα μετὰ τῶν γερόντων ἄνευ τοῦ παρενοχλεῖσθαι καθ' ἡσυχίαν βουλεύοιντο περὶ τῶν πραγμάτων,* oder weil er der Feuersgefahr wegen

1) S. Pais, Stor. d. Roma I, 2, 740.

den Gott lieber draussen habe wissen wollen. Auf diesem älteren Glauben beruht dann natürlich auch die Anlegung des Romulusgrabes im Bereich der Volcanusgegend, ja, wohl auch die von den Späteren als Bezeichnung dieses Grabes angesehene Aufstellung eines niger lapis. Angebranntes Holz, angebrannter Stein ist schwarz, tot; die benachbarten vulkanischen Gebiete führten dem Römer diese Erscheinung täglich vor Augen: locum funestum significat, heisst es bei Festus. Mit Recht verweist Pais Stor. di Roma I, 2, 739 auf das schwarze Pflaster inmitten des olympischen Zeustempels, ebenda wo nach Pausanias ein Blitzmal des Zeus gezeigt wurde. Und im amtlichen Fundbericht heisst es (Not. 158): „Mescolati alle ceneri del sacrificio furono trovati — — frammenti di marmo nero identico a quello del niger lapis (d. h. des späten Gevierts aus schwarzen Steinen). Molte schegge dello stesso marmo nero si trovano nella massicciata del tufo grossa m. 0,35, che ricopre lo strato del sacrificio e arriva all' altezza della troncatura del cippo.“ Es scheint nach dem ersten Teil dieses Berichts nicht — was an sich ja sehr möglich wäre —, als ob diese schwarzen Steinsplitter von der späten Bearbeitung des Steingevierts herrühren: sie möchte man alsdann eher mit dem wirklichen lapis niger zusammenbringen. Und das merkwürdige schwarze Geviert? Als die mykenischen Schachtgräber auf der Vorterrasse der ältesten Stadt unzugänglich geworden waren und nur noch eine vage Erinnerung an sie und den einst mit ihnen verbundenen Cultus sich erhalten hatte, errichtete eine wohl schon durch die epischen Schilderungen von der alten mykenischen Königsherrlichkeit beeinflusste jüngere Generation den bekannten Plattenring, um die tief unten vermutete Stätte der Gräber vor profanen Tritten sicher zu stellen und dem Cultus der Stammheroen seine Stätte zu sichern. Auch dieser Plattenring deckt sich bekanntlich durchaus nicht völlig mit dem wirklichen Platz der Gräber. Ebenso haben wir uns vermutlich den Vorgang in Rom zu denken. Die frühere Republik wollte von der Königszeit nichts wissen. Ja, vielleicht war es gerade die Errichtung der Republik, welche jene Zerstörung dieser Königsdenkmale herbeiführte, deren Gewaltsamkeit von den italienischen Berichterstattern scharf hervorgehoben wird. Die spätere Zeit und namentlich die neugegründete Monarchie griff gern auf jene Zeiten zurück und baute die Legenden liebevoll aus; je älter Rom wurde, um so intensiver wurde das romantisch-sentimentale Interesse, mit dem man der Anfänge der tausendjährigen Stadt sich erinnerte: aus solcher Regung heraus mag das

schwarze Plattengeviert entstanden sein, an der Stelle, wo man die Örtlichkeit der alten Volcan- und Heroenverehrung mehr ahnte als kannte.

Als bereits die Gleichung Romulus = Quirinus Dogma geworden, d. h. der Synoikismos der Vierregionenstadt vollzogen war, opferte man am gleichen Tage Volkano in comitio und Quirino in colle.[1]) Und wie eng die spätere Vorstellung Romulus mit dem Volcanus verband, erweist die Beziehung eines auf der area des Volcanus aufgestellten Viergespanns auf Romulus' Besiegung der Cameriner: Dionys. II, 54: *ἀπὸ τῶν λαφύρων τέθριππον χαλκοῦν ἀνέθηκε τῷ Ἡφαίστῳ καὶ παρ' αὐτῷ τὴν ἰδίαν ἔστησεν εἰκόνα ἐπιγράψας ἑλληνικοῖς γράμμασιν τὰς ἑαυτοῦ πράξεις.* Ebenso Plut. Rom. 24: er selbst, von Nike gekrönt, habe es gelenkt. Wann jenes Viergespann wirklich aufgestellt war, was die Inschrift wirklich besagt hat, können wir natürlich nicht wissen: vielleicht erfolgte die Weihung in der ausgehenden Königszeit, welche die Legitimität ihrer fremden Dynastie gewiss gern durch Anknüpfung an die alten einheimischen Fürsten und durch deren Verherrlichung zu verbessern strebte: wäre Mastarna nicht zum Servius Tullius geworden, so hätte man seine unbefleckte Empfängnis gerade durch Volcanus nicht zu erfinden brauchen.

Nachdem die Vorstellung sich festgesetzt hatte, dass die Asche des Stadtgründers auf der area Volcani beigesetzt sei, nachdem vielleicht dem *ἥρως κτίστης* dort bereits Verehrung in religiöser Form gezollt wurde, war es nur natürlich, dass auch andere hervorragende Persönlichkeiten aus Roms Jugendzeit dort ihre Beisetzung fanden, sei es im frommen Glauben der Nachfahren, sei es thatsächlich und in Wirklichkeit. Genannt werden Faustulus und Hostus Hostilius, Grossvater des Königs Tullus Hostilius. Faustulus in den oben S. 108 und S. 109 ausgeschriebenen Stellen bei Festus und Dionysios, Hostus ebenfalls an jener Festusstelle und bei Dionys. III, 1 (Hostus Hostilius) — *θάπτεται πρὸς τῶν βασιλέων ἐν τῷ κρατίστῳ τῆς ἀγορᾶς τόπῳ στήλης ἐπιγραφῇ τὴν ἀρετὴν μαρτυρούσῃ ἀξιωθείς.* Detlefsen hat die Ansicht ausgesprochen, dass Faustulus und Hostilius nur Spaltungen seien, derselben inschriftlichen Überlieferung entsprungen, die FOSTLVS bezw. HOSTLVS gegeben habe.[2]) Das ist ja möglich, jedoch nicht weiter beweisbar; aber beachtenswert ist die Anknüpfung dieser Überlieferung

---

1) Jordan, Eph. ep. I, 231. 239—40.

2) De arte Roman. antiquiss. III, 1. 2. s. Hülsen, Berl. ph. Wochenschr. 1899, 1006.

an eine thatsächlich vorhandene Inschrift, dem Alter nach jedenfalls ein Gegenstück zu der neu gefundenen.

Die besondere Weihe, welche diese Gegend durch die Lokalisierung des Romulusgrabes erhielt und die durch jene anderen eben besprochenen Traditionen über ähnliche Gräber noch erhöht wurde, die Kenntlichmachung jener Grabstätten durch künstlerische *μνήματα*, wie jene alten Löwen, deren Postamente doch höchstwahrscheinlich nunmehr wieder aufgefunden sind, das Alles erklärt zur Genüge, weshalb diese Gegend ein Mittelpunkt des öffentlichen Lebens wurde. Durch „Tullus Hostilius" wurde das erste wirkliche Versammlungshaus für Verwaltung und Rechtsprechung unweit der Grabstätten gegründet und die Übertragung anderer *σύμβολα* vom Palatin hierher fand statt. Den Platz der curia Hostilia hat Hülsens glücklicher Scharfsinn wiedergefunden;[1]) nur sind wir natürlich nicht genötigt, eine so streng quadratische Form für das älteste Comitium anzunehmen; entfernen wir auch das Senaculum nicht von dem für die Basilica Opimia vermuteten Platz, so hindert uns doch Varro l. l. V, 155 in keiner Weise, die spätere Graecostasis und die Rostra weiter vorzuschieben in die Gegend, wo die jetzigen Funde gemacht sind, wo die scharfe Umbiegung der Cloaca maxima das thatsächliche Ende des Argiletum, seine Einmündung in das Forumsthal kennzeichnet. Geben wir auch den Bau des Rathauses ruhig der Königszeit, so braucht doch die Nachricht Ciceros (de rep. II, 17) (Tullus Hostilius) — fecitque idem et saepsit de manubiis comitium et curiam gewiss nicht so aufgefasst zu werden, als wenn eine strenge Abzäunung des Volksversammlungsplatzes bereits durch „Tullus" vorgenommen sei. Von „Tullus" stammt das Rathaus, also auch der Rathausmarkt: die Abgrenzung gegen das Forum hat ja erst Sinn, wenn das „Forum" eben Forum geworden ist, wenn man Rostra braucht, Graecostasis und Senaculum. Diese jüngere Zeit musste schon mit dem Raum rechnen; da erhielt Alles seinen Platz, Einhegungen, Tribünen, Bauten wurden errichtet, für die Handlungen des bürgerlichen Lebens besondere Örtlichkeiten ausgeschieden und der Götterbesitz immer schärfer formuliert und fester, knapper eingeschränkt, bis auch er schliesslich profanen Zwecken dienstbar werden musste. Die Zeit, welche die Vorstellung hatte von einem geschlossenen Tempelhaus des Volcanus, in dem Romulus den Senatoren präsidiert habe, war schon gewöhnt an die Tagungen des Senats im Tempel der Concordia.

---

1) Röm. Mitth. VIII (1893), 79—94.

Aber im Volke haftete zäh und treu, wenn auch unbewusst, die Erinnerung an die alte Bedeutung dieser Gegend. Die Sitte, den Toten pro rostris die Leichenreden zu halten, knüpft noch Varro an das Romulusgrab und das einstige Löwendenkmal an dieser Stätte (siehe oben S. 109). Noch seinen Liebling Cäsar verbrannte das Volk auf dem Forum, unweit dieser Stätte.

Juli 1899.

Die Lyrik des Angelo Poliziano.

Von

Karl Vossler.

Die litterarische Erbschaft, die das Quattrocento vom vorausgehenden Jahrhundert überkommen hatte, war eine dreifache.

Mächtig ragte die gewaltige Tradition der italienischen Kunstlitteratur ins neue Jahrhundert herüber. Sie war das Ergebniss einer rapiden Entwickelung, die in den Meisterwerken der „Drei Kronen von Florenz" ihren Abschluss erreicht hatte. Dante's göttliche Kommödie, Petrarca's Canzoniere und Boccaccio's Decameron mussten von nun ab die grossen unerreichten Muster bleiben. Der Trecentismus also ist das erste Teil dieser Erbschaft.

Weniger augenfällig, aber umso lebensfähiger das zweite Element. Es ist die Volkspoesie, die wohl seit Jahrhunderten schon bestanden und die Kunstlitteratur des Trecento mehrfach befruchtet hatte, aber jetzt erst zu grösseren Ehren gelangen sollte.

Und endlich, stolz abseits prangte der junge Humanismus im Gewande lateinischer Eloquenz.

Diese drei disparaten Kulturelemente (Trecentismus, Volksdichtung und Humanismus) aufgenommen, modifiziert und weitergefördert zu haben, das ist die That des 15. Jahrhunderts — aber sie alle zusammen endlich in der rauschenden Harmonie seiner Lyrik versöhnt zu haben, das ist der Ruhm des grössten Künstlers jener Zeit: Angelo Ambrogini Poliziano.

Man wird sich kaum wundern dürfen, wenn diese Versöhnung gerade in der Lyrik zuerst zustande kam. Denn immer steht die Lyrik am Anfang alles poetischen Schaffens. So ist denn auch der erste Vorläufer Polizians ein ausgemachter Lyriker gewesen: Lionardo Giustiniani (ca. 1388—1446), der Patrizier von Venedig, der bei seinen ernsten

Staatsgeschäften und bei seiner Gelehrtenarbeit als Humanist noch immer Zeit und Stimmung fand, dem Volksgesange der Lagunenstadt zu lauschen. Er war Musiker und Dichter, griff die Motive des Volksliedes auf und verlieh ihnen jene diskrete Eleganz, jene allerliebste Form, die zwischen Dialekt und Schriftsprache eine glückliche Mitte hält. Seine Canzonetten, Strambotte und Ballaten haben ausser im Venezianischen noch besonders in der Toscana Aufnahme gefunden, und bei ihrer ausserordentlichen Beliebtheit kann es keinem Zweifel unterliegen, dass manche davon auch unserem Polizian ins Ohr geklungen haben, wann er durch die Gassen von Florenz wandelte, oder wenn er in lustiger Gesellschaft seine Landpartieen machte.[1])

Wenn so in Venedig und in der Toscana die Volkspoesie nach aufwärts strebte, um mit der Kunstdichtung in Fühlung zu gelangen, so vollzog sich in Süditalien ein umgekehrter Prozess. Am Hof der Aragonesen zu Neapel, wo sich die italienische Lyrik unter Cariteo, Tebaldeo und Serafino in bombastischer Nachahmung Petrarca's ergieng und im 15. Jahrhundert schon zum Secentismus führte, hatte man für die Dichtung des Volkes weniger Geschmack.[2]) Statt dessen trat der kunstmässige Trecentismus mit antik klassischen Elementen in Verbindung und es entstand gegen Ende des Jahrhunderts das Idyll, das in der vielbewunderten Arcadia des Sannazaro seinen vollkommensten Ausdruck erreichte. Andererseits verschmähte es aber auch die neulateinische Lyrik eines Pontano nicht, sich mit vulgärem und neapolitanischem Colorit zu schmücken.

In Ferrara endlich, wo seit 1450 das Haus Este regierte, wurden die Abenteuerromane der Bänkelsänger zu litterarischer Geltung erhoben und hoffähig gemacht von keinem geringeren als dem Grafen Matteo Maria Bojardo.

Kurz in ganz Italien ist man beflissen, bald auf diesem bald auf jenem Weg die genannten drei Elemente mit einander zu verquicken. Am vollkommensten konnte das aber doch nur in Florenz gelingen, in der Heimat der italienischen Schriftsprache.

Als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das neuerstandene Latein den Gebrauch der Vulgärsprache aus der Litteratur zu verdrängen drohte, da war es vornehmlich das demokratische Florenz, das sich

---

1) Kritisch hrsg. von B. Wiese, Poesie edite ed inedite di Leonardo Giustiniani, Bologna 1883. Heft CXCIII der Scelta di curiosità letterarie.

2) Vgl. übrigens D'Ancona, la poesia popolare italiana, Livorno 1878. p. 132.

seiner geschmähten Muttersprache annahm. Hier wurde neben Homer und Virgil auch Dante öffentlich gelesen und erklärt. Hier gab es noch keinen exklusiven Fürstenhof. Der Humanismus war bei diesem hochgebildeten Völkchen rasch populär geworden, und die ersten Leuchten der Wissenschaft verschmähten es nicht, sich in der Barbierstube des geistreichen Burchiello sehen zu lassen und spassige Sonette mit ihm zu wechseln. Leon Battista Alberti, der merkwürdige Universalmensch, verfocht mit Wort und That den Gebrauch der Vulgärsprache, und der alte Cosimo de' Medici bezahlte die italienischen Verse nicht viel schlechter als die lateinischen.

Es ist nicht zu hoch geschworen, wenn man sagt, dass die vulgäre Poesie ihre Ausbildung und Blüte in erster Linie dem Hause Medici verdankt. Cosimo freilich protegierte sie nur aus politischen Gründen, und unbekümmert um ihren künstlerischen Wert oder Unwert stellte er sie in den Dienst seiner schlauen Hauspolitik, denn den goldenen Ruhm des Mäcenaten erwartete er von seinen Humanisten und von seiner Bibliothek allein. Anders sein hochbegabter Enkel Lorenzo il Magnifico. Allerdings verstand auch dieser sich nicht schlecht auf seinen Vorteil und war ein viel zu guter Politiker, um den Vorzug der Popularität zu unterschätzen. Wenn er sich aber unters Volk mischte und selber mitsang und mitdichtete, wenn er die italienische Sprache gegen ihre Verächter verteidigte und alle denkbaren Litteraturgattungen erfolgreich pflegte vom Fastnachtsgesang und von der Parodie hinauf bis zur didaktischen Poesie, zum platonischen Liebessonett und zum geistlichen Loblied, wenn er italienische Gesänge sammeln liess und seine Gelehrten selbst zur italienischen Dichtung anregte, so muss man ihn wahrhaftig einen Künstler und Dichter von Gottes Gnaden nennen. In bessere Hände konnte unser Poliziau nicht geraten. Wer weiss, ob er ohne die freundschaftliche Aufmunterung dieses seltenen Mannes überhaupt einen einzigen Vers in italienischer Sprache geschrieben hätte?

Kaum hatte im Alter von 21 Jahren Lorenzo der Prächtige nach dem 1469 erfolgten Tode seines Vaters Pietro de' Medici die Leitung der Republik Florenz in die Hand genommen, als man ihn eines Tages aufmerksam machte auf einen armen verwaisten 16jährigen Knaben, dem sie draussen auf dem Land den Vater erstochen hatten. Dieser schmächtige und hässliche junge Mensch mit den schielenden Augen und der unförmigen Nase war Angelo Ambrogini aus Montepulciano, oder wie er sich nach seinem Vaterstädtchen nannte: Politianus.

Mit 14 Jahren schon hatte dieses Wunderkind lateinische Verse

geschrieben, und nun hatte er gar das zweite Buch der Ilias in wunderbare lateinische Hexameter übertragen. Ein unerhörtes Wagnis, das selbst der grossprahlerische und habgierige Filelfo nicht hatte unternehmen wollen, obgleich ihm Papst Nikolaus V. ein Haus und ein Landstück und 10 000 Goldgulden versprach, sofern er ihm den Homer lateinisch machte. Was Wunder, wenn man sich an der Hochschule in Florenz rasch interessierte für den jungen Politian, den „homerischen Jüngling", wie ihn sein Lehrer Ficino nannte; und was Wunder, wenn ihn Lorenzo in sein Haus aufnahm! Damit war dem armen Dichter und Gelehrten am glänzendsten Hofe nicht nur Italiens, sondern der ganzen damaligen Welt, im Hause Medici eine sorgenfreie Existenz gesichert; und hier sollte er auch bleiben bis zum Tode seines hohen Freundes und Gönners.

Die zahlreichen mehr oder weniger mangelhaften Biographien Polizians haben vor zwei Jahren eine ausgezeichnete Ergänzung erfahren durch Isidoro del Lungo, der in seinem Buche „Florentia, uomini e cose del quattrocento, Firenze 1897", eine lange Reihe ergebnisreichster Detailforschungen zusammengefasst hat.

Ebenso wenig wie auf eine Lebensbeschreibung Polizian's können wir uns an dieser Stelle auf eine Würdigung seiner hervorragenden Verdienste als Philolog, Kritiker und Lehrer einlassen.

Ohne Weiteres lässt sich freilich der Gelehrte nicht vom Dichter trennen, und auch seine lateinische Muse ist eng genug verwandt mit seiner italienischen. Polizian war ein Gelegenheitsdichter von der Sorte jener grossen, denen jede Gelegenheit gut genug ist, um ein schön Gedicht darüber zu machen, und er hielt es nicht für einen Raub, sich seine Inspiration auch aus der Wissenschaft zu holen.

Im J. 1482 hatte er seinen Schülern am Studio zu Florenz die Bucolica des Virgil zu erklären, 83 die Georgica des Hesiod und Virgil, 85 den Homer u. s. w. Wie schickt er sich nun dabei an? Er recitiert am Eingang jeder dieser Vorlesungen vor dem lauschenden Auditorium ein selbstverfasstes längeres Gedicht in lateinischen Hexametern, das nichts anderes sein soll als eine wissenschaftliche und künstlerische Einleitung in die bevorstehende Lektüre. Didaxis mit Lyrik gepaart. So bringt er sich und seine Zuhörer in Stimmung. — In der „Manto" — so heisst das Poem, welches er der Lektüre Virgils vorausschickte — steigt die Seherin Manto, die Mutter des Gründers von Mantua, herauf von den elysischen Gefilden, und mit fliegenden Haaren und trunkenen Augs singt sie von Begeisterung ergriffen die glänzende Zukunft ihres grossen Enkels Virgil in

lyrisch bewegten Versen. Der „Rusticus", welcher die Einführung in die Georgica bildet, ist eine Lobpreisung des Landlebens, eine bunte Reihe meisterhafter idyllischer Kleinmalerei. Die beiden anderen Gedichte, die „Ambra" und die „Nutricia",[1]) die wir ebenfalls der Lehrthätigkeit des Polizian verdanken, sind vorwiegend didaktischer Natur, obgleich es auch ihnen nicht an lyrischem Leben und poetischer Schönheit gebricht. Von diesen vier Gedichten, die unter dem Namen Sylvae zusammengefasst sind, gilt das Wort des kritischen Scaliger: Politianum traxit ardor eruditionis ad stylum Sylvarum. Diesem Urteil fügen wir gerne noch das eines Modernen bei. „Niemals vielleicht", sagt Isidoro del Lungo, „hat die Schulwissenschaft, die an so viel grauslicher Prosa schuld ist, zu einer so anmutigen und gefühlsfeinen, wenn auch gelehrten Poesie die Inspiration und den Stoff gegeben." [2])

Die Sylvae sind in den ältesten Ausgaben der Werke Polizians nicht chronologisch geordnet, sondern sie stellen in ihrer ursprünglichen Reihenfolge eine stilistische Stufenleiter dar, wie del Lungo mit feinem Gefühle beobachtet hat. Die Nutricia ist in lucretianischem Stil geschrieben, der Rusticus in virgilianischem und die Manto und Ambra gehören der silbernen Latinität an. Ein derartiges Experiment entsprach durchaus den stilistischen Theorieen Polizian's. Er war Eklektiker im weitesten Sinne des Wortes, wollte sich keinem stilistischen Vorbild unbedingt anschliessen und hat sein freies Nachahmungsprinzip mehrfach gegen die strengen Ciceronianer verfochten.[3]) Da er die ganze antike Litteratur beherrschte und über ein eminentes Gedächtnis verfügte, so finden wir bei ihm zahllose Reminiscenzen aus allen möglichen Schriftstellern, aber immer zu einem organischen Ganzen verschmolzen. Man hat darum seinen Stil nicht unpassend verglichen mit jenen Mosaikbildern der Renaissance, in denen man nur mit Mühe die einzelnen Steinchen erkennt. Nicht genug, dass er sich an den Alten inspiriert, nein, die poetischen Erinnerungen und Bilder fliessen ihm fast ebenso reichlich aus Petrarca, Dante und Boccaccio. Polizians ganzer Erinnerungsschatz wird lebendig, sobald er sich anschickt zu dichten.

So ist es denn auch begreiflich, dass er ein glänzender Improvisator war und jede Gelegenheit am Schopf zu fassen wusste. Seinen eigenen

---

1) Alle vier Gedichte finden sich ausser in den Ausgaben der Opera neu veröffentlicht in Prose volgari inedite e poesie latine e greche edite e inedite di A. A. Poliziano p. c. d. I. del Lungo, Firenze 1867. p. 287 ff.

2) Florentia etc. 188.

3) R. Sabbadini, Storia del Ciceronianismo, Torino 1886. p. 32 ff.

Angaben dürfen wir freilich nicht ohne weiteres Glauben schenken. Die Sucht zu improvisieren und für einen schlagfertigen Improvisator zu gelten, war wohl nie und nirgends so gross, wie gerade damals in Florenz. Die italienischen Sänger, die sich auf öffentlichen Plätzen hören liessen, hatten diesen Ehrgeiz gemeinsam mit den Humanisten. Es ist klar, dass dabei dem Publikum auch viel Sand in die Augen gestreut wurde. In einem Codex der Riccardiana (2734) ist uns sogar ein kleiner mnemotechnischer Traktat erhalten, in welchem der berühmteste Stegreifdichter der ersten Hälfte des Jahrhunderts, Niccolo der Blinde von Arezzo, die Geheimwissenschaft seiner improvisatorischen Kunstgriffe und Kniffe gebeichtet hat,[1] Ich möchte darum auch dem Polizian nicht immer trauen, wenn er uns versichert, dass er dieses Epigramm improvisiert und jenes Gedicht oder Drama in zwei bis drei Tagen aufs Papier geworfen habe; um so weniger, als er an irgend einer Stelle selbst sagt, dass die improvisierten Arbeiten am meisten imponieren, und dass der Schriftsteller wohl daran thue, seine Erzeugnisse als Kinder des Augenblickes hinzustellen, um in den Geruch eines Genies zu kommen. Aber wer in der kurzen Lebensdauer von 40 Jahren eine so ausserordentliche Zahl mannigfaltigster Meisterwerke verfasst hat, wie Polizian, der muss doch wohl ein rapider Arbeiter gewesen sein. Dazu bedenke man noch seinen reichhaltigen Nachlass, der uns leider verloren gegangen ist.[2]

Soviel steht sicher, dass gerade die schönsten seiner Gedichte ächte Kinder der Gelegenheit sind und uns anmuten, als wären sie frisch von der Leber weggeschrieben. — Als Lorenzo der Prächtige im März des Jahres 1480 von einer glücklichen diplomatischen Mission aus Neapel zurückkehrt, und sich die Signoria und alle Patrizier der Stadt beglückwünschend um ihn drängen, und da der Dichter, ungeduldig dem Freund die Hand zu schütteln, nicht beikommen kann im Gewimmel der offiziellen Gäste, da schickt er ihm das folgende allerliebste Epigramm:

> O ego quam cupio reducis contingere dextram,
> Laurenti, et laeto dicere laetus ave!
> . . . .
> . . . .
> Quid faciam? accedam? nequeo; vetat invida turba.
> Alloquar? at pavido torpet in ore sonus.

---

1) F. Flamini, la lirica toscana del Rinascimento anteriore ai tempi del Magnifico, Torino 1891. p. 187 ff.

2) Mähly, Angelus Politianus. Leipzig 1864. 54 ff.

Aspiciam? licet hoc, toto nam vertice supra est;
  Non omne officium turba molesta negas.
Aspice sublimi quem vertice fundit honorem,
  Sidereo quantum spargit ab ore jubar.
Quae reducis facies, laetis quam laetus amicis
  Respondet nutu, lumine, voce, manu.
Nil agimus; cupio solitam de more salutem
  Dicere, et officium persoluisse meum.
Ite mei versus, Mediciqne haec dicite nostro:
  Angelus hoc mittit Politianus ave.[1])

Die Elegien des Dichters interessieren uns mehr, als seine lateinischen und griechischen Epigramme, von denen die meisten satirischen Charakter oder auch nur den Wert philologischer Kunststückchen besitzen. Ganz besonders zwei Elegien verdienen unsere Beachtung, insofern sie uns lehren, in wie enge Beziehungen die lateinische und die italienische Lyrik schon zu einander getreten waren.

An fünfter Stelle im Buch der Elegien des Dichters steht ein kürzeres Gedicht auf einen Strauss Veilchen, den ihm die Geliebte geschenkt hatte. Hören wir zunächst, was der Verfasser selbst von diesem Carmen hält. „Ich schicke dir auch", schreibt er dem Antonio Zeno, „meine Elegie über die Veilchen. Es ist ein jugendlicher Scherz, aber du hast ja durchaus eine Abschrift davon haben wollen. Meiner Ansicht nach ist nichts daran was dir gefallen könnte, höchstens vielleicht ihre Natürlichkeit (indoles). Ich möchte dich bitten, diese Tändeleien Niemand zu zeigen, wenn ich nicht im Voraus wüsste, dass du es dennoch thun wirst. Ich weiss ja, dass du aus keinem andern Grund meine Arbeiten haben willst, als um sie möglichst vielen Leuten zu zeigen." [2]) Und gerade dazu hat er sie auch seinem Freunde geschickt. Wir kennen seine bescheidene Eitelkeit zur Genüge. Es ist sogar nicht einmal richtig, dass das Gedicht nur ein jugendlicher Scherz sei, denn es wurde verfasst im Wettstreit mit Lorenzo de' Medici, der über dasselbe Thema zwei italienische Sonette dichtete.[3]) Damit haben wir schon hier einen Beleg, wie die italienische und lateinische Poesie sich gegenseitig befruchteten. Doch kommen wir zur Elegie der Veilchen selbst:

„Zarte Veilchen ihr, süsses Liebespfand meiner Geliebten, welche Erde hat Euch geboren, und mit welchem Nectar haben Euch die Zephir-

1) Prose volgari inedite etc. p. 127.

2) Epist. VII, 14.

3) Poesie di Lor. de 'Medici. ed. diamantina. Firenze 1859. Son. XLVII und LXXXIII.

winde das duftende Haar betaut? Pflanzte Euch die goldgelockte Venus vielleicht auf den acidalischen Gefilden? oder hat Euch Amor genährt im idalischen Hain? . . . Glückliche Veilchen ihr, beneidenswert, gepflückt zu sein von jener Hand, die mich mir selbst entrückte, und mit Rosenfingern geführt zu werden nach jenen schönen Lippen, von denen Amor seine Pfeile auf mich schiesst. Ah, dort habt ihr wohl Eure Lieblichkeit geholt, vom Munde meiner Herrin, wo die Anmut wohnt. Sieh, wie jene dort mit milchweissem Kelche schmeichlerisch lächelt und wie die andere purpurn erglüht. Das ist die Farbe meiner Herrin, wenn sie lieblich errötend die weissen Wangen mit Purpur bedeckt." . . . Mit den Thränen meiner Liebe will ich euch benetzen, ihr Veilchen, möget ihr ewig leben, möge keine Hitze euch verdorren, kein Frost euch knicken.

> Vivite perpetuum miseri solamen amoris,
> O Violae, o nostri grata quies animi.
> Vos eritis mecum semper, vos semper amabo,
> Torquebor pulchra dum miser a domina,
> Dumque cupidineae carpent mea pectora flammae,
> Dum mecum stabunt et lachrymae et gemitus.

Wie diese wunderbare Elegie aus einem Wettstreit der lateinischen mit der italienischen Muse hervorgegangen war, so sollte sie auch bald wieder in den Besitz der vulgären Litteratur zurückkehren. Sie ist mehrfach auf italienisch übersetzt und nachgedichtet worden; am besten von Agnolo Firenzuola. [1]) Dass sie aber wirklich in so früher Jugend entstanden sei, wie uns Polizian möchte glauben lassen, ist wenig wahrscheinlich.

Von der zweiten Elegie dagegen wissen wir bestimmt, dass sie der Dichter im Alter von 18 Jahren verfasste anlässlich des Todes der Albiera degli Albizzi, der jungen Braut des Gismondo della Stufa. Der Sänger vereinigt seine Totenklage mit der des verlassenen Bräutigams und verweilt in elegischer Erinnerung beim mannigfaltigen Bild der Anmut und Grazie des verstorbenen Mädchens, die als die schönste aller Nymphen besungen wird. Erst vor kurzem noch hat sie bei einer Festlichkeit in Florenz alle ihre Genossinnen überstrahlt im jungfräulichen Reigen. Die Göttin Rhamnusia (Nemesis) entbrennt darob in Neid und entsendet das Fieber und den Tod gegen die bevorzugte Nymphe, und nun wird der ganze allegorische

1) Elegia IV; Opere, Le Monnier. Fir. 1848, vol. II.

Hofstaat dieser höllischen Mächte geschildert: Gemitus, Querela, Anxietas, Macies u. s. w. u. s. w., die nun alle drohend an das Bett des Mädchens treten. Es folgt Albiera's Klage und ihr ergreifender Abschied von Gismondo, ihr Tod und endlich eine Schilderung der Leichenfeierlichkeit und die Grabinschrift.

Giosuè Carducci hat darauf aufmerksam gemacht, wie dieses lateinische Jugendwerk die nämlichen Vorzüge und Fehler aufweist, die wir in dem berühmtesten italienischen Gedichte Polizians bemerken, nämlich in der „Giostra" (Turnier). In der That haben wir hier wie dort den mythologischen Apparat, hier wie dort wird ein allzuweitgehender Gebrauch von allegorischen Figuren gemacht, und allzusehr verliert sich die Schilderung im Detail, in beiden Gedichten derselbe Anachronismus, moderne Vorgänge, Einrichtungen und Persönlichkeiten in antik klassischem Gewande vorzuführen; und was Isidoro del Lungo von der Totenelegie auf die Albiera sagte, das gilt in seiner ganzen Ausdehnung auch von der Giostra: „Die Realität des Lebens vermischt sich hier mit den Vorstellungen des Künstlers, die Wahrheit mit der Phantasie, Florentinisches mit christlichen Elementen und mit klassischem Heidentum. Kurz hier weht die Luft, in der sich der litterarische Kreis der mediceischen Florenz von damals bewegte."

Die Giostra oder die Stanzen [1]), wie man sie auch nennt, sind ebensowenig wie diese lateinische Elegie ein rein lyrisches Gedicht, denn in beiden liegt eine Erzählung zu Grund. Hier soll der Tod und das Leichenbegängnis der Albiera erzählt werden und dort das im Jahre 1475 zu Florenz stattgehabte Turnier, aus welchem Giuliano de 'Medici, der Bruder des Lorenzo, als Sieger hervorging. Aber Polizian versteht sich schlecht auf epische Erzählung. Der gute Wille dazu fehlt ihm freilich nicht, denn mit epischem Trompetenstoss beginnt er:

> Le gloriose pompe e' fieri ludi
> Della città che'l freno allenta e stringe
> A' magnanimi Tóschi, e i regni crudi
> Di quella dea che 'l terzo ciel dipinge,
> E i premi degni alli onorati studi,
> La mente audace a celebrar mi spinge;
> Sì che i gran nomi e' fatti egregi e soli
> Fortuna o morte o tempo non involi. [2])

1) Am besten hrsg. von Carducci mit einer ausgezeichneten Einleitung und Commentar. Le Stanze l'Orfeo e le Rime di M. A. A. Poliz. Fir. 1863. Ein billiger Abdruck dieser ziemlich selten gewordenen Ausgabe ist Opere volgari di M. A. A. Poliz. a cura di T. Casini. Fir. 1885.

2) Le Stanze, 1, 1.

Allerdings hat der Dichter die Absicht, die er uns hier kundgiebt, erreicht, denn jenes Turnier, das zum bedeutendsten Gedicht des ganzen Quattrocento Anlass gegeben hat, wird so leicht nicht in Vergessenheit geraten. Aber seinem Gegenstand ist Polizian doch nicht gerecht geworden, denn vom Turnier selber erfahren wir nichts. Allzulang verweilt er bei der Vorgeschichte seines Helden und gefällt sich darin, uns den jungen Mediceer zu zeigen, wie er frei von Liebessorgen und ein Verächter Cupido's als Waidmann ein frisches Naturleben führt.

Quanto è più dolce, quanto è più sicuro
Seguir le fere fuggitive in caccia
Fra boschi antichi fuor di fossa o muro,
E spïar lor covil per lunga traccia!
Veder la valle e'l colle e l'aer puro,
L'erbe e' fior, l'acqua viva chiara e ghiaccia!
Udir li augei svernar, rimbombar l'onde,
E dolce al vento mormorar le fronde! (I, 17.)

Aber Amor rächt sich gegen solchen Übermut, und als Giuliano an einem schönen Frühlingsmorgen mit Hussa durch die Wälder jagt, da spiegelt ihm der Liebesgott das Bild eines flüchtigen weissen Hirsches vor und lockt den kühnen Jäger tief in den Wald hinein bis an eine blühende Lichtung, wo er eine wunderholde Nymphe gewahrt, die schöne Simonetta. Betroffen steht der Jüngling vor dem Mädchen — schon hat ihn Amors Pfeil erreicht, und langsam und sinnend kehrt er nach Hause zurück. Amor indessen triumphirend eilt zum Palaste seiner Mutter Venus ins Reich der Liebe, das der Dichter mit tausend Bildern und Allegorien belebt. Gross ist die Freude der beiden Gottheiten, einen so edlen Jüngling für ihre Sache gewonnen zu haben, und nun schicken sie ihm einen verheissungsvollen Traum. Giuliano erwacht mit dem Vorsatz, sich das Herz der Simonetta zu erobern und erfleht sich dazu den Beistand der Pallas, der Venus und des Cupido. — Hier wird das Gedicht jählings unterbrochen: Giuliano de 'Medici war indessen von Mörderhand in der Kirche erdolcht worden, und seinem Sänger entfiel die Leyer.

Polizian wäre aber auch so wie so schwerlich im Stande gewesen, das angefangene Gedicht zum befriedigenden Abschluss zu führen. Als Epiker macht er sich auf den Weg, und ehe er noch beim eigentlichen Gegenstande angekommen ist, bleibt er im Detail der Beschreibung und in der Lyrik stecken. Wir möchten's uns aber auch nicht anders wünschen und vergessen gerne mit dem Dichter die Einheit der Handlung über der wunderbaren Schönheit der einzelnen Oktaven. Das Tur-

nier ist nicht der Gegenstand, es ist nur der Anlass zum Gedicht. Jeder Vers ist hier eine Einheit für sich, abgeschlossen im Wohlklang der ottava rima, jeder Vers ein kleines lyrisches Gedicht.

Einheitlich ist aber auch der Geist, der das ganze durchweht: es ist die reine sinnliche Freude an der Natur und an der Schönheit ohne philosophische Hintergedanken, ohne moderne Sentimentalität; es ist die „voluttà idillica", idyllische Wollust, wie sie Francesco de Sanctis genannt hat.[1]) Die polizianische Lyrik ist von Grund aus sinnlich: sinnlich in der Anmut und Pracht der Bilder, und sinnlich im mannigfaltigen Wohlklang der Sprache. Es ist schon mehrfach hingewiesen worden auf die Wechselbeziehungen zwischen dieser descriptiven Lyrik und der Malerei des Quattrocento. Vittorio Rossi[2]) hat an den berühmten allegorischen Frühling Botticelli's erinnert anlässlich der folgenden Beschreibung der schönen Simonetta. I, 47.

> Ell' era assisa sopra la verdura
> Allegra, e ghirlandetta avea contesta
> Di quanti fior creasse mai natura,
> De' quali era dipinta la sua vesta.
> E come prima al giovan pose cura,
> Alquanto paurosa alzò la testa:
> Poi con la bianca man ripreso il lembo,
> Levossi in piè con di fior pieno un grembo.

Ein anderes Gemälde desselben Meisters bringt Rossi in Zusammenhang mit der Beschreibung der Venus Anadyomene in der 99. Stanze des I. Buchs der Giostra, und bekanntlich soll Raphael für sein Bild der Galathea an den folgenden Versen sich inspirirt haben. I, 118.

> Due formosi delfini un carro tirono:
> Sovra esso è Galatea che 'l fren corregge;
> E quei notando parimente spirono:
> Ruotasi a torno più lasciva gregge.
> Qual le salse onde sputa, e quai s'aggirono;
> Qual par che per amor giuochi e vanegge.
> La bella niufa con le suore fide
> Di si rozo cantar vezosa ride.

Trotzdem aber dürfte selbst der Verfasser des Laokoon unserem Dichter keinen Vorwurf machen, denn alles was er malend beschreibt, hat Leben und fühlt uud bewegt sich. Ich erinnere an die bereits

---

1) Storia della letteratura italiana, 7 ed. Napoli 1897. I vol. p. 384.

2) V. Rossi, il Quattrocento in Vallardi's Storia letteraria d'Italia. Milano. vol. V, p. 267.

citirte lateinische Elegie der Veilchen: „Sieh, wie jene dort mit milchweissem Kelche schmeichlerisch lächelt und wie die andere purpurn erglüht". Ein hübsches Pendant dazu finden wir in der Giostra. I, 78.

> Trema la mammoletta verginella
> Con occhi bassi onesta e vergognosa:
> Ma vie più lieta ridente e bella
> Ardisce aprire il seno al sol la rosa:
> Questa di verde gemma s' incappella:
> Quella si mostra allo sportel vezosa:
> L'altra che 'n dolce foco ardea pur ora
> Languida cade e il bel pratello infiora.

Und nun auch in der Sprache dieselbe sinnliche Wollust. Polizian ist vielleicht der raffinirteste Sprachkünstler, der je gelebt hat. Die drei schönsten Sprachen der Welt haben das angeborene Formgefühl in ihm grossgezogen: Griechisch, Lateinisch und Italienisch; und von allen hat er sich immer nur das Beste geholt. Mit sichtlichem Wohlgefallen wiegt er sich auf den tönenden Wellen der Sprache. Er hat eine entschiedene Vorliebe für volle und sonore Worte — portenta verborum, wie ihm seine Feinde vorgeworfen haben. Er liebt es, fremde und klingende Namen in seine Gedichte einzuschalten, und oft ist es wohl nichts anderes gewesen, als ein musikalischer Instinkt, der ihn zu jenem übermässigen Gebrauch mythologischer und allegorischer Namen verführte. Man höre z. B. das folgende:

> Raggia davanti all' uscio una gran pianta,
> Che fronde ha di smeraldo e pomi d'oro;
> E' pomi d'oro che arrestar ferno Atalanta,
> Che ad Ippomene dienno il verde alloro.
> Sempre sovr' essa Filomena canta;
> Sempre sott' essa è delle Ninfe un coro:
> Spesso Imeneo col suon di sua zampogna
> Tempra lor danze, e pur le noze agogna (I, 94).

An solchen Versen hat sich ohne Zweifel die Lyrik eines bekannten um 400 Jahre verspäteten Nachahmers des Polizian inspirirt. Ich meine Gabriele D'Annunzio. — Polizian ist auch der Erste, der das später soviel misshandelte Echo in die vulgäre Litteratur einführte. Er hat es, wie er selbst gesteht [1]), dem griechischen Dichter Gaurada abgelauscht.

Hören wir den kleinen Dialog zwischen dem werbenden Pan und der unglücklich verliebten Echo. Er ist in der Form des toscanischen Rispetto abgefasst.

---

1) Miscellanea I. cap. XXII.

Che fai tu, Eco, mentr' io ti chiamo? — Amo.
Ami tu dua o pur un solo? — Un solo.
E io te sola e non altri amo — Altri amo.
Dunque non ami tu un solo? — Un solo.
Questo è un dirmi: Io non t'amo — Io non t'amo.
Quel che tu ami amil tu solo? — Solo.
Chi t' ha levata dal mio amore? — Amore.
Che fa quello a chi porti amore? — Ah! more![1])

Wenn ihm so die klassischen Litteraturen dazu dienen mussten, den phonetischen Schatz des Italienischen zu bereichern, so verschmähte er es auch nicht, florentinische Dialektformen in die Schriftsprache aufzunehmen. Dabei verfuhr er aber mit ziemlich mehr Diskretion als Lorenzo de' Medici. Nur in komischen und volkstümlichen Liedern, wo es berechtigt war, liess auch er sich freien Lauf. Besonders in seinen Ballaten findet sich eine unendliche Fülle florentinischer Ausdrücke und Wendungen.

Auch auf die Effektmittel, die ihm das Metrum bieten konnte, mochte er nicht verzichten, wie das leider die strengen Petrarchisten gethan haben, indem sie nur den zweisilbigen Verausgang zuliessen. Er aber wechselt je nach Bedürfnis die rima sdrucciola und tronca mit der rima piana, ohne dabei in die affektierte Übertreibung seines Rivalen Sannazaro zu verfallen.

Die Oktave, die von Polizian so meisterhaft gehandhabt wird in seiner Giostra, ist schon seit Boccaccio für erzählende Dichtungen gerne verwandt worden; die ersten Anfänge dieser Strophenform liegen aber bekanntlich im geistlichen Drama, d. h. in der sogenannten Rappresentazione. Auch hier hat sie Polizian noch beibehalten.

Sein bekannter „Orfeo" ist nämlich der Form nach nichts anderes als ein mittelalterliches Drama, eine Rappresentazione; dessen Stoff aber, die Sage von Orpheus und Euridice ist klassisch. Man hat darum dieses Gedicht das erste moderne Drama genannt, und da es verschiedene lyrische Partien enthält, die bei der Aufführung gesungen wurden, so hat man hier auch die ersten Ansätze zur Oper konstatiert. Ebenso interessant als für die Geschichte der Dichtungsformen ist es für die künstlerische Entwickelung des Verfassers. Polizian hat den Orfeo anlässlich einer Festlichkeit in Mantua improvisiert im Juni d. J. 1471, also im Alter von 17 Jahren. Er hatte, wie es bei derartigen Festlichkeiten zu gehen pflegt, ein sehr gemischtes Publikum zu befriedigen: schaulustiges Volk, ernste Gelehrte, kunstsinnige Kardinäle und Fürsten.

---

1) Le Stanze etc. ed. Carducci p. 231.

„Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!" u. s. w.

Nach diesem Ratschlag hat Polizian seinen Orpheus ausgearbeitet und mass ihm deswegen auch keinen künstlerischen Wert bei. Als Drama genommen, ist er allerdings ein Ragout, nichts anderes. Neben Anklängen ans toskanische Rispetto und neben der Ballate steht eine lateinische Odenstrophe, ein Citat aus Ovid, eine elegisch-klassische Canzone und ein bacchischer Dithyrambus. Die Handlung fehlt fast ganz, der Dialog schleppt sich spärlich dahin und die dramatischen Höhepunkte laufen immer in lyrische Gesänge aus. So mangelhaft aber das Ensemble auch sein mag, so bewundernswert ist das Detail. Wie in den Stanzen der Lyriker über den Epiker triumphierte, so triumphiert er hier über den Dramatiker. Während aber in der Giostra die verschiedenen Elemente des litterarischen Milieu's harmonisch verschmolzen sind, finden wir sie hier zum Teil erst äusserlich verquickt. Trotzdem werden wir nicht anstehen, den Klagegesang des Orpheus und den Chor der Bacchantinen zu den schönsten Blüten der italienischen Renaissancelyrik zu zählen. — Dem Mangel an Einheitlichkeit suchte später eine klassizierende und glättende Überarbeitung, die wahrscheinlich von Antonio Tebaldeo stammt, abzuhelfen. — Obgleich der Stoff und, Alles in Allem genommen, auch die Form des Orpheus vorwiegend klassisches Gepräge trägt, scheint er doch auch beim niederen Volk Anklang gefunden zu haben, denn neben jener klassisch-dramatischen Überarbeitung haben wir eine populär-erzählende, welche das ganze Gedicht in Oktaven umgiesst.

Der höheren Kunstlyrik Polizians ist auch noch seine berühmte Canzone: Monti, valli, antri e colli [1]) beizuzählen. Sie ist eine Nachahmung der noch viel berühmteren des Petrarca: Chiare, fresche e dolci acque. Ein Vergleich dieser beiden Meisterwerke wäre interessant genug und würde uns lehren, wie das inbrünstige, mystisch gedämpfte Schönheitsgefühl Petrarca's sich zur kühnen, glühenden Freude an der Form versinnlicht und — verflacht hat. Dieselbe Beobachtung wird sich uns bestätigen bei der Lektüre jener andern Canzone: Io son costretto poiché vuole Amore, [2]) die von Polizian wahrscheinlich im Auftrage des Giuliano de' Medici an die schöne Simonetta gerichtet wurde. — Polizian als

1) p. 363 in Card. Ausg.
2) ibid. p. 355.

Liebeslyriker steht dem Boccaccio am nächsten, entfernt sich bedeutend von Petrarca und unendlich von Dante. Was Wunder, wenn ihm die geistliche Lyrik, in der er sich auch versucht hat, nur mittelmässig gerieth. Wir haben aus seiner Feder zwei lateinische Hymnen und eine italienische Canzone auf die Jungfrau Maria. Aber die einzige Religion, an welcher der damalige Dichter sich noch begeistern konnte, wenn er aufrichtig bleiben wollte, war der Kult des Schönen.

Das Schöne hat Polizian auch überall gesucht. Nicht nur bei den Alten und bei den Trecentisten, sondern auch in den Liedern des Volks. — Auf der Reise nach Rom begriffen schreibt er am 2. Mai 1488 aus Acquapendente an Lorenzo de 'Medici: „Wir sind allesammt vergnügt und lassens uns wohl sein und unterwegs lesen wir da und dort eine Canzone oder einen Maigesang auf, denn die hiesigen romanesken Lieder kommen mir phantastischer als die Unsrigen vor, in der Form sowohl als im Inhalt".[1]) — Diese Notiz, die uns Polizians Privatliebhaberei verrät, war sicherlich nicht für die Nachwelt berechnet; auch steht sie nicht in seinem lateinischen Epistolarium, sondern in den vulgären Briefen. Seine Beschäftigung mit dem Volkslied wollte er so wenig wie irgend ein anderer Humanist in die Oeffentlichkeit gelangen lassen, und hat darum auch seinerseits nichts gethan, um die Zeugnisse davon der Nachwelt zu retten. Seine Canzonetten, Ballaten und Rispetti sind uns in Sammelhandschriften erhalten und bei sehr vielen wissen wir nicht, ob sie ihm oder einem andern zugehören. Wir können natürlich nur diejenigen berücksichtigen, bei denen Polizians Autorschaft feststeht.

Die populärste Liedform in der Toscana war damals das Rispetto — eine Abart des Strambotto, das, wie allgemein angenommen wird, in Sicilien und Süditalien entstanden ist. Es besteht ursprünglich in einer Reihe von meist drei, selten vier Dystichen mit gekreuztem Reim. Sämtliche Verse des Strambotto sind Elfsilbler. Die ursprüngliche Form wurde schon frühzeitig dahin modifiziert, dass man das letzte Verspaar unabhängig von den übrigen machte und mit paarweisem Reime band. Das Rispetto nun unterscheidet sich vom Strambotto nicht formell, sondern nur inhaltlich, indem es seinen volkstümlichen Charakter beibehielt, während das Strambotto im 15. Jahrhundert litterarisch geadelt und ironisch zugespitzt wurde zunächst von Giustiniani in Venedig und von Serafino in Neapel, weiterhin von Pamfilo Sassi, Benedetto Accolti und endlich am besten von unserem Polizian. So waren Rispetto und

1) Prose volgari inedite etc. p. 75.

Strambotto rasch zur Mode geworden und verdrängten das Madrigal fast vollständig.

Da viele der damaligen Volkslieder in veränderten Versionen noch heute lebendig sind, so sind wir in der Lage an Beispielen zu zeigen, in welcher Weise Polizian die Motive des Volkslieds sich zu eigen machte. — In Lecce in Apulien singen sie heute noch das Volkslied vom dummen Hans, dem immer die Früchte seiner Arbeit von andern weggeschnappt werden. Es lautet etwa folgendermassen:

. . . .
Carisciai petre, e fici nu palazzu,
E n' autru quantu inne, e' nci abitau
. . . .
Pigghiai taule, e fici nu littinu,
E n' autru quantu inne, e riposau.
Sta donna l'aggi 'amata jeu lu primu
E 'n autru qnantu inne, e la sposau.
'Mposta se dice: Lu munuu è mischinu,
Lassa gudere a ci nu faticau.[1])

Und nun Polizians Überarbeitung:

I' seminai lo campo, ed altri il miete:
Aggiomi speso la fatica invano;
Altri ha gli uccelli, ed io tesi la rete,
Solo la piuma m' è rimasta in mano;
Altri è nell' acqua, ed io moro di sete,
Altri è salito, e io disceso al piano:
Pianger dovrian per me tutte le priete,
Ch' io seminai lo campo, ed altri il miete.

Wir haben dasselbe Motiv in unserem Studentenlied:

Was nützt mich nun mein Rosengarten,
Wenn andre drin spazieren gehn?

Die weitaus überwiegende Mehrzahl der polizianischen Rispetti aber handeln von der Liebe Leid und Lust, dem einzigen Gegenstand, der auch in der heutigen Toscana noch gesungen wird. Wer sich die Mühe nimmt, die schöne Sammlung toscanischer Volkslieder von Tigri zu durchblättern, wird zahlreiche Anklänge an Polizians Rispetti finden. Nehmen wir z. B. das folgende populäre Rispetto:

1) D'Ancona, La poesia popolare italiana, p. 163. Auf deutsch lautet es etwa folgendermassen: Ich schleppte Steine und baute ein Haus, und ein anderer kam und wohnte drin. Ich nahm Bretter und machte ein Bett, und ein anderer kam und legte sich drein. Dieses Mädchen hab ich zuerst geliebt, und ein anderer kam und heiratete sie. Drum heisst es mit Recht: Das ist eine traurige Welt; sie giebt das Glück dem, der nichts gearbeitet hat.

Bella c' hai tolto le bellezze al sole,
Hai fatto in terra un nuovo paradiso;
Ed hai tolto alla luna lo splendore,
Agli angeli del ciel l' incanto e 'l riso.[1])

Vergleichen wir damit das Liedchen Polizians:

Costei ha privo el ciel d'ogni bellezza
E tolti e ben di tutto el paradiso,
Privato ha il sol di lume e di chiareza
E posto l' ha nel suo splendido viso,
Al mondo ha tolto ogni suo' gentilezza
Ogni atto e bel costume e dolce riso.
Amor l' ha dato il guardo e la favella
Per farla sopra tutte la più bella.

Andere Rispetti erheben sich zu epigrammatischer Feinheit, zu petrararchischen Metaphern und streifen auch hin und wieder schon den Concettismus. Im grossen Ganzen glaube ich, können wir uns an das Urteil D'Ancona's anschliessen, wenn er sagt: „Wie es Polizian verstanden hat, in seine Stanzen die Schönheiten der klassischen Poesie herüberzutragen, und dennoch dem mosaikartig zusammengesetzten Werk Einheitlichkeit in Stil und Farbe zu verleihen, so bleibt er auch in seinen Rispetti doch immer der elegante Kunstdichter, ohne darum von der Manier des Volks sich zu entfernen.“ [2]) Dasselbe gilt vielleicht in noch höherem Grade von seinen Ballaten. Die Ballate, das Tanzlied mit der Rispresa, dürfte hinlänglich bekannt sein, als dass wir uns bei der Beschreibung seiner Formen aufzuhalten brauchten. Es ist vielleicht die älteste lyrische Gattung Italiens und hat besser als alle anderen seinen volkstümlichen Charakter gewahrt und verdrängte im 15. Jahrhundert wenigstens vorübergehend das Sonett. In Florenz wurde es damals mit besonderem Glück von Lorenzo dem Prächtigen gepflegt und im Anschluss an ihn auch von Polizian. Bei beiden Dichtern unterscheiden wir mit Carducci drei Arten von Ballaten, je nach Form und Inhalt.[3]) 1. Die ebenmässig lyrische, 2. die elegant komische, und 3. die maliziös erzählende. Zuerst preist der Dichter die Freuden der sinnlichen Liebe, schildert die Qual der Erwartung und wirbt um die Gunst der Geliebten und sucht sie mit epicureischen Maximen sich zu

1) Schön Mädchen, du hast von der Sonne deine Schönheit genommen, und hast auf der Erde ein neues Paradies gepflanzt, und hast vom Mond den Glanz genommen und von den Engeln des Himmels deinen Zauber und dein Lachen.

2) La poesia popolare etc.

3) Le Stanze etc. p. CCXXIV.

Willen zu machen, dann wird die Liebe und die einst gepriesene Freundin ironisiert, und endlich gehts gar ins Obscöne. Auch in diesem Genre hat Polizian seinen Lehrmeister Lorenzo an Eleganz und Anmut übertroffen, mag er auch an Kraft des Ausdrucks hinter ihm zurückbleiben. Die wunderbare Ballate: I'mi trovai, fanciulle, un bel mattino oder das Mailied:

> Ben venga maggio
> E 'l gonfalon selvaggio

sind noch heute jedem Italiener geläufig. Wenn in anderen da und dort einige Rauheit und grammatische Unebenheiten sich bemerkbar machen, so lässt sich das leicht begreifen und entschuldigen angesichts der mangelhaften Tradition. Dazu bedenke man, dass ein grosser Teil dieser Volksgesänge jedenfalls improvisiert worden ist.

Eine Dichtungsgattung, die dem Polizian offenbar wenig zugesagt hat, ist das Sonett, wenigstens können wir ihm mit Bestimmtheit nur ein einziges zuschreiben [1]), er hat es im Wettstreit mit einigen andern über ein von Lorenzo gestelltes Thema verfasst.

Aber seine poetische Thätigkeit ist wahrhaftig reichhaltig genug. Fast alle Elemente der Kultur des Jahrhunderts vereinigen sich in seiner Kunst. Sogar die neuerstehende romantische Epik hat er mit seinem klugen Rat gefördert, wie ihm der dankbare Luca Pulci in Morgante Maggiore bezeugt [2]). Wir könnten füglich von ihm sagen, dass er das ganze ausgehende Quattrocento in sich verkörpert, wenn wir nicht einen sehr wichtigen Zug bei ihm vermissten: den Platonismus. Es war umsonst, dass ihn Ficino die Philosophie lehrte und dass sein Freund Lorenzo einen Kranz platonischer Sonette verfasste, umsonst, dass er mit Pico della Mirandola und mit der platonischen Akademie zu Florenz in enge Beziehungen trat — vom Platonismus ist nichts an ihm hängen geblieben, oder höchstens nur spärliche Reste der platonistischen Phraseologie. Er hatte keinen Geschmack für metaphysische Spekulationen und am allerwenigsten für platonische Liebe. Dafür war er der schärfste Kritiker und Grammatiker und der vollendetste Formenkünstler seiner Zeit. Tiefe Ideen, tiefe Gefühle, aufeinanderplatzende Leidenschaften — von all dem findet sich nichts in seiner Lyrik. Seine einzige Leidenschaft ist die Freude an der Schönheit. Alles was seine Künstlerhand berührt, versinnlicht sich und wird ihm zur Form, zum

1) Veröffentlicht von Isidoro del Lungo, Florentia etc. p. 448.
2) Canto XXV. sta. 169, 115 und XXVIII, sta. 145.

Bild, zum Körper, und fängt an sich harmonisch zu regen. Seine Kunst ist zauberhaft und die Welt seiner Kunst ist ein glückliches Zauberland, wo's nirgends Gegensätze und nirgends harte Stösse giebt. Und alles wäre eitel Lust und idyllische Freude, wenn nicht die Wirklichkeit mit eiserner Faust in diese phantastische Welt gegriffen hätte: schon die ersten Jugendjahre werden dem Dichter vergellt durch den gewaltsamen Tod seines Vaters, und als er im Zug ist, sein schönstes Gedicht zu schreiben, da fällt der Held des Lieds durch Mörderhand, und seinen Mäcenas, den Prächtigen Lorenzo, sieht er sich in der Vollkraft des Lebens dahinsterben, und mit 40 Jahren wird er selbst hinweggeraft in einen hässlichen schmachvollen Tod; und kaum ist seine süsse Stimme verhallt, da erhebt sich über Florenz das bleiche Gesicht eines Busspredigers, und der Glanz der Mediceer zerstiebt vor dem Donnerwort eines Savonarola.

— — — —



Die Principia des römischen Lagers.

Von

A. von Domaszewski.

Eines der merkwürdigsten Zeugnisse für die Technik des römischen Lagerbaues bilden die Belagerungswerke, durch welche Flavius Silva, der Legat Vespasians, die unzugängliche Burg Maṣada am Todten Meere bezwang[1]). Die erste bessere Kenntnis dieser Befestigungen dankt man de Saulcy[2]). Die Lage der Kastelle und den Lauf der Circumvallationslinie hat er im allgemeinen richtig angegeben[3]). Aber von den Einzelheiten, die hier erhalten sind, giebt sein Plan keine Vorstellung. Auch Brünnow und mir war es bei der Kürze unseres Aufenthaltes, der sich nach den Zwecken unserer Reise bemass, nicht möglich, diese Ruinen vollständig aufzunehmen[4]).

Es ist in der Beschaffenheit des Bodens begründet, dass die kleinsten Einzelheiten des Lagerbaues, soweit die Geröllmassen der Giessbäche die Oberfläche nicht überschüttet haben, genau kenntlich geblieben sind. Die Römer haben in dem weichen Mergelboden durch Steinsetzungen die Lagerlinien, die Zeltplätze und sogar die innere Einteilung der Zelte scharf eingezeichnet. Wenn sich der Blick erst an die scheinbar wüste Geröllmasse gewöhnt hat, ist es möglich, den Plan des Lagers wie von einer Zeichnung abzulesen.

---

1) Die Geschichte der Belagerung erzählt in seiner Weise Josephus, bell. Iud. 7, 8, 2—9, 2. Vgl. auch Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes 1^2 S. 536.

2) Voyage autour de la Mer Morte (Paris 1853) 1 p. 199.

3) Pl. XI—XIII. Danach Socin im Bädeker von Palästina S. 145.

4) Vielleicht giebt diese Untersuchung den Anstoss, dass Sachkundige nachholen, was wir versäumen mussten. Eine genaue Aufnahme erfordert einen Aufenthalt von mindestens 14 Tagen, während wir kaum mehr als einen Tag auf das Studium der Ruinen verwenden konnten. Am leichtesten ist Maṣada von Hebron aus zu erreichen.

Zwei Objekte sind hier in den Tafeln I und II wiedergegeben:

I. Die principia und das praetorium in Silvas Hauptlager, d. h. dem grossen Lager im Süden des Wâdi el Hafaf (= Thal der Ruinen)[5]),

II. das kleine Lager im Norden des Wâdi el Hafaf[6]).

I. Schon die Orientierung des Lagers ist merkwürdig. Die Lagerbeschreibung[7]) kennt nur die Orientierung, nach welcher die Front des Lagers dem Feinde zugekehrt ist; c. 56: *porta praetoria semper hostem spectare debet.* Vegetius dagegen, der so viel altes Gut aufbewahrt hat, lehrt 1, 23: *porta autem, quae appellatur praetoria, aut orientem spectare debet aut illum locum, qui ad hostes respicit.* Die Orientierung nach Osten muss der Quelle des Vegetius als die normale erschienen sein, weil sie diese an erster Stelle nennt. Dies bestätigt das Lager Silvas. Dass hier der Feind im Westen stand, unterliegt keinem Zweifel; und doch ist das Prätorium Silvas, obwohl die entgegengesetzte Orientierung ebenso gut möglich war, dem Osten zugewandt. Der Grund kann nur in den Regeln der Auspication gesucht werden, die eine Orientierung des templum nach Osten forderte[8]). Die Anlage des praetorium und der principia entspricht den Vorschriften der Lagerbeschreibung[9]). Jedoch erwächst für das Verständnis der schwierigen Schrift wesentlicher Gewinn. Die Lagerbeschreibung sagt c. 11 *aris institutis in praetorii parte ima*[10]) *auguratorium parte dextra praetorii ad viam principalem adsignabimus, ut dux in eo augurium recte capere possit; parte laeva tribunal statuitur, ut augurio accepto insuper ascendat et exercitum felici auspicio adloquatur. In introitu praetorii partis mediae ad viam principalem gromae locus appellatur.* — Das praetorium Silvas lehrt, dass in der Lagerbeschreibung links und rechts von der via principalis aus zu verstehen ist[11]); denn das Tribunal

---

5) Dieses Lager hat durch die Überschüttung mit Geröll sehr gelitten, so dass die aufgenommenen Reste wie eine Insel in der Schuttmasse liegen.

6) Nur in der südlichen Hälfte haben wir alle erkennbaren Reste aufgenommen.

7) So werde ich auch späterhin den liber de munitionibus castrorum des sogenannten Hyginus citiren.

8) Nissen, Templum S. 11 ff.

9) Taf. III Fig. 1 mit jenen Verbesserungen der bisherigen Auffassung, die sich aus dem Lager von Maṣada ergeben.

10) Diese Verbesserung der Überlieferung, welche ich Westd. Zeitschr. 14 S. 8 Anm. 34 vorgeschlagen habe, scheint mir jetzt gesichert. Von einem Forum ist in Maṣada keine Spur zu finden.

11) Der Metator stand bei der groma mit dem Gesichte gegen das Prätorium gewendet.

Silvas liegt, von der via principalis gesehen, links vom introitus. In Masada ist das Tribunal überraschend niedrig, kaum einen römischen Fuss hoch[12]). Der Raum rechts vom introitus praetorii ist das auguratorium, von dessen Beschaffenheit wir zum ersten Male eine klare Vorstellung gewinnen. Die Analogie der Zeltplätze im kleinen Lager zeigt, dass hier die Standspuren des tabernaculum erhalten sind. Die durch Absteinung und leichte Erhöhung über den Boden bezeichneten Plätze im Innern des tabernaculum sind: links (a), der Platz für das Bett des Beamten, der in der Nacht vor der Auspication im tabernaculum schläft, rechts (b), der Platz, an dem der Beamte auf seiner sella sitzend mit dem Gesichte gegen Osten durch die einzige Öffnung des tabernaculum den Himmel beobachtet[13]). Durch diese Lage und die Anordnung des auguratorium wird die bekannte Stelle des Tacitus sinngemäss erläutert: ann. 2, 13 *Nocte coepta egressus augurali*[14]) *per occulta et vigilibus ignara.* Germanicus verliess das tabernaculum durch die Öffnung nach der via principalis, unbemerkt von der Feldherrnwache, die, wie gleich zu zeigen sein wird, auf der linken Seite des praetorium lag. Hinter dem tabernaculum, durch einen Gang von ihm getrennt, liegen, wie die Zeltplätze des kleinen Lagers zeigen, einfache Mannschaftszelte. Hier schliefen die Apparitoren, welche den Feldherrn bei der Auspication unterstützten. Der einzige Raum, welcher für die arae der Lagerbeschreibung in Anspruch genommen werden kann, ist der Raum neben dem tribunal, der durch eine besondere Absteinung abgegrenzt ist. Von festen Altären ist keine Spur vorhanden. Demnach hat Silva, genau wie Kaiser Marcus auf der Marcussäule[15]), auf einem tragbaren Altare, einem foculus geopfert[16]). Hinter diesem Platze zieht sich längs der Strasse, die nach der porta decumana führte, ein

---

12) Genau lässt sich die Höhe nicht feststellen wegen der Überschüttung des Bodens. Gerade weil das Tribunal so niedrig ist, wird der Redner, wie ich mit Brünnow erprobt habe, weithin um so besser verstanden.

13) Über das Verfahren bei der Auspication vgl. Mommsen, Staatsr. I³ S. 104 ff. Die Beschaffenheit des tabernaculum in Masada lässt erkennen, dass auch im Lager eine Beobachtung des Himmels stattfand und nicht bloss auspicia ex tripudiis eingeholt wurden.

14) So sagt Tacitus auch sonst (ann. 15, 30) statt des auguratorium der Lagerbeschreibung.

15) Vgl. Marcussäule S. 112.

16) Die Wahl des Platzes für das Opfer ist im Lager Silvas sichtlich dadurch bestimmt, dass die signa, denen man opferte, auf der anderen Seite der Strasse, die nach der porta decumana führt, der schola gegenüber standen. Vgl. unt. S. 145.

schmaler Raum hin; es ist der Platz für die Feldherrnwache, die statio der Lagerbeschreibung. Ihr entspricht auf der rechten Seite des praetorium eine Reihe von Mannschaftszelten[17]; es sind die Lagerräume der officiales des Feldherrn, die die Lagerbeschreibung hier ansetzt. Die Lagerbeschreibung sagt c. 9 *stationi dari oportet secundum praetorium pedes XX et, si res exigit, pedes X sufficient;* dass sie auf der linken Seite liegt, ergiebt sich aus der Angabe über die officiales c. 7: *officialibus lateri dextro*[18] *proximis*[19]. Durch den introitus praetorii, zwischen tribunal und auguratorium durchschreitend, betritt man einen grossen Saal von 16 m Länge, in dessen Mitte sich ein triclinium von 8 m Länge befindet. Die Grösse dieser Tafel erklärt sich aus der nicht hinreichend beachteten Erscheinung, dass der Feldherr regelmässig mit seinen Oberoffizieren zusammen speist. Dieser cena in praetorio gedenkt schon Polybius[20] und dann wieder Tacitus[21]. Die Rückseite des praetorium hat die eigentlichen Wohnräume des Feldherrn enthalten[22] und den mit dem Range des Feldherrn wachsenden Tross[23]. Die Offiziere, die dem praetorium angehören und zur cena zugezogen werden[24], lagern dem praetorium gegenüber in der praetentura[25]. In der Lagerbeschrei-

---

17) Wir haben nur den deutlich erkennbaren Anfang dieser Reihe aufgenommen.

18) Überliefert ist *vestro,* wofür man seit Schele *sinistro* las; aber, da der Standort des Metator (vergl. Anm. 11) auf der via principalis ist, so muss es notwendig, wie das Lager von Masada lehrt, *dextro* heissen.

19) Vgl. p. 65 meiner Ausgabe. Es bestätigt so das Lager Silvas meine Reconstruction der latera praetorii.

20) 14, 3, 6: *ἔστι γὰρ ἔθος Ῥωμαίοις κατὰ τοῦ δείπνου καιρὸν τοὺς βουκανητὰς καὶ σαλπιγκτὰς πάντας σημαίνειν παρὰ τὴν τοῦ στρατηγοῦ σκηνήν.*

21) Ann. 15, 30 *convivium bucina dimittit.* Livius 30, 5, 2 *ubi praetorio* (d. h. die Oberofficiere) *dimisso signa concinuissent;* 26, 13, 6; 37, 5, 2. Die berühmte Scene am Abend vor der Varusschlacht Tacit. ann. 1, 55 und 58 kann daher an jedem Tage sich ereignet haben und ist für die Datierung des Schlachttages nicht zu verwerten.

22) Die Rückseite des praetorium genauer zu untersuchen hinderte uns die starke Verschüttung, die sich an der Bank des triclinium, wie an einem Damme gebrochen hatte, so dass die unteren Teile des praetorium wohl erhalten blieben.

23) Für die Bewachung des posticum praetorii sind in der Lagerbeschreibung die statores des Kaisers bestimmt. c. 19 *lateribus eiusdem* (des quaestorium) *tendere debent ad viam quintanam centuriae statorum, ut posticum praetorii tueantur et proximi sint praetorium.* Deshalb lagern von den Stabstruppen nur die statores in der retentura, alle übrigen in den latera praetorii.

24) Vgl. Anm. 21.

25) Es sind dieselben Offiziere, welche den Kriegsrat bilden; vergl. Mommsen Staatsrecht I³ S. 312.

bung, wo der Kaiser selbst den Oberbefehl führt, sind es die legati und tribuni legionis. C. 15: *Dabimus itaque infra viam principalem legatis pedaturam, quod scamnum est appellatum — in quo tribuni cohortium praetoriarum tendere solent. Similiter tribunis legionum inferius adsignari debet, quod aeque scamnum dicitur.*

Diese Lagerplätze waren in Maṣada durch das Geröll gänzlich zerrüttet. Dagegen ist die nach der Lagerbeschreibung in dieser Lagerlinie befindliche schola wohl erhalten. C. 20: *Scholae cohortibus primis, ubi munera legionum dicuntur, in scamno legatorum contra aquilam dari debent.* Es ist wohl zu beachten, dass diese schola, ebenso wie jene im kleinen Lager, die Gestalt eines Halbkreises hat. Dieser Platz der schola, gegenüber dem Standort der signa, ist bedingt durch die Organisation des Heeres, weil die Centurionen der ersten Cohorte, in deren pedatura sich aquila et signa befinden, durch die Signale der Hornbläser den Lagerdienst regeln [26]). Auch sonst erfolgt in der schola, wie der Ausdruck *munera dicere* besagt, die Verlautbarung der Befehle für den Lagerdienst. In Maṣada hat man gegenüber der schola an der jetzt beschädigten Ecke, die an der zur porta decumana führenden Strasse liegt, den Standort der signa anzunehmen [27]). Der Teil der via principalis, an welchem das praetorium, die Lagerplätze der Oberoffiziere, die schola und der Standort der signa liegen, führte den Namen principia. Diese Lage der principia ergiebt sich für das Marschlager aus einer Reihe von Zeugnissen. Von dem Orte der Bestrafung der Soldaten wird bald gesagt *perstare in principiis* [28]), bald *ante praetorium* [29]). Die unmittelbare Nähe der principia und des praetorium ergiebt sich aus Verbindungen wie: Liv. 7, 12, 14 *iam in principiis ac praetorio;* 28, 25, 3 *deinde in principiis, praetorio — adloquebantur.* Frontin str. 2, 5, 30 *tempus eligit, quo missa principia quietem omnibus castrensibus dabant, praetoriumque secretius praestabant.* Das tribunal liegt an den principia: Tacit. 1, 67 *Tunc contractos in principia iussosque dicta cum silentio accipere, temporis ac necessitatis monet;* ebenso die Lagerplätze der Oberoffiziere: Liv. 28, 24, 10 *forma tamen castrorum constabat una re, quod tribunos — iura reddere in principiis sinebant,* und der Standort der signa: Tacit. hist. 3, 10 (Caecina will die Truppen zum Abfall

26) Vgl. S. 56 meiner Ausgabe.

27) Vergl. Anm. 16. Auf dieselbe Anordnung führt Tacitus hist. 3, 10. Vergl. Westd. Zeitschr. 14 S. 2.

28) Frontin strat. 4, 1, 26 (= Val. Max. 2, 7, 9 *ad principia*). 27. 28; ebenso wird die Hinrichtung vollzogen *in principiis* Frontin strat. 4, 1, 16.

29) Sueton. Aug. 24 (= Polyaen. 8, 24, 3).

von Vitellius bereden) *secreta castrorum adfectans, in principia vocat — in verba Vespasiani adigit, simul Vitelli imagines dereptae — sed — recurrens in principia miles praescriptum Vespasiani nomen, proiectas Vitellii effigies adspexit*[30]).

Die Übereinstimmung des Lagers von Masada mit der Lagerbeschreibung ist eine so vollkommene als bei den verschiedenen Bedingungen nur erwartet werden kann. Genau genommen besteht die Abweichung nur darin, dass in der Lagerbeschreibung zwischen dem praetorium und dem Standort der signa das persönliche Gefolge des Kaisers, die comites und die Garde eingeschoben ist. Sie fehlten natürlich im Heere des Silva[31]).

II. Das kleine Lager ist der Lagerplatz einer cohors peditata miliaria[32]). An den Kreuzungspunkten der beiden Lagerstrassen liegen auch hier die principia. An der nordöstlichen Ecke ist die schola (b) mit ganz besonders sorgfältiger Steinsetzung wohl erhalten[33]). Ihr gegenüber liegen die deutlichen Reste eines grossen Doppelzeltes (a), das nur der Lagerraum des praefectus cohortis gewesen sein kann. An der anderen Seite der Querstrasse zeichnen sich die Standspuren von Rundzelten ab (c—c^3), die im Innern eine durch eine Steinsetzung gestützte Estrade zeigen. Es werden die Zelte der Centurionen sein und jene Estrade der Standort des Bettes. Die Lagerbeschreibung giebt jedem Centurio der Auxiliarcohorte ein besonderes Zelt; c. 28 *cohors peditata miliaria habet centurias X, tendit papilionibus C, ex eis centuriones singulis*[34]).

---

30) Vgl. die Fahnen S. 70.

31) Denn die alae quingenariae, welche nach der Lagerbeschreibung in den latera praetorii liegen, erhalten nur deshalb dort ihren Platz, weil bei der vom Metator willkürlich angenommenen Zusammensetzung des Heeres sich in den latera praetorii überschüssige und für die alae passende Lagerräume ergeben. Vgl. S. 52 und 58 meiner Ausgabe.

32) In der schwerbeschädigten nördlichen Hälfte — die südliche war durch die vorgelegte Geschützbastion gegen die Wildwässer besser geschützt — fanden wir nur Überreste von Mannschaftszelten. Hier ist allein schon Raum für etwa 50 Zelte. Pferde hatte diese Truppe, wie die Lagerlinien zeigen, sicher nicht besessen. Für eine cohors quingenaria ist das Lager zu gross.

33) Wir haben den Boden der schola aufgegraben, ohne auf irgend welche Reste zu stossen. Die sonst im Lager aufgesammelten Gefässscherben zeigen nach Prof. Schumachers Bestimmung alle die Formen der flavischen Zeit.

34) Ebenso c. 27 von der cohors equitata. Aus der Inschrift C. I. L. III 6760 hatte ich mit Recht geschlossen, wie der Papyrus Eph. ep. VII p. 456 f. bestätigte, dass die Zahl der Decurionen in der cohors equitata quingenaria vier betrug. In

An dieser Ecke sind nicht mehr als vier Centurionenzelte erhalten. Die anstossenden Zelte sind bereits Mannschaftszelte. Die anderen sechs werden an der nordwestlichen Ecke gelegen haben, wo auch der schola gegenüber der Platz für die signa anzunehmen ist[35]). Hier verteilen sich also die principia über alle vier Lagerstrassen. Die viereckigen Soldatenzelte sind in Doppelreihen, *strigae,* geordnet. Die einfache Zeltreihe, das *hemistrigium,* oberhalb des Zeltes des praefectus wird für seine officiales bestimmt gewesen sein. Um den schmalen hinten abgerundeten Mittelgang des Mannschaftszeltes erhebt sich in geringer Höhe eine Estrade, die als Schlafplatz diente. Die einzelnen Schlafstellen sind wieder durch Steinsetzungen geschieden[36]). Jedes Zelt hat Raum für zehn Schlafstellen. Es bestätigt dies meine Auffassung, dass die Lagerbeschreibung die Bequemlichkeit des Schlafraumes nach dem Range der Truppenkörper bemisst und deshalb auf das Zelt der Legionare nur 8 Soldaten rechnet[37]). C. 1 *papilio — tegit homines octo.* Vor den Mannschaftszelten, links seitlich vom Eingang, liegen die jetzt zerfallenen, ursprünglich runden Steinsetzungen der Feuerstellen. Die neun Zelte der vollständig erhaltenen striga entsprechen genau der oben citierten Stelle der Lagerbeschreibung, welche auf die Centurie 9 Mannschaftszelte rechnet. Die Eingänge der beiden Reihen sind einander zugewendet. Dadurch ergiebt sich erst die richtige Verbesserung der verdorbenen Worte der Lagerbeschreibung. Es muss heissen c. 1 *quoniam contrariae tendent, efficitur striga pedum LX.* Die sicheren Thatsachen des Lagers von Maṣada beweisen endgiltig, dass papilio in der Lagerbeschreibung wirklich ein Zelt ist und nicht, wie man auch angenommen hat, eine Rechnungseinheit des Metators. In der südöstlichen Ecke des Lagers ist ein Speisezimmer (e) mit einer inneren und äusseren Feuerstelle ganz besonders gut erhalten. Hier werden die Centurionen ihr Mahl eingenommen haben, die aber wegen der Enge des Raumes, nach Soldatenart, sitzend assen.

---

meinem Commentar zur Lagerbeschreibung glaubte ich wegen der Gesamtzahl der Zelte davon abweichen zu müssen. Aber ich hatte nicht bedacht, dass der praefectus cohortis in der pedatura cohortis seinen Lagerplatz haben muss, ebenso wie der praefectus alae, für den es der Metator ausdrücklich bezeugt: c. 16 *in eo pede praefectus alae pedaturam accipiat.* Maṣada lehrt, dass der praefectus cohortis ein Doppelzelt hat.

35) Das grosse Viereck, das jetzt an dieser Stelle liegt, ist nicht römischen Ursprungs. Denn die begrenzenden Steine sind sichtlich von nomadisierenden Arabern zusammengetragen, als Hürde für die Schafe.

36) Ich habe mich auf der im Plane eingezeichneten Schlafstelle des Zeltes (d) selbst gebettet und gefunden, dass ein miles Romanus hier ganz bequem ruht.

37) Vgl. S. 43. 53 meiner Ausgabe.

Die drei daneben liegenden Zelte werden für die Bedienung bestimmt gewesen sein; denn sie zeigten keine Spur von Schlafstellen. Der südwestlichen Ecke des Lagers sind zwei starkgemauerte, viereckige Räume (f) vorgebaut, die nach ihrer Lage nur Geschützstände gewesen sein können. Denn diese Ecke liegt Maṣada gegenüber und dem Wâdi zunächst, das von hier aus wirksam beschossen werden kann. Der dahinter im Innern gelegene Raum (g) wird als Magazin für die Geschosse, Wurfsteine und Wurflanzen, gedient haben.

Um dieselbe Zeit, wo wir mit der Erforschung römischer Lager in der syrisch-arabischen Wüste beschäftigt waren, ist durch Nachgrabungen auf dem Boden von Lambaesis unsere Kenntnis von den römischen Standlagern wesentlich erweitert worden[38]. Südlich jenes Centralbaues, der mit Unrecht gewöhnlich als praetorium bezeichnet wird[39], sind eine Reihe von Heiligtümern zu Tage getreten[40], die in ihrer Anordnung den Gemächern am inneren Hofe der Limeskastelle entsprechen[41]. Der innere Hof von Lambaesis öffnet sich nach Norden, in der Richtung nach jenem Centralbau hin, von dem er 50 m entfernt ist. An der Südseite des Hofes liegt in der Mitte ein viereckiger Raum; der darunter liegende Keller ist durch eine Stiege zugänglich[42]. Die Absis, welche den Raum und den Keller nach Süden abschliesst, ist nach Besniers sicheren Beobachtungen erst später hinzugefügt worden[43]. Besnier hält diesen Raum für das quaestorium, das später bei jenem Umbau zur Schola der optiones umgestaltet wurde[44]. Meines Erach-

---

38) M. Besnier, *Les scholae des sous-officiers dans le camp Romain de Lambèse* in den *Mélanges d'archéologie et d'histoire publiés par l'École française de Rom* tom. 19 (1899) p. 199—258.

39) Vgl. Taf. III Fig. 3. Schumacher und Hettner haben erkannt, dass dieser Bau der sog. Exerzierhalle der Limeskastelle entspricht Wetsd. Zeitschr. 17 S. 345. Ich selbst bin (Westd. Zeitschr. 14 S. 79) durch Reniers Angaben, dass die Altäre der signiferi dort standen, notwendig irre geführt worden. Denn ich durfte in dem Zusammenhang meiner Untersuchung nicht annehmen, dass jene Steine auf der via principalis gestanden hätten. Besniers Grabungen haben seither gezeigt, dass die Zweifel, die ich gegen Reniers Fundnotizen hegte (a. a. O. S. 80 Anm. 328), nur zu berechtigt waren, so dass auch jene scheinbar so zwingenden Angaben keinen Glauben verdienen.

40) Vgl. Taf. IV.

41) Vgl. Taf. III Fig. 2, der Mittelbau des Kastells von Butzbach nach raet. germ. Limes B Nr. 14.

42) Taf. IV n. 1. Dieser Raum mit seinem Keller ist seit langem bekannt.

43) p. 231.

44) p. 231. 251. Für die Existenz eines Quästoriums in den Standlagern fehlt es schlechterdings an jedem Zeugnis.

tens kann an der Deutung Hettners, der in diesem Raum das Fahnenheiligtum, in dem Keller das aerarium erkannte[45]), überhaupt nicht gezweifelt werden. Denn es liegt für die Bedeutung dieses Raumes in Lambaesis ein inschriftliches Zeugnis vor. In meiner Untersuchung über die Religion des römischen Heeres hatte ich gezeigt, dass das Fahnenheiligtum im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zum Tempel des Mars wurde und dass seit Diokletian neben den Dienst des Mars die Verehrung des Genius castrorum getreten ist[46]). In Lambaesis hatte Renier beide Altäre, den des Mars und den des Genius castrorum, noch an ihrem ursprünglichen Standort gefunden. Aber seine vage Bezeichnung *dans le camp, derrière le praetorium* genügte nicht, die Lokalität genau zu bestimmen. Der Altar des Genius castrorum war seither verschollen, ist jedoch, wenn auch arg beschädigt, im Jahre 1885 beim Aufräumen des sogen. Quaestoriums, d. h. des Fahnenheiligtums, wieder aufgetaucht[47]). In diesem Raume standen auch ursprünglich die Statue des Mars *militiae potens*[48]), der Altar des Silvanus[49]) und der sechsseitige[50]) Marsaltar.

1 = C. I L. VIII 18061 rep. ad praetorium: *Marti Aug(usto) pro salute imp(eratoris) [c]aes(aris) P. [Lici]ni [Valeriani] . . . .*

Die Dedikanten, die auf den Nebenseiten verzeichnet sind, werden die Centurionen der von Valerian wiederhergestellten Legion sein. Links vom Fahnenheiligtum hat sich die schola der equites legionis gefunden[51]). Die Inschrift in der Krümmung der schola lautet[52]):

---

45) Westd. Zeitschr. 17 S. 345.

46) Westd. Zeitschr. 14 S. 35 und 114.

47) An der Identität beider Altäre ist nicht zu zweifeln. Besnier p. 247: „elle a été martelée et presque entièrement effacée. On l'a retrouvée à ce qu'il semble, en 1885, en deblayent l'ancien Quaestorium; elle était restée inédite; il est impossible de dire quelle devait être primitivement sa place“: *Genio castrorum leg(ionis) III Aug(ustae) pro salute [et incolu]mitate d(ominorum) n(ostrorum) Valer(ii) Diocletiani et Maximiani* . . . . . Jeder Sachkundige sieht, dass die Lesung Besniers *Valer(ii)* unmöglich, die De la Mare's *imp(eratorum)*, wie auf dem gleichlautenden Mars-Altar, notwendig ist. Dagegen sichert Besniers Lesung meine Ergänzung der eradierten Kaisernamen auf Diocletian und Maximian.

48) Westd. Zeitschr. 14 S. 34 n. 48.

49) Westd. Zeitschr. 14 S. 80 n. 171.

50) Dieselbe eigentümliche Form hat der Minerva-Altar (vgl. unten S. 151), der wegen seiner dürftigen Inschrift gewiss erst der Zeit der restituierten Legion angehört.

51) Taf. IV n. 2.

52) Besnier p. 235.

2 = *Imp(eratori) Caes(ari) M(arco) Aur(elio) Seve[ro Alexandro] inv[icto pio Au]g(usto) pont(ifici) max(imo) p(atri) p(atriae) pro(consuli) divi m(a)g(ni) Anto(nini) [f(ilio)] div(i) Pi(i) Sev(eri) [n(epoti)] eq(uites) leg(ionis) III [Aug(ustae) d(evoti) n(umini) m(aiestati)q(ue) eius.*

Bereits früher hatte ich erkannt, dass die linke pila einer schola[53]), welche ein Verzeichnis von milites enthält, wegen der Chargen die sie nennt, dieser schola der equites angehörte. Die Ausgrabungen haben nicht nur die Zugehörigkeit gesichert, sondern auch die zweite pila zu Tage gefördert[54]). Der ausgezeichnete Platz dieser schola, neben dem Fahnenheiligtum[55]), lässt keinen Zweifel darüber, dass ich mit meiner Erklärung, die Legionsreiterei bilde die Stabskavallerie des legatus legionis, das Richtige getroffen habe. Auch meine Ansicht, dass diese Gebäude tempelartig waren und die Nische, d. h. die schola nur die Rückwand bildete[56]), haben die Ausgrabungen bestätigt. Über dem Eingang in den Raum befand sich in allen Fällen auf einem Epistylbalken die Bauinschrift, aus welcher die Bestimmung der Kapelle erhellte. Die Bauinschrift der equites legionis ist erhalten[57]); ebenso die des anstossenden Raumes, der einst die schola des Officiums des tribunus laticlavius enthielt[58]). Denn in diesem Raume[59]) hat sich der Altar gefunden[60]):

3 = *Genio tribunicial(i) Q. Flavius Balbus trib(unus) lat(iclavius) mil(itum) leg(ionis) III Aug(ustae) (piae) v(indicis).*

Der allgemeine Ausdruck Genius tribunicialis zeigt, dass auch die beneficiarii der anderen tribuni hier die Stätte ihrer Kaiserverehrung[61]) fanden.

---

53) Westd. Zeitschr. 14 S. 88 n. 189.

54) Besnier p. 236. Die zweite pila enthält 52 Namen. D. h. im Ganzen zählten die equites legionis über 100 Mann. Es bestätigt dies wieder meine Ansicht über die Stärke der Legionsreiterei und die Gliederung in drei turmae.

55) Dass die scholae nach dem Range der principales geordnet waren, hatte ich bereits aus den Fundangaben über die in Carnuntum ausgegrabenen Reste erschlossen. Westd. Zeitschr. 14 S. 81 Anm. 333.

56) Westd. Zeitschr. 14 S. 90.

57) Westd. Zeitschr. 14 S. 87 n. 185.

58) Westd. Zeitschr. 14 S. 84 n. 178.

59) Taf. IV n. 3.

60) Besnier p. 238.

61) Westd. Zeitschr. 14 S. 84 n. 179.

In dem Raume zur Rechten des Fahnenheiligtums[62]) fand sich bei der Ausgrabung nur mehr ein sechsseitiger Altar vor mit der Inschrift[63])

4 = *Minervae Aug(ustae) sacrum.*

Bei der Bedeutung des Minervakultes in der Religion des Heeres[64]) genügt auch dieses Zeugnis, um zu erkennen, dass dieser Raum, der den vornehmsten Platz einnimmt, für das ranghöchste Officium, das Officium cornicularioru m des Statthalters[65]), bestimmt war. Ein Denkmal, das notwendig in diesem Raume gestanden hat, zählt die principales des Officiums namentlich auf[66]).

Der anstossende Raum[67]) ist gänzlich leer gefunden worden. Und doch lässt sich die Bestimmung dieses Raumes noch durch folgende Combination feststellen. Die vier Räume rechts und links vom Fahnenheiligtum sind als eine besondere Gruppe im Bauplan dadurch hervorgehoben, dass rechts und links von den äusseren Räumen ein Gang ins Freie führt, der sie von den Räumen der tabularia[68]) scheidet. Nach der Rangordnung des Heeres muss man demnach für diesen Raum ein collegium von principales ansetzen, das an Rang über dem officium des tribunus laticlavius steht, dem der entsprechende Raum links gehört, und unter dem officium cornicularioru m, das den ersten Raum rechts vom Fahnenheiligtum einnimmt. In einem Legionslager, in welchem die Statthalterschaft, anders als in Lambaesis, nicht mit dem Legionskommando vereinigt ist, war das der Platz für das officium des legatus legionis. In meiner Untersuchung über die Religion des röm. Heeres habe ich bereits gezeigt, dass in Lambaesis die Überreste einer schola gefunden wurden[69]), deren principales dem officium des legatus legionis entsprechen.

5 = *D(ominis) n(ostris) (tribus) Au]g(ustis) Arab(icis) Adi[ab(enicis) Parth(icis) max(imis) pro inc]olumitate domu[s divinae scholam cum im]aginib(us) sacris fece[r(unt) et ob eam sollemnitatem*

62) Taf. IV n. 11.
63) Besnier p. 243.
64) Westd. Zeitschr. 14 S. 29 f.
65) Westd. Zeitschr. 14 S. 80 f. und S. 32 n. 43.
66) Westd. Zeitschr. 14 S. 80 n. 173.
67) Taf. IV n. 12.
68) Vgl. unten S. 152.
69) Westd. Zeitschr. 14 S. 83 n. 177. Meine Ergänzungen sind durch die neu entdeckte Tabularium-Inschrift (vgl. unt. S. 152 n. 6) bestätigt worden. Auch dort zahlen dieselben Officialen den austretenden Collegen ein Abstandsgeld.

d]ec(reverunt) ut duplis stipend[iis suis arca fiat regressi] de ex-p(editione) fel(icissima) Mesopot[amica mil(ites duplarii l]eg(ionis) III Aug(ustae p(iae) v(indicis), quoru[m nomina s]ubiecta sunt . . . . L.] Aemilius Cattianus cor(nicularii) L. . . . . b(ene)f(iciarii) pra]ef(ecti) T. Flavius Surus actar[ius . . . . [secundum] legem scholae [collegis] prioribus denarios c(entum) quaestor [adumerabit].

Diese schola stand demnach in dem zweiten Raume rechts vom Fahnenheiligtum. Zwei neue Funde gestatten die eigentümliche Art, wie der praefectus legionis in Lambaesis zum Teile die Functionen des legatus legionis übernommen hat, schärfer zu präzisieren. In dem Raume links von dem Gange nach der schola des Officium des tribunus laticlavius[70]) stand folgende Inschrift[71]):

6 = *Tabularium legionis cum imaginibus domus divinae ex largissimis stipendi(i)s et liberalitatibus quae in eos conferunt fecerunt L. Aemilius Cattianus cornicular(ius) et T. Flavius Surus actarius*[72]); *item librari(i) et exacti leg(ionis) III Aug(ustae) p(iae) v(indicis) q(uorum) n(omina) subiecta sunt.*

Ob quam sollemnitatem decretum est si qui in locum corniculari(i) legionis vel actari(i) missi emeriti substitutus fuerit dat ei in cuius locum substitutus est anulari(i) nomine denarios milia; et si qui ex eodem collegio honestam missionem missus fuerit, accipiat a collegis anulari(i) nomine denarios DCCC; item si qui ex collegis profecerit accipiat denarios D.

Diese Inschrift lehrt uns die merkwürdige Thatsache, dass in der Legion ausser dem tabularium principis noch ein zweites tabularium bestand. Hier liegt eine Einrichtung vor, die für alle Legionen des Heeres gilt. Denn der Minerva-Altar dieses tabularium hat sich im Lager der legio II Parthica gefunden.

7 = C. I. L. XIV 2255 . . . *Imp(eratoris) Caes(aris) L(ucii) Sept(imii) Sever(i) Pii Pert(inacis) Aug(usti) et Imp(eratoris)*

---

70) Taf. IV n. 5.

71) Besnier p. 239.

72) Wie diese beiden Chargen dem Collegium des tabularium und dem Collegium der Officialen des praefectus legionis (S. 151 n. 5) zu gleicher Zeit angehören, so stehen die optiones cohortes primae sowohl in dem Collegium der optiones als auch unter den Chargen des tabularium principis. Vergl. Westd. Zeitschr. 14 S. 85 n. 180 und S. 102 n. 210.

Caes(aris) M(arci) Aurel(ii) Ant(onini) p(ii) f(elicis) Aug(usti) Parth(ici) max(imi) Britann(ici) max(imi)] p(atris) p(atriae) et Juliae Aug(ustae) mat(ris) Aug(usti) n(ostri) et senat(us) et patriae et castr(orum) Minerv(ae) Aug(ustae) sacr(um) Dasimius Firmin(us) corn(icularius) leg(ionis) et Aur(elius) Victorin(us) actar(ius) leg(ionis) cum imm(unibus) libr(ariis) et exactis v(otum) m(eritae) p(osuerunt).

Die in beiden Inschriften genannte Charge des actarius ist nur bei dem legatus legionis nachzuweisen[73]), und es liegt in der Sache selbst, dass das tabularium legionis von den Officialen des legatus legionis verwaltet wurde. Wie die Inschrift jener schola (Nr. 5) lehrt, sind diese Officialen in Lambaesis dem praefectus legionis zugeteilt; denn andere Officialen des praefectus legionis gehören dem Collegium ebenfalls an. Trotzdem besteht das eigene Officium des praefectus daneben fort[74]).

8 = *Scholam suam cu]m imaginibus [domus divinae ex larg]issimis stipendiis [et liberalita]tib(us) quae in eos conferunt [fecerunt o]fficiales Aeli Saturnini [p]raef(ecti) leg(ionis) III Aug(ustae) p(iae) v(indicis) [M. Ba]ebius Speratus cornicul(arius) [item librarii quor]um nomina subiecta sunt. [Ob quam sollemnit]atem decreverunt anulari(i) n(omine) veteranis suis [et iis quicumque pr]oficiunt singulis corniculario sestertiorum IIII m(ilia) n(ummum) [nulla dila]tione facta numerari et libraris [sestertium . . . m(ilia) n(ummum).*

Aus dem Officium des praefectus legionis fehlen hier die oft bezeugten beneficiarii; eben diese principales sind aber nach dem Zusammenhang in der Inschrift Nr. 5 zu ergänzen. Man erkennt daraus, dass in Lambaesis das Officium des praefectus legionis aus zwei Teilen besteht. Das eine Collegium ist jenes, welches sonst das Officium des legatus legionis bildet Nr. 5, das andere ist das normale des praefectus legionis Nr. 8, nur dass seine beneficiarii an Stelle der beneficiarii des legatus legionis in das erste Collegium übertreten.

Über die Lage der übrigen scholae haben die Ausgrabungen nichts gelehrt; nur kann man aus der baulichen Anordnung der Räume, die durchaus symmetrisch ist, entnehmen, dass dem tabularium legionis auf der linken Seite, das tabularium principis auf der rechten entsprach.

---

73) C. I. L. III Suppl. 7753.

74) Besnier p. 249.

Doch lässt sich auf Grund der Organisation des Heeres die Anordnung der übrigen scholae in den Seitenflügeln des inneren Hofes mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen.

Die principales der Legion zerfallen in drei durch das Avancement scharf geschiedene Gruppen.

1. Die principales der Stäbe. Ihre scholae sind oben zu beiden Seiten des Fahnenheiligtums nachgewiesen.

2. Die für die Gefechtsleitung bestimmten principales und solche, die ihnen nach der dienstlichen Verwendung nahe stehen [75]), a) aquilifer, imaginiferi, signiferi, optiones, tesserarii, b) die aeneatores: tubicines, cornicines, bucinatores, c) armaturae, armorum custodes [76]).

3. Die niederen Verwaltungschargen, die sich über den Rang von immunes nicht erheben [77]), a) mensores, b) das Spitalpersonal und eine Reihe anderer, deren scholae noch nicht nachgewiesen sind [78]).

Die principales der letzten Gruppe bilden auch darin eine Einheit, dass sie dem praefectus castrorum [79]) unterstehen. Vegetius sagt von ihm 2, 10 *praeterea aegri contubernales et medici, a quibus curabantur, expensae etiam ad eius industriam pertinebant. Vehicula, sagmarii nec non etiam ferramenta, quibus materies secatur vel caeditur, quibusque aperiuuntur fossae, contexitur vallum* [80]) *aquaeductus item ligna vel stramina, arietes, onagri ballistae ceteraque genera tormentorum ne deessent aliquando procurabat.*

Sehr wichtig ist die Bemerkung, dass das Rechnungeschäft dem

---

75) Westd. Zeitschr. 14 S. 84 ff. Der schola der armorum custodes gehört wahrscheinlich das Bruchstück an C. I. L. VIII n. 2556. Denn der v. 12 genannte C. Iulius Martialis ist wahrscheinlich identisch mit dem gleichnamigen armorum custos n. 2908. 2909. Es stimmt dazu die Höhe des anularium von 500 Denaren, derselbe Betrag wie bei den cornicines. Denn die armorum custodes und die cornicines sind ungefähr gleichen Ranges. Vgl. C. I. L. VIII 2564 in der nach dem Range geordneten Liste der duplarii und C. I. L. III Suppl. 10476.

76) Von diesen principales kann es zweifelhaft sein, ob sie nicht besser zur dritten Gruppe gerechnet werden, weil die oberste Leitung ihres Dienstes wahrscheinlich dem praefectus legionis zusteht.

77) Westd. Zeitschr. 14 S. 86. Alle zählt Tarrutenius Paternus zu den immunes Dig. 50, 6, 7.

78) optio fabricae C. I. L. III Suppl. 8202 und die ganz dunkeln, wie polio, marsus C. I. L. VIII 2564 und Dig. 50, 6, 7.

79) Bekanntlich heisst dieser Offizier seit Septimius Severus immer praefectus legionis (Marquardt, Staatsv. II² S. 459 und Westd. Zeitschr. 14 S. 83).

80) Diese Dienste versehen viele der immunes, welche Tarrutenius Paternus aufzählt Dig. 50, 6, 7.

praefectus castrorum, d. h. dem höchsten Offizier von Ritterrang anvertraut ist[81]). Vegetius' Worte werden bestätigt durch die Inschrift

C. I. L. III 1099 *pro sal(ute) Aug(ustorum) Mart(i) conser(vatori) P. Ael(ius) Rufinus [a]diutor off(icii) r(ationum) vovit, cornic(u-larius) praef(ecti) kast(rorum) leg(ionis) XIII g(eminae) v(otum) l(ibens) p(osuit).*

Der Mann hat in jenem Officium gedient, dessen schola in Lambaesis erhalten ist Nr. 8.

Von den drei Gruppen der principales steht die zweite an Rang über der dritten. Deshalb darf man annehmen, dass die scholae der zweiten Gruppe an der ehrenvolleren rechten Seite, die der dritten Gruppe an der linken Seite des inneren Hofes lagen.

Die scholae in den Diensträumen der Standlager sind, wie die scholae der Lager zu Masada zeigen, der Form nach den scholae der Marschlager nachgebildet[82]). Daraus erklärt sich erst, dass in Lambaesis vor die Absis des einzelnen Raumes noch einmal eine schola, also eine zweite Absis gesetzt ist[83]). Gegen alles tectonische Gefühl haben die Römer nach ihrer Art die überlieferte Form starr festgehalten.

Die fortschreitende Erforschung der Kastelle am obergermanisch-rätischen Limes hat in diesen Jahren unsere Kenntnis auch dieser Standlager wesentlich erweitert. In seiner sachkundigen Zusammenfassung hat Hettner schon vor dem Bekanntwerden der neuen Ausgrabungen in Lambaesis erkannt, dass in den Limeskastellen, wie das tabularium, so auch die scholae an dem inneren Hofe lagen[84]).

Trotzdem bleiben die Folgerungen, welche ich aus der dreifachen Gliederung der Räume vor dem Fahnenheiligtum erschlossen habe, zu Recht bestehen[85]). Auch nach der Verlegung der scholae in den inneren Hof mussten sich bei feierlichen Culthandlungen die Oberoffiziere und centuriones im inneren Hofe, die principales in dem äusseren[86]), die

---

81) Vgl. auch Mommsen Staatsr. II³ S. 848 und Westd. Zeitschr. 14 S. 15.

82) Taf. V.

83) Taf. IV n. 2. Vgl. auch n. 5 und 7.

84) Westd. Zeitschr. 17 S. 346.

85) Westd. Zeitschr. 14 S. 80

86) Denn im inneren Hofe finden die principales, wegen ihrer grossen Zahl, keinen Platz. Überdies ist dieser Hof mit Anathemen besetzt. Es ist bezeichnend für den ganz verschiedenen Geist des occidentalischen Heeres auch unter der orientalischen Dynastie, dass diese Anatheme in Mainz dem Adler zu Ehren (honori aquilae) gesetzt sind; s. Westd. Zeitschr. 14 S. 14 u. Körber cat. (1897) n. 18. In Lam-

milites gregarii auf der via principalis versammeln. Schon die Thatsache, dass Septimius Severus die Heiligtümer der Lager umgebaut hat [87]), legt die Vermutung nahe, dass dieser Kaiser, der die Offiziere bis zu den Generalen hinauf auf die Stufe der gregarii herabdrückte, die scholae in den inneren Hof verlegt hat. Unter seinem Einfluss sind die scholae aus Diensträumen durch das Überwuchern des Kaisercultes zu Kapellen geworden und hatten damit logisch ihren Platz neben dem Fahnenheiligtum.

Die Ruinen des Lagers von Leǧǧun [88]) in der provincia Arabia geben den direkten Beweis, dass die Verlegung der scholae in den inneren Hof eine spätere Neuerung ist. Die Untersuchung dieses Lagers bot besondere Schwierigkeiten, weil der Wasserreichtum der Oase seit Jahrhunderten einen üppigen Graswuchs erzeugt hat, der die Ruine allmählich mit einer hohen Schicht von Humus überzogen hat. Überdies sind die Innenbauten des Lagers wahrscheinlich in diokletianischer Zeit vollständig umgestaltet worden [89]). Trotzdem erkennt man eine Porticus an der via principalis, dahinter einen grossen Hof, den rückwärts drei grosse Gemächer abschliessen. Das mittlere dieser Gemächer hatte links ein Seitengemach. Dieses mittlere Gemach ist auch im Lager von Odruh erhalten [90]). Es ist deutlich ein tempelartiger Raum, den eine halbkreisförmige Absis abschliesst; rechts von ihr liegt ein Zimmer, links der Zugang zur Treppe, die in das aerarium führte [91]). Dieselbe Form wird auch das mittlere Gemach in Leǧǧun gehabt haben. Links von dem linken Gemach liegen drei scholae unmittelbar neben einander. Es ist völlig deutlich, dass diese scholae erst später hinzugefügt wurden. Denn sie sitzen auf einer Linie auf, welche in der Verlängerung der Umfassungsmauer des äussseren Hofes liegt und springen über die Ausgänge vor, die, wie in Lambaesis und den Limeskastellen, zwischen

baesis dagegen sind hier nur die Kaiserstatuen gefunden worden. Denn auch die Statuen, die die Veteranen bei ihrer Entlassung errichteten, standen dort (Besnier p. 254). Dies bestätigt nur meine Auffassung der Schrift de corona. Vgl. Westd. Zeitschr. 14 S. 13 Anm. 58 und S. 95.

87) Auch die Mainzer Bauinschrift ist jetzt gefunden Körber cat. (1897) n. 24.

88) Vgl. über die Lage und den antiken Namen dieses Ortes Festschrift für Kiepert S. 85 ff.

89) Der Hauptbau in der Mitte, der hier auf Taf. VI Fig. 1 wiedergegeben ist, wurde davon am wenigsten betroffen.

90) Vgl. Taf. VI Fig. 2. Die Lager von Leǧǧun und Odruh sind nach einem identischen Plane gebaut.

91) Das Gebäude liegt genau in der Mittellinie des Lagers und die Rückwand ist von der porta decumana 47 m entfernt.

dem äusseren und inneren Hofe ins Freie führen. Auch die Enge des Raumes beweist einen späten Anbau; es ist kaum Platz sich vor den scholae zu bewegen. Dadurch gewinnt die Beobachtung Besniers[92]), dass die Absis des Fahnenheiligtums in Lambaesis eine spätere Zuthat ist, erst ihre volle Bedeutung. Man hat sie angelegt, als man die vier Absiden der scholae neu baute, um so eine Übereinstimmung in dem äusseren Anblick der Räume zu erzielen.

Allgemein hält man diesen Mittelbau der Standlager für das Prätorium, weil genau an jener Stelle das Prätorium der Marschlager liegt. Und doch ist nie der geringste Beweis für diese Benennung erbracht worden. Im Gegenteil gerade die letzten Ausgrabungen in Lambaesis zeigen wieder deutlich, dass diese Benennung falsch sein muss. Denn dort, sowie auch in den anderen Lagern, ist an dieser Stelle nie eine Spur gefunden worden, die auf das Prätorium selbst hinweist[93]). Es fehlt auch in diesen Mittelbauten ganz an Räumen, die als die Amtswohnung des Commandanten aufgefasst werden könnten. Denn auch die beiden länglichen Hallen, die in den Limeskastellen die Seiten des inneren Hofes begrenzen, sind sicher als Magazine gedeutet. Dass die rechte Halle das armamentarium war, geht am deutlichsten hervor aus den Fundumständen in Niederbieber. Hoffmann sagt bei Dorow[94]): „an dieses Zimmer[95]) stösst ein grosser Saal, wohl dem Mars geheiligt, dessen Statue von Bronce darin aufgestellt gewesen sein mag,

92) Vgl. oben S. 148.

93) Mit Sicherheit lässt sich dies erst sagen, seitdem der innere Hof in Lambaesis aufgedeckt wurde. Die Altäre der Oberoffiziere, die ich früher, in dieser falschen Vorstellung befangen, auf das Fahnenheiligtum bezogen habe, gehören daher vielmehr dem wirklichen Prätorium an. Die Resultate meiner Arbeit über die Religion des römischen Heeres werden dadurch nicht berührt, weil auch in praetorio die Heeresreligion galt. Manche Erscheinungen der Heeresreligion werden allerdings jetzt besser verständlich.

94) Denkmale 2 S. 55 f.

95) Gemeint ist der Raum neben dem tabularium in der rechten hinteren Ecke. Von diesem sagt Hoffmann: „Neben diesem (dem tabularium) liegt nun in dieser rechten der porta principalis dextra zugekehrten Seite“ (Hoffmann hielt die Rückseite für die Front) „ein kleineres Gemach, worin ich eine Menge zu Schränken, Kisten und Kasten gehörendes Eisenwerk, als Schlüssel, Schlösser, Überwürfe zu Verhängschlössern — Gewerbe zu grösseren Thüren von Schränken und viele Gewerbe (Charniere) zu kleineren Thüren, wohl zu Abteilungen in jenen Schränken gehörend, gefunden habe.“ D. h. Hoffmann hat hier thatsächlich die Überreste der Archivschränke gefunden. Auch in Lambaesis ist der Raum neben dem tabularium legionis das Archivzimmer. Die viereckigen Untermauerungen sind keine Zimmer, sondern wie in den alae der Häuser zu Pompei die Stützen der Schränke.

zu welcher der schön gearbeitete kolossale Priapus wohl gehörte[96]), der daselbst nebst einer Inschrift in Tuffstein[97]) gefunden worden. Hier liegen Stücke von eisernen Harnischen, Panzerhemden, Waffen verschiedener Art umher." Ob die entsprechende Halle auf der linken Seite ebenfalls ein armamentarium war, oder, was mir wahrscheinlicher ist, ein anderes Magazin[98]), wage ich nicht zu entscheiden. Die richtige Bezeichnung des Gebäudekomplexes ist erhalten in der Inschrift[99]):

> C. I. L. VII 446: *Imp(erator) Caesar M. Antonius Gordianus p(ius) f(elix) Aug(ustus) principia et armamentaria conlapsa restituit per Maecelium Fuscum leg(atum) Aug(usti) pr(o) pr(aetore) curante M. Aur(elio) Quirino pr(aefecto) coh(ortis) L(ingonum) G(ordianae).*

Damit steht in bester Übereinstimmung, was die Schriftsteller über die Lage der principia in den Standlagern lehren. Anders als in den Marschlagern[100]), werden in den Standlagern praetorium und principia nie in Verbindung gebracht. Der einzige Raum, der im engsten Zusammenhang mit den principia erwähnt wird, ist das Fahnenheiligtum. Tacitus, hist. 3, 12 (Der Abfall der Flotte von Ravenna vollzieht sich): *Nox proditioni electa, ut ceteris ignaris, soli in principia defectores coirent . . . . . trierarchi magno tumultu Vitelli imagines invadunt*[101]) Von den im Fahnenheiligtum aufgestellten statuae wird „inter signa" und „inter principia" als gleichwertig gebraucht[102]). Bei der Erhebung des Otho zum Kaiser bedient sich Sueton Otho 6 des Ausdrucks „devenire ad principia", während Tacitus, hist. 1, 36 in demselben Zusammenhange vom Fahnenheiligtum spricht[103]). Dass die principia an einer Lagerstrasse lagen und nicht auf derselben zeigt Sueton Otho 1: *ausus*

96) Er war wohl in dem Zimmer aufgehängt, um die römischen Waffen gegen bösen Zauber zu schützen.

97) Brambach n. 691.

98) Hierauf möchte ich die Inschrift aus Niederbieber, deren Fundort unbekannt ist, beziehen Brambach n. 694. Es mögen die Räume für Kleider, Schuhe u. dgl. gewesen sein.

99) Hettner (Westd. Zeitschr. 17 S. 347) hat die principia auf die sogenannte Exercierhalle, d. h. den Hof Gemeinen, der über der via principalis errichtet ist, bezogen und ist damit der Wahrheit sehr nahe gekommen. Denn die beiden Höfe, an welchen die Gebäude liegen, sind nur eine Erweiterung dieses Teils der Lagerstrasse, an dem vom Marschlager her der Name principia haftete. Vgl. auch Anm. 111.

100) Vgl. oben S. 145.

101) Vgl. oben Anm. 30.

102) Westd. Zeitschr. 14 S. 10.

103) Westd. Zeitschr. 14 S. 10.

milites quosdam . . . capite punire, et quidem ante principia se coram[104]). Und ebenso kann sich die bekannte Skandalgeschichte Tacitus histor. 1, 48 nicht auf einer Strasse, sondern doch nur in einem geschlossenen Raume zugetragen haben[105]): *prima militia informis, legatum Calvisium Sabinum habuerat: cuius uxor, mala cupidine visendi situm castrorum, per noctem militari habitu ingressa, cum vigilias et cetera militiae munia eadem lascivia temerasset, in ipsis principiis stuprum ausa.*

Bei dieser Auffassung der principia als des Gebäudes an und auf der via principalis mit seinen drei Höfen werden erst die Angaben des Pariser Papyrus ganz verständlich, den Wilcken vortrefflich ergänzt und erläutert hat[106]).

8 δ̄ ἱερᾶς οὔσης ὑπὲρ γενεθλίων (?)] Αὐτοκράτορος Μάρκου Αὐρ[η-λίου Σεουήρου Ἀλεξάνδρου Εὐσ]εβοῦς Εὐτυχοῦς Σεβαστοῦ .[. . . . [1. Oct.] 232.

9 [c. 20 Buchst.[107]) τριβού]νῳ τῆς ἐν Σοήνῃ σπείρης κα[ὶ c. 15 Buchstaben[108]) καὶ τῷ βεν]εφικαρίῳ[109]) καὶ τοῖς ἐνάρχοις[110] [. . . . .

10 [c. 16 Buchst.[111]) ἐν τοῖς πριγ]κιπίοις καὶ ἐν τῷ Καισαρείῳ [c. 24 Buchst.] νέσι πᾶσι, ἔνθα τῶν συνη[θῶν ἱερουργιῶν (?)]

11 γενομένων ὁ στρατηγὸς ἔστεψεν (?)] τὸν κύριον ἡμῶν Αὐτο[κράτορα Καίσαρα Μᾶρκον Αὐρ]ήλιον Σε[ο]υῆρ[ον]

12 [Εὐτυχῆ Σεβαστὸν καὶ Ἰουλίαν Μ]αμαίαν τὴν κυρίαν ἡμῶ[ν Σε-βαστὴν μητέρα Σεβαστοῦ] καὶ τῶν ἱερῶν στρατοπέδ[ων . , .

---

104) Im Marschlager heisst es dagegen in principiis. Vgl. oben Anm. 28.

105) Ebenso Plutarch Galba 12, wo allein der griechische Name ἀρχεῖα erhalten ist. Auch Quintil. decl. 3 bezieht sich auf diese Geschichte.

106) Philologus 53 (1894) p. 83.

107) Zu ergänzen ist ὁ στρατηγὸς σὺν, es folgt der Name des Tribunen.

108) Hier fehlen die Centurionen der Cohors I Flavia Cilicum equitata, die seit Pius allein die Besatzung von Syene bildete C. I. L. III 6025 und unten Anm. 115, also καὶ τοῖς ἑκατοντάρχοις.

109) Es ist der beneficiarius praefecti Aegypti, miles legionis II Traianae, der als Intendanzoffizier der Cohors beigegeben war. Vgl. Westd. Zeitschr. 14. S. 99.

110) In diesem Zusammenhang können nur die principales gemeint sein, also die decuriones u. s. w. Der decurio alae steht über dem beneficiarius des Statthalters. Westd. Zeitschr. 14. S. 21 n. 17. Aber es ist eine Degradation, vom decurio alae zum decurio cohortis herabgesetzt zu werden. Eph. epigr. 7 p. 458 v. 25 f. *reiectus ab ala I Thrac(um) Maureretana* (vgl. Cichorius in Pauly-Wissowa I S. 1264) *ad virgam cohortis dec(urio) (unus)*. Vgl. Mommsen p. 465.

111) Es fehlen hier die gregarii, also καὶ τοῖς στρατιώταις. Denn bei der Stellung der milites unter der orientalischen Dynastie waren sie gewiss erwähnt. Vgl. auch Anm. 99. Vielleicht ist die sog. Exercierhalle eine Neuerung des Septimius Severus.

13 [c. 25 Buchst.] τ]ειμηθέντων τε τῶν λαμ[προτάτων ἐπάρχων τοῦ ἱε]ρωτάτου πραιτωρίου καὶ το[ῦ λαμπροτάτου]

14 [ἡγεμόνος Μηουίου Ὀνωρατιανοῦ] καὶ τειμηθέντων τῶν κ[ρατίστων Μαξιμίνου καὶ υἱο]ῦ Μαξίμου πρὸς ταῖς ἐπισκε [. . . . .[112])

15 [c. 25 Buchst. ου[113]) παρέτυχεν τῇ ἀγομένῃ [κωμασίᾳ . . . . . καὶ ἐν τῷ Καισ]αρείῳ εὐωχήθη τῶν ἐν[114]) . . . .

16 [c. 25 Buchst. 2 H.] Ἀν]έγνων

In diesem Protokoll des Strategen beleben sich die todten Räume der principia auf wunderbare Weise. Das nach den principia genannte Caesareum ist der Tempel, wo die Statuen der severischen Dynastie und die Ahnengallerie aufgestellt waren[115]). Wo es lag, zeigt das Lager der Vigiles in Ostia[116]). Hier ist das Caesareum an der Rückseite des inneren Hofes der principia erhalten, an der Stelle, wo das Fahnenheiligtum stehen sollte. Auch im Pratorianerlager war unter Caracalla das Fahnenheiligtum zum Caesareum geworden.

C. I. L. IX 1609 (ein Prätorianer sagt in seiner Grabschrift:) *Lae]to et Ceriale co(n)s(ulibus)* — a. 215 — *[factus custos?*[117]) *ab im-] p(eratore) Antonino aedis sa[crae* . . .

Diese Zeugnisse beweisen die völlige Verdrängung der Fahnenreligion durch den Kaisercult. Im Westen hatte Mamaea einlenken müssen[118]); aber der Papyrus lehrt, dass in Ägypten der dem Lande eigentümliche Herrschercult ausschliesslich in Geltung blieb[119]). Die

112) Ich vermute, dass die Truppenschau hier erwähnt war, also ἐπισκέ-[ψεσι· Der Plural ist berechtigt, weil die Infanterie und Kavallerie jede für sich paradiert. Vgl. Hadrians Armeebefehl C. I. L. VIII 18042.

113) Ich vermute ἔπειτα ὁ στρατηγὸς μετὰ τοῦ τριβούν]ου. Denn die κωμασία wird von den milites gehalten. Vgl. Anm. 128.

114) Da die scholae neben dem καισαρεῖον liegen und selbst nur kleinere καισαρεῖα sind, so glaube ich, dass die principales an dem Festmahle teilnahmen und ergänze τῶν ἐν[άρχων μετασχόντων τοῦ δείπνου.

115) Von der Ahnengallerie dieses Caesareums in Syene sind kürzlich Reste gefunden worden. Cagnat Compte rendu 1896 p. 40. Erhalten sind die Statuenbasen des Traianus, Pius und Marcus. Seit Pius ist es allein die cohors I Flavia Cilicum, welche die Statue setzt.

116) Vgl. Westd. Zeitschr. 14 Taf. I fig. 1.

117) So ergänzt Mommsen. Aber vielleicht ist nach Analogie der Inschrift Westd. Zeitschr. 14 S. 47 n. 87 geradezu *antistes* zu ergänzen.

118) Westd. Zeitschr. 14 S. 61.

119) Auch in Lambaesis wird es nicht anders gewesen sein, da sich dort keine Spur der Fahnenreligion erhalten hat. Vgl. oben Anm. 86.

Festfeier beginnt mit einem Opfer an die dii militares[120]); an die Verteilung des Donativs an die Soldaten[121]) schliesst sich die Verehrung der Herrscher; bezeichnender Weise ist Mamaea dem Sohne völlig gleichgestellt. Die blosse Bekränzung der Statuen scheint mir zu wenig; ich trage kein Bedenken zu vermuten, dass hier direct von der adoratio die Rede war. Hierauf folgt eine contio[122]) mit einer Truppenschau. Während der Parade hatte die Cohorte die Spitzen der Generalität acclamiert[123]). Zuerst werden die praefecti praetorio genannt, die unter einer politischen und militärischen Null, wie Severus Alexander es war, thatsächlich als Veziere das Reich regierten. Dann folgt der praefectus Aegypti, als oberster Befehlshaber des Heeres der Provinz. Der zuletzt erwähnte General kann nur der praefectus legionis II Traianae in Alexandria sein, dessen Sohn nach römischer Sitte in der Legion des Vaters als tribunus militum diente. Wilcken hat sehr fein erkannt, dass hier wahrscheinlich Maximinus Thrax und sein Sohn Maximus gemeint sind. Die Laufbahn des Maximinus ist dunkel genug. Aber die blosse Thatsache, dass er den Kaiserthron gewinnen konnte, zeigt, dass er die höchsten Stufen der Rittercarrière erstiegen haben musste, und dies bezeugt auch Herodian 6. 8, 1 *ἐλθὼν διὰ πάσης τάξεως στρατιωτικῆς, ὡς στρατοπέδων τε ἐπιμέλειαν*[124]) *ἐθνῶν τε ἀρχὰς πιστευθῆναι.* Schon Tillemont[125]) hat mit Recht aus Herodian 7, 8, 4 *Πέρσαι τε οἱ πάλαι Μεσοποταμίαν κατατρέχοντες νῦν ἡσυχάζουσιν, ἀγαπητῶς ἔχοντες τὰ ἑαυτῶν, δόξης τε τῆς ὑμετέρας ἐν τοῖς ὅπλοις ἀρετῆς τε, πείρᾳ τῶν ἐμῶν πράξεων, ἃς ἔγνωσαν ὅτε τῶν ἐπὶ ταῖς ὄχθαις στρατοπέδων ἡγούμην* erschlossen, dass er während des

---

120) Die erhaltenen Reste fügen sich der Ergänzung *ἔθυσε τοῖς θεοῖς, οὖσι* (?) *εὐμε]νέσι πᾶσι.* Der Erfolg des Opfers wird hervorgehoben, das *καλλιερεῖν* oder litare.

121) Die Inschriften der scholae von Lambaesis zeigen, dass der Nerv des Kaisercultes die liberalitates sind; also ist zu ergänzen *τῶν συνη[θῶν δωρεῶν διαδεδομένων.* Vgl. auch Westd. Zeitschr. 14 S. 95 und Rhein. Mus. 53 S. 639.

122) *καὶ προσηγόρευσε τὴν σπεῖρην.* Denn die contio ist eine notwendige Folge der Parade. Vergl. Anm. 112 Hadrians Armeebefehl, der nichts anderes ist als die allocutio einer solchen contio.

123) Wenigstens sehe ich keine andere Form, wie diese Ehrung durch die Truppe erfolgt sein könnte. Der Akt heisst lateinisch laudatio C. I. L. II 2079 honorato] laudatione a numer[is . . .

124) Die Ausgaben schieben hier ein *τῶν* ein. Aber der Artikel darf nicht stehen, weil *ἐθνῶν* den Sinn von provinciarum hat. Über diese Bedeutung des Wortes *ἔθνος* vgl. meinen Aufsatz in der Festschrift für Helbig.

125) 3 p. 220.

Perserkrieges praefectus Mesopotamiae war [126]). Dem entspräche es vollkommen, wenn er im Jahre 232 als praefectus an der Spitze der ägyptischen Legion stand [127]). Auf die contio folgt als Beschluss der Feier ein Festzug mit Festmahl [128]). Es ist ein vollständiges Programm für Kaisers Geburtstag.

Der ganze Text des Papyrus hatte demnach gelautet:

δ̄ ἱερᾶς οὔσης ὑπὲρ γενεθλίων] Αὐτοκράτορος Μάρκου Αὐρ[ηλίου Σεουήρου Ἀλεξάνδρου Εὐσ]εβοῦς Εὐτυχοῦς Σεβαστοῦ [ὁ στρατηγὸς σὺν . . . . τριβού]νῳ τῆς ἐν Σοήνῃ σπείρης κα[ὶ τοῖς ἑκατοντάρχοις καὶ τῷ βεν]ιφικαρίῳ καὶ τοῖς ἐνάρχοις [καὶ τοῖς στρατιώταις ἐν τοῖς πριν]κιπίοις καὶ ἐν τῷ Καισαρείῳ [ἔθυσε τοῖς θεοῖς, οὖσι (?) εὐμε]νέσι πᾶσι, ἔνθα τῶν συνη[θῶν δωρεῶν διαδεδομένων ὁ στρατηγὸς προσεκύνησε] τὸν κύριον ἡμῶν Αὐτο[κράτορα Καίσαρα Μᾶρκον Αὐ]ρήλιον Σε[ο]υῆρ[ον] Ἀλέξαν[δρον Εὐσεβῆ] [Εὐτυχῆ Σεβαστὸν καὶ Ἰουλίαν Μ]αμαίαν τὴν κυρίαν ἡμῶ[ν Σεβαστὴν μητέρα Σεβαστοῦ] καὶ τῶν ἱερῶν στρατοπέδ[ων καὶ προσηγόρευσεν τὴν σπείρην, τ]ειμηθέντων τε τῶν λαμ[προτάτων ἐπάρχων τοῦ ἱε]ρωτάτου πραιτωρίου καὶ το[ῦ λαμπροτάτου ἡγεμόνος Μηουίου Ὀνωρατιανοῦ] καὶ τειμηθέντων τῶν κ[ρατίστων Μαξιμίνου καὶ υἱο]ῦ Μαξίμου πρὸς ταῖς ἐπισκέ[ψεσιν]. [ἔπειτα ὁ στρατηγὸς μετὰ τοῦ τριβούν]ου παρέτυχε τῇ ἀγομένῃ [κωμασίᾳ. ἔπειτα ἐν τῷ Καισ]αρείῳ εὐωχήθη τῶν ἐν[άρχων μετασχόντων τοῦ δείπνου. Ἀν]έγνων.

Das Prätorium selbst liegt normal rechts von den principia zwischen der via principalis und der via sagularis [129]). In Leğğun ist der grosse Speisesaal wohl erhalten; er kehrt seine Rückseite, die von einer Absis gebildet wird, der via principalis zu. An diese Absis ist ein kleines viereckiges Gebäude angelehnt. Nach einer Mitteilung meines Freundes

---

126) Vgl. über dieses Amt Rhein. Museum, 45 S. 209 und 54 S. 158.

127) Der Rang dieses praefectus steht fest aus Dessau n. 1339. 2742. Vgl. auch Wiener Studien 7 p. 287.

128) Selbst das im deutschen Heere übliche Theaterspielen der Mannschaft haben die römischen Soldaten unter der liberalen Herrschaft der Severe geübt: C. I. L. VI 1063. 1064. Der erste Stein ist am Geburtstag des Septimius Severus geweiht. Ähnlich werden bei der *κωμασία* nur die Mannschaften mitgewirkt haben.

129) Eine eingehende Erörterung kann an dieser Stelle nicht gegeben werden. Sehr gut ist das Prätorium im Lager von Neuss erhalten. Vergl. den Plan bei Clemen, Kreis Neuss, 1895 S. 53 und Taf. III. Dort liegt auch eine grosse schola an der via principalis selbst.

Haverfield sind die Altäre des Genius praetorii im Lager zu Vindolana[130]) gerade an dieser Stelle gefunden, ebenfalls hinter der Absis eines Saales. Demnach wird das kleine viereckige Gebäude von Leǧǧun das sacellum des Prätorium sein, und hier werden auch die Altäre der Commandanten gestanden haben[131]).

130) Westd. Zeitschr. 14 S. 100.

131) Vgl. oben Anm. 93.

Eine kaiserliche Brautwerbung in Kopenhagen 1697.

Von

Albert Krieger.

Es ist bekannt, dass in den Jahren 1696 und 1697 längere Zeit der Plan einer Vermählung des ältesten Sohnes Kaiser Leopolds, des späteren Kaisers Joseph I., mit der Tochter König Christians V. von Dänemark, Sophie Hedwig, bestand[1]). Der Prinz, der 1687 die ungarische Königskrone empfangen hatte und seit 1690 auch römischer König war, stand damals im 19. Lebensjahre, die Prinzessin, die schon einmal mit dem Kurprinzen von Sachsen verlobt gewesen, war im August 1677 geboren, also ein Jahr älter. Sie war im lutherischen Glauben aufgewachsen, aber als ein unüberwindliches Hindernis ihrer Vermählung mit dem katholischen Kaisersohne konnte das von Anfang an wenigstens nicht betrachtet werden. Kamen doch auch sonst in jener Zeit Verbindungen von Töchtern aus protestantischen Häusern mit katholischen Fürsten vor, wenn sie allerdings auch nicht gerade häufig waren. Der katholische Herzog von Orleans hatte vorlängst Elisabeth Charlotte, die Tochter des reformierten Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, heimgeführt, und ungefähr zehn Jahre nachdem das Projekt der Vermählung Josephs I. mit der dänischen Königstochter gescheitert war, gewann sein jüngerer Bruder Karl, als Kaiser der VI. des Namens, eine Gemahlin aus dem protestantischen Hause von Braunschweig-Wolfenbüttel. In beiden Fällen ging der Übertritt der Braut zum Katholizismus der Vermählung voraus; so verlangte es die Anschauung der Zeit. Über die Art und Weise wie dieser Übertritt z. B. bei der be-

1) Vgl. Nyt historisk Tidsskrift, udg. af den danske hist. Forening II, 555 ff. (Kjobh. 1848).

rühmten Liselotte von der Pfalz ins Werk gesetzt wurde, sind wir durch die Veröffentlichung des Briefwechsels ihres Vaters mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna aus dem Hause Mantua-Gonzaga, so ziemlich bis in die Einzelheiten unterrichtet[1]).

Auch in unserem Falle trat bald die Frage nach der Konversion der dänischen Prinzessin in den Mittelpunkt der Verhandlungen über ihre Vermählung mit dem römischen König. Von kaiserlicher Seite hatte man mit der Führung derselben den Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz betraut. Er war der Bruder der Kaiserin Eleonore, der Gemahlin Leopolds I.; durch die Besitzungen seines Hauses (Pfalz-Neuburg) im nordwestlichen Deutschland war er von jeher darauf angewiesen gewesen, Beziehungen zu dem dänischen Hofe zu unterhalten. Beides machte ihn geeignet die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, so lange der kaiserliche Hof bei der Ungewissheit des Erfolges Bedenken trug aus seiner Zurückhaltung herauszutreten.

In Kopenhagen zeigte man sich den Anträgen Johann Wilhelms gegenüber anfänglich durchaus geneigt. Der Geheimerat und Oberhofmeister der Königin von Dänemark, ein Herr von Geismar, kam unter dem Vorwande in einem Streite des Kurfürsten mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Bruder der Königin, die dänische Vermittlung anzubieten, nach Düsseldorf, wo Johann Wilhelm Hof hielt. Mit ihm fanden zunächst die Beredungen statt. Bald war die Sache soweit gediehen, dass die Frage nach der Art des Übertritts der Prinzessin zur katholischen Kirche als der einzige Punkt blieb, über den man sich vorerst nicht einigen konnte. Geismar übersandte nach Kopenhagen eine Anzahl Punkte, welche man ihm als die wesentlichsten des katholischen Glaubens bezeichnet hatte; die dänischen Minister ihrerseits liessen durch einen Baron v. Nierendorf, der, wie es scheint, als eine Art von kaiserlichem Vertrauensmann nach Kopenhagen geschickt worden war, dem Kurfürsten ein Glaubensbekenntnis übermitteln, das sie als Grundlage des Übertritts der Prinzessin betrachtet wissen wollten. Dasselbe fand nun freilich die Zustimmung Johann Wilhelms nicht; da indes König Christian V. selbst ihm durch Geismar hatte erklären lassen, er werde „bei erfolgendem glücklichem Success der hohen Allianz mit des römischen Königs Majestät“ einer Unterweisung seiner Tochter im katholischen

---

1) E. Bodemann, Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und des Letzteren mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna (= Publikationen aus den Königl. Preussischen Staatsarchiven, 26. Bd.) S. 441—476.

Glauben, sowie ihrer Konversion nichts in den Weg legen, so entschloss sich der Kurfürst, um einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun, im letzten Monat des Jahres 1696 einen Jesuitenpater aus seiner Umgebung nach Kopenhagen zu schicken, damit derselbe die Prinzessin in der katholischen Religion unterrichte und zum Bekenntnis ihres künftigen Gemahls bekehre. In einer geheimen Instruktion, die demselben mitgegeben wurde, war ihm vorgeschrieben bei der Unterweisung der Prinzessin zwar mit Moderation zu verfahren, damit dieselbe in keiner Weise abgestossen würde, auf der andern Seite aber doch auch nur ein „absolutes“ und ausnahmsloses Bekenntnis derselben anzunehmen. Ausserdem sollte er die Prinzessin „solchergestalt an sich zu ziehen und zu gewinnen sich bemühen“, dass sie ihn demnächst zum Informator und nach erfolgter Vermählung mit dem römischen König zum Beichtvater zu behalten verlangen würde. Die Absicht des Kurfürsten, seine Vermittlerrolle zu benützen, um sich einen Einfluss auf die künftige Kaiserin und damit auf den kaiserlichen Hof zu sichern, ist nicht zu verkennen.

Die Instruktion des Paters — sein Name war Karl v. Pottier —, wie auch das Begleitschreiben für ihn an den König von Dänemark sind vom 19. Dezember 1696 datiert. Seine Abreise verzögerte sich jedoch aus unbekannten Gründen bis in den Januar des folgenden Jahres. Von der Reise aus, vor allem aber aus Kopenhagen selbst, hat er eine Reihe zum Teil höchst interessanter Berichte über seine Erlebnisse und seine Erfolge nach Düsseldorf gesandt, von denen eine grössere Anzahl an Johann Wilhelm selbst gerichtet ist. Sie haben für die folgende Darstellung als Quelle gedient[1]).

Der Pater reiste nicht auf dem geraden Wege nach der dänischen Hauptstadt. Der durch seine Romane und geistlichen Lieder in der Litteraturgeschichte wohlbekannte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte, als er von der geplanten Verbindung der dänischen Prinzessin mit dem deutschen Kaisersohne vernommen, alsbald ein grosses Interesse für deren Zustandekommen gezeigt, auch in Düsseldorf für den Fall, dass sich betreffs der Religion Schwierigkeiten herausstellen sollten, seine Unterstützung anbieten lassen. Dieselbe konnte als die eines protestantischen Fürsten wohl einmal von Wert sein; den Herzog von dem beabsichtigten Schritte zu unterrichten und seinen Rat einzuholen, schien daher geboten und aus diesem Grunde der Umweg

1) Ich habe sie im Grossh. General-Landesarchiv in Karlsruhe benützt.

über Wolfenbüttel gerechtfertigt. Pottier traf am 17. Januar dort ein, nachdem er in Hamm einen unliebsamen anderthalbtägigen Aufenthalt gehabt hatte. Der Postmeister daselbst hatte ihn zurückgehalten, indem er ihm einen Platz im Postwagen oder eine andere baldige Fahrgelegenheit versprach, aus der jedoch nachher trotz Bitten und Drohungen des Paters nichts werden wollte. Der Pater glaubte, dass er es mit einem Kalvinisten zu thun gehabt habe, der aus Hass gegen den Orden Jesu, dessen Kleid Pottier trug, ihm diesen Streich gespielt habe. Als er in Wolfenbüttel ankam, feierte man an dem festfrohen Hoflager des Herzogs nach dem alten Kalender den Dreikönigstag, an welchem, wie der Pater berichtet, die Höflinge aus ihrer Mitte einen König erwählten, dem dann von allen, auch von Serenissimus selbst, die der königlichen Würde gebührenden Ehren erwiesen wurden. Trotz der Verwirrung und des Durcheinanders, das wegen des Festes herrschte, wurde der Pater doch schon dreiviertel Stunden nach seiner Ankunft, nachdem er das Schreiben seines Herrn an den Herzog abgegeben hatte, von diesem empfangen. Anton Ulrich zeigte sich von der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit. Er pries die Vorzüge des Kurfürsten von der Pfalz; seine Bitte zu Gott wäre, dass er denselben noch lange erhalten und ihm einen jungen Prinzen als Erben seiner hohen Gaben und Talente schenken möge [1]). Er zeigte dem Jesuiten seine weltberühmte Gemäldegalerie, in der vor allem die grosse Anzahl der religiösen Gemälde das Interesse des letzteren erregte, ebenso die bedeutende Bibliothek und andere Merkwürdigkeiten des Hofes. Auch trank er mit ihm zusammen Kaffee [2]) und trug überhaupt eine grosse Vertraulichkeit gegen ihn zur Schau, während dieser, wie er seinem kurfürstlichen Gebieter ausdrücklich zu berichten für gut findet, aus Respekt vor einer Persönlichkeit von so hoher Stellung möglichst wenig sprechen zu dürfen glaubte. Mit Bezug auf die Mission seines Gastes äusserte der Herzog, die Sache werde überhaupt keine Schwierigkeiten machen, wenn man nur der Prinzessin zunächst einmal das Abendmahl unter doppelter Gestalt zu-

---

1) Die beiden Söhne Johann Wilhelms von seiner ersten Gemahlin Maria Anna Josepha, der Stiefschwester Kaiser Leopolds, waren bald nach der Geburt gestorben, von seiner zweiten Gemahlin, einer Prinzessin von Toskana (seit 1691) bekam er überhaupt keine Kinder.

2) Der Kaffee kam 1670 nach Deutschland. Noch im Laufe des 17. Jahrhunderts entstanden in mehreren grösseren Städten des Reichs Kaffeehäuser. Bis das neue Getränk aber an allen Höfen und auch in einer grösseren Anzahl von Privathäusern Eingang fand, dauerte es fast bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts.

gestehe; hinterher könne man es damit ja immer noch halten, wie man es für gut finde[1]). Als dagegen der Pater zu verstehen gab, dass an die wirkliche Erfüllung eines solchen Versprechens nie zu denken sei, der Kaiser aber auch die Prinzessin nicht täuschen und von den Dänen sich später vorwerfen lassen wolle, dass er durch Lug und Trug ans Ziel gekommen sei, beruhigte sich der Herzog auch dabei.

Anton Ulrich ist bekanntlich im Jahre 1709 selbst katholisch geworden, nachdem er schon zwei Jahre vorher seine Enkelin Elisabeth Christine, die oben erwähnte spätere Gemahlin Kaiser Karls VI., nach langem Widerstreben dazu vermocht hatte, ihren Glauben abzuschwören und zugleich mit der Hand ihres Gatten den katholischen anzunehmen. In beiden Fällen sind Erwägungen und Berechnungen politischer Natur für den Herzog Ausschlag gebend gewesen; an ein tieferes Bedürfnis des Gemüts, das ihn zum Katholizismus hingeführt hätte, ist nicht zu denken. Auch war sein eigener Übertritt so gut wie von gar keiner Bedeutung für die Gestaltung der religiösen Verhältnisse in den von ihm beherrschten Landen. Trotzdem ist es von Interesse zu sehen, dass schon unser Pater den Eindruck hatte, als neige der Fürst ganz entschieden zur katholischen Kirche hin. Berichtet er doch, derselbe habe einige Punkte des christlichen Glaubens den vornehmsten seiner Theologen zur Begutachtung unterbreitet und deren Entscheidung sei ganz zu Gunsten der katholischen Lehrmeinung ausgefallen. Der Herzog habe ihm das selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt und nur gestattet in Kopenhagen der Prinzessin davon Kenntnis zu geben. Doch glaubte der Pater keinen Vertrauensbruch zu begehen, indem er es sogleich seinem Herrn schrieb. Im übrigen kam es ihm vor, als wünsche Anton Ulrich im Herzen nichts sehnlicher, als dass ganz Dänemark, ja der ganze Norden katholisch würden, eine Wahrnehmung, die den Jesuiten zu den Worten begeisterte: „O, dass ich doch mit meinem Blute eine solche Perle erkaufen könnte, ich würde mich überglücklich schätzen."

Als der Pater am 18. Januar Wolfenbüttel verliess, versehen mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs an seinen Residenten in Kopenhagen, den Baron Imhoff, hatte der kurze Aufenthalt in jener Stadt genügt, ihn mit hohem Mut und der sicheren Hoffnung auf ein vollstän-

---

1) Addidit (scl. dux) rem fore salvam, si promittatur ipsi (scl. filiae regiae) communio sub utraque specie, cuius satis constat dispensationem dari posse, sive postea hoc re ipsa praestetur sive non.

diges Gelingen seines Auftrags zu erfüllen. Der Herzog gab ihm noch verschiedene gute Ratschläge auf die Reise mit, wies ihn an, wie er sich bei seiner Ankunft in der nordischen Hauptstadt verhalten solle, und stellte ihm seinen Rat, ja selbst sein persönliches Eingreifen in Aussicht, wenn nicht alles nach Wunsch gehen sollte. Sein Ordenskleid legte der Pater ab, ehe er Wolfenbüttel verliess. Er reiste fortab als kurfürstlicher Legationsrat und Envoyé, so schrieb es ihm seine Instruction vor. Unerkannt, ohne jemand zu verraten, dass er aus Düsseldorf komme, langte er am 29. Januar in Kopenhagen an.

Sein erster Gang war zu dem Wolfenbüttel'schen Residenten, der ihm in der zuvorkommendsten Weise an die Hand ging und es sich angelegen sein liess, ihn möglichst rasch und gründlich über die ihm noch unbekannten Verhältnisse zu orientieren. Er teilte ihm mit, dass der König und sein Staatsrat einen Religionswechsel der Prinzessin wohl wünschten; diese selbst würde freilich bei ihrer genauen Kenntnis der heiligen Schrift Mühe haben sich zu überzeugen, dass das Abendmahl unter einer Gestalt genüge, während doch die Einsetzungsworte klar genug das Gegenteil ausdrückten. Diese Eröffnung konnte die Hoffnung des Paters auf einen glücklichen Ausgang nicht wankend machen; er mochte vielmehr denken, dass je schwerer der Weg zum Ziele sei, um so grösser sein eigenes Verdienst sein werde, wenn es ihm gelänge, die Sache zu einem glücklichen Ende zu führen. Wohl aber war das, was ihm weiter in der nächsten Zeit begegnete, schon eher dazu angethan, seine Erwartungen in etwas herabzustimmen. Der Baron Geismar hatte ihm einige hervorragende Persönlichkeiten am königlichen Hofe bezeichnet, die in die Sache eingeweiht seien und die er um ihre Unterstützung bitten möge. Pottier suchte dieselben auf. Der erste war Jessen, der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, ein Mann von nicht unbedeutendem Einfluss auf die Entschliessungen des Königs und seines Staatsrats. Er zeigte dem Pater ein freundliches Gesicht und versprach in allgemeinen Worten zu thun, was in seinen Kräften stünde. Anders kam demselben der nächste Würdenträger entgegen, dem er seine Aufwartung machte, der Oberjägermeister Graf Reventlow. Die Art, wie dieser zu den Plänen des kaiserlichen Hofes und des Kurfürsten von der Pfalz sich stellte, musste vor allem von Bedeutung sein, da er allgemein als der erste Minister Christians V. angesehen wurde. Er aber war mehr wie kühl und sprach besonders seine Verwunderung darüber aus, dass man das von den dänischen Ministern dem Baron von Nierendorf übergebene Glaubensbekenntnis zurückweise, obwohl der letztere sich

anheischig gemacht habe, dasselbe bei Papst und Kaiser zu verteidigen und durchzusetzen. Dem Pater schien es, dass der Graf bei den Verhandlungen unter allen Umständen einen Vorteil für sein Luthertum herausschlagen wollte. Aus den übrigen Ministern, an die er gewiesen war, konnte er so gut wie nichts darüber herausbringen, wie sie sich zu seinen Absichten stellen würden. Nur einer noch sprach sich etwas freier aus; das was er sagte, stimmte mit der Mitteilung des Barons Imhof überein. Auch er meinte, die Prinzessin werde den Bekehrungsversuchen gegenüber wohl kaum sehr entgegenkommend sein, da sie durch die heilige Schrift hinlänglich gegen alle Versuchungen gewappnet sei. Indem er aber dabei nicht verbergen mochte, dass dies auch seinen Wünschen durchaus gemäss sei, musste seine Äusserung allerdings etwas niederschlagend wirken. Doch tröstete sich der Pater bald mit dem Gedanken, dass die Prinzessin, je vorbereiteter sie sei, auch desto aufgeklärter und erleuchteter und damit auch desto fähiger sein müsse, die Wahrheit, welche er ihr bringen wollte, leicht zu erkennen und in sich aufzunehmen.

Am 3. Februar wurde er in öffentlicher Audienz vom König empfangen. Nach seiner Instruktion hatte er hierbei demselben den Dank des Kurfürsten für die Sendung des Geheimerats von Geismar und die angebotene Vermittlung in seinen Differenzen mit dem Landgrafen von Hessen auszusprechen, zugleich auch mitzuteilen, dass diese Differenzen bereits durch die Interposition ihrer kaiserlichen Majestät gütlich beglichen seien. Er sollte dann durch eine der ihm von Geismar bezeichneten Persönlichkeiten um eine weitere geheime Audienz nachsuchen, in der er dem König den eigentlichen Grund seines Kommens eröffnen und dessen Zustimmung und Unterstützung für seine Bemühungen bei der Prinzessin erbitten sollte. Und in der That wurde er auch bald darauf zweimal hintereinander vom König privatim empfangen. Freilich war dieser beidemal nicht allein, wie man gewünscht hatte. Das erste Mal waren Reventlow und Jessen, das zweite Mal zwei andere Mitglieder des Staatsrats zugegen, und es schien dem Pater, als ob die Räte verhindern wollten, dass er mit dem König allein verkehre. Bei der ersten Audienz brachte der König selbst die Rede auf die Abendmahlslehre, und von ihm aufgefordert erklärte der Jesuit, dass durch kein göttliches Gebot das Abendmahl unter zwei Gestalten vorgeschrieben sei, obwohl die Kirche aus gewissen zwingenden Gründen auch einmal gestatten könne, dass dem Volk dieses Sakrament unter doppelter Gestalt gespendet werde. Als jedoch der König und seine Minister diese letzte Äusse-

rung sofort aufgriffen und mit aller Entschiedenheit diese Vergünstigung auch für die Prinzessin verlangten, glaubte er dem entgegenhalten zu müssen, dass man auf die Erlangung des hierzu nötigen Dispenses nicht im geringsten hoffen könne, ja dass sogar, wenn er wider Erwarten gegeben würde, man nicht daran denken könne, von ihm Gebrauch zu machen. Und damit hatte er gewiss recht; dass die Gemahlin des künftigen deutschen Kaisers offen protestantischen Gebräuchen anhinge, war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Richtigkeit seiner Ansicht verhinderte freilich nicht, dass der König und seine Ratgeber über die Ablehnung ihrer Forderung sich verstimmt zeigten. Zwar betrug man sich am Hofe gegen ihn auch weiterhin durchaus zuvorkommend. Der König selbst lud ihn zu einem Hoffeste ein, dem er freilich nicht beiwohnte, da der Zufall es ihm ermöglichte noch im letzten Augenblicke sich zu entschuldigen; zu seinem Glücke, wie er in einem Briefe meint, in welchem er mit einem komisch wirkenden Grauen der Gefahren denkt, die ihm, dem verkappten Jesuiten, dort hätten drohen können, wenn man ihm eine Frau an die Seite gegeben oder ihn gar zum Tanzen aufgefordert hätte. Die Unzufriedenheit der massgebenden Persönlichkeiten offenbarte sich in anderer Weise. Man beeilte sich nämlich nicht im mindesten, ihm den gewünschten geheimen Zutritt bei der Prinzessin zu gestatten; selbst die Bemühungen des Barons von Imhof in dieser Richtung hatten wenig Erfolg. Der Pater wurde von Tag zu Tag vertröstet, so dass er sich am Ende entschloss, um doch etwas zu thun, eine Erläuterung sämtlicher für die Bekehrung ihm wichtig scheinender Punkte zu Papier zu bringen und dieselben der Prinzessin überreichen zu lassen.

Am 7. Februar wurde ihm dann endlich erlaubt vor der Prinzessin zu erscheinen. Sein Herr, der Kurfürst, hatte ihm vor der Abreise eingeschärft, bei dieser Gelegenheit dieselbe zu versichern, dass „ihro kurfürstliche Durchlaucht nicht allein dero zeitliche, sondern auch ewige Wohlfahrt zu befördern Verlangen trage, und dass er ihn vielmehr abgeschickt habe, jede Gewissensbeängstigung ihr zu benehmen, als dero zartes Gewissen in einiger Weise zu beunruhigen". Der Pater that wie ihm befohlen. Ausserdem unterhielt er sich gut anderthalb Stunden mit der Prinzessin über die vornehmsten Glaubensartikel seiner Religion, besonders über die Abendmahlslehre; er hebt hervor, dass er sich dabei der grössten Demut und Ehrerbietigkeit beflissen habe. Aber er fand die nordische Königstochter wenig der katholischen Lehre geneigt. Obwohl er es nicht für möglich hielt, dass man die Wahrheit klarer und überzeugender darlegen könne, als er es gethan, so war doch die

Antwort, die sie allen seinen Gründen immer wieder entgegensetzte: „es ist nicht so; es ist nicht so".

Übrigens verfehlte sie nicht einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Auch andere Zeitgenossen preisen ihre vollendete Schönheit, die ihresgleichen im ganzen Norden nicht hatte[1]), wie auch die Anmut ihres Charakters und die treffliche Erziehung, die sie genossen[2]). Der Pater aber spricht in einem vertrauten Briefe an einen Freund von ihr mit einer Begeisterung, die man bei ihm wohl kaum erwarten möchte. Er äussert sich folgendermassen: „Es gibt in der Welt nichts reizenderes, nichts frömmeres, nichts klügeres, nichts bescheideneres, nichts tugendhafteres als diese liebenswürdige Prinzessin. Das Land, welches das Glück haben wird sie als Fürstin zu besitzen, wird gesegnet sein. Ich fürchte, dass meine unwürdige Person und meine Sünden vor Gott ein Hindernis sind für die hohen Pläne meines durchlauchtigsten Herrn."

Es ist begreiflich, dass unter diesen Umständen der Pater über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen nur noch unglücklicher wurde. Bald nach der ersten Unterredung mit der Prinzessin hatte er eine zweite, und dieser folgte nach kurzer Zeit eine dritte. Aber schon dass er die Prinzessin nie allein sprechen konnte, dass vielmehr immer die eine oder die andere Dame aus dem Hofstaate zugegen war, die es selten für nötig fand aus ihrem Widerwillen und ihrem Abscheu über seine Bekehrungsversuche einen Hehl zu machen, bereitete ihm nicht geringen Ärger.

Doch auch die Prinzessin selbst zeigte je länger je weniger Neigung, seinen Ausführungen auch nur mit einiger Aufmerksamkeit zu folgen. Es blieb ihm nicht verborgen, dass sie den Augenblick kaum erwarten konnte, wo die für die Audienz bestimmte Zeit abgelaufen war und sie die Unterhaltung abbrechen konnte. Häufig kam es vor, dass sie den Pater in seinen schönsten Erörterungen plötzlich mit einem Einwurf unterbrach, der zu demjenigen, von dem er gerade sprach, auch nicht im entferntesten in Beziehung stand. Glaubte er aber einmal gar trotz allem ihr endlich etwas recht überzeugend auseinandergesetzt zu haben, so konnte er gewiss sein, dass sie mit einem „es ist nicht so" oder „über den Glauben darf man nicht klügeln" alle seine Weisheit

---

1) Memoires de Dannemark contenant la vie et le regne de defunt Christierne V etc. Traduit de l'Anglois. Utrecht 1701. p. 232.

2) Etat present de Danemarc par lequel on voit le fort et le foible de cette couronne avec des remarques trés utiles sur son gouvernement despotique et la conduite qu'elle tient aujourd'hui... Traduit de l'Anglois. A Londres 1694. p. 148.

von sich wies. Dabei bewahrte sie immer die gleiche Anmut und Liebenswürdigkeit, auch als sie ihm in der dritten Audienz rund heraus erklärte, sie fühle sich Tag für Tag fester in ihrem Glauben. „Sie hat mehr Irrtümer, als sonst die Lutheraner unserer Zeit zu haben pflegen,“ klagt er in einem Briefe. Am Ende nahm er wieder seine Zuflucht zu schriftlichen Deduktionen in der Hoffnung, durch sie mehr wirken zu können, als ihm bei den kurzen Unterredungen möglich war. Er hatte sie zuerst französisch abgefasst; dann aber, weil er fürchtete die Prinzessin möchte diese Sprache nicht vollkommen verstehen, sie von einem seiner Begleiter ins Deutsche übersetzen lassen, da er selbst desselben nicht genügend mächtig war. Der Erfolg blieb der gleiche. Von der Prinzessin selbst empfing er überhaupt keine Antwort, wohl aber sagte ihm der Baron von Reventlow, als er ihm eines Tages seine schriftlichen Ergüsse wieder zustellte: „es hilft keine Demonstration, die Prinzessin will nicht.“

Der Pater geriet nach und nach in helle Verzweiflung. Nur noch ein Engel, der eigens dazu vom Himmel herabkomme, schien ihm im Stande die verstockte Ketzerin zu bekehren. Er suchte nach einer Erklärung des ihm rätselhaften Verhaltens der Prinzessin. Mangel an Eifer konnte er sich nicht vorwerfen, und seine Gewandheit hatte selbst Imhoff gerühmt; dass aber dasjenige, von dem er selbst felsenfest überzeugt war, nicht notwendig auch die gleiche Überzeugungskraft für einen dritten besitzen musste, wollte ihm nicht so rasch einleuchten. Da hielt er denn wohl einmal dafür, es möchte die Prinzessin von den Räten ihres Vaters instruiert sein, sich in der geschilderten Weise zu betragen, um möglichst viel Konzessionen an die lutherische Lehre für ihren Übertritt von ihm zu erpressen. Bald jedoch verwarf er diesen Gedanken wieder; die reine Natur der Königstochter schien ihm eine solche Lüge nicht zuzulassen. Zuletzt glaubte er denn doch, dass die Verstocktheit, welche bei Menschen, die in dieser Ketzerei erzogen seien, geradezu wunderbar sei, die Schuld an seinen Misserfolgen trage.

Indessen war es nicht allein das Auftreten der Prinzessin, welches den Pater in Erstaunen setzte; überhaupt der ganze Empfang, welcher ihm in Kopenhagen ward, war durchaus anders, als er sich vorgestellt hatte. Es ist bereits gesagt worden, dass man dort den Anträgen des Kurfürsten Johann Wilhelm gegenüber im Anfang sehr entgegenkommend war. Man konnte sich durch dieselben geehrt fühlen und einigen politischen Vorteil aus der Verbindung mit dem Kaiserhause erwarten. Die Schwierigkeiten, welche sich aus der Verschiedenheit der Religion

ergeben mussten, mochte man nicht allzu hoch anschlagen, bei einigem guten Willen auf beiden Seiten schien man auf eine mühelose Erledigung der Angelegenheit hoffen zu können. Der Umstand, dass der schon erwähnte Baron von Nierendorf in dieser Hinsicht wohl grössere Versprechungen machte, als er zu machen berechtigt war, musste den dänischen König und seine Berater in ihrer Hoffnung bestärken. Um so überraschter waren sie, als dann auf einmal Pottier ankam und in allererster Linie den bedingungslosen Übertritt der Prinzessin zum katholischen Glauben verlangte. Im Augenblick sah man die Sache mit andern Augen an. Der eine und der andere der königlichen Räte war wohl selbst ein strenger Lutheraner, wie das der Pater von Reventlow ausdrücklich sagt. Einem solchen musste die Forderung des Jesuiten schon an und für sich anmassend und unverschämt vorkommen, darnach angethan um mit allen Mitteln bekämpft zu werden. Sämtliche Minister aber, auch diejenigen, welche schon geneigt gewesen wären, um des erhofften politischen Vorteils willen die Forderung gut zu heissen, waren gebunden durch die Rücksicht auf das gläubige Volk und noch in erhöhtem Masse auf die Geistlichkeit des Landes, an deren Spitze der streitbare Hofprediger Massius stand, der schon ehedem durch sein Verhalten gegen die in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. auch nach Dänemark gekommenen französischen Reformierten den Charakter eines unduldsamen Zeloten im vollsten Umfange gezeigt hatte[1]). Man hatte sich demgemäss veranlasst gesehen, schon in jener ersten geheimen Audienz des Paters dessen Verlangen nach einem bedingungslosen Übertritt das der Gestattung des Abendmahls unter zwei Gestalten entgegenzustellen. Und auf dieser Forderung beharrten die Räte des Königs fortan nicht nur mit grosser Entschiedenheit, sondern sie gaben sich auch alle Mühe den Pater zur Annahme derselben zu bewegen; und das umsomehr, weil sie der Ansicht waren, dass der Prinzessin mit der Gewährung des Abendmahls unter doppelter Gestalt nach der Augsburger Konfession die Substanz ihrer protestantischen Religion erhalten bliebe, indem dieses Bekenntnis anzeige, dass der wesentliche Unterschied zwischen jener und der katholischen Religion eben auf der Abendmahlslehre beruhe, während alles übrige nur „accidentel“ sei und „in modo loquendi“ bestehe. Der Pater mochte ausführen, dass die wahre Religion, nämlich die seinige, ein einziges Ganze

1) C. F. Allen, Geschichte des Königreichs Dänemark, übers. v. Dr. N. Falck. 2. Ausg. Kiel 1846. S. 390.

sei, das keine Variation zulasse, er mochte im Gegensatz zu seiner früheren Äusserung behaupten, der Papst selbst könne nicht, ohne eine Todsünde zu begehen, das Abendmahl unter doppelter Gestalt spenden, geschweige denn den Dispens dazu erteilen, es half nichts, die Dänen wichen nicht von ihrer Forderung, sie beriefen sich auf die Versprechungen des Barons von Nierendorf und thaten höchlichst verwundert, dass man kaiserlicherseits sich durchaus nicht dazu verstehen wolle, ihnen irgendwelche Zugeständnisse zu machen, während man doch dort unstreitig ein grösseres Interesse am Zustandekommen der Verbindung der Prinzessin mit dem römischen König haben müsse, als bei ihnen. Der Pater seinerseits hielt zwar ihrem Drängen Stand und in den langen religiösen Diskursen, die er des öfteren mit ihnen hatte, mochte er immerhin glauben Sieger geblieben zu sein, seine Hoffnung auf einen Erfolg seiner Mission wurde trotzdem nach und nach immer geringer. Fehlte ihm doch vor allem auch die Unterstützung des Königs selbst, auf die man in Düsseldorf und in Wolfenbüttel so bestimmt gerechnet hatte. Johann Wilhelm hatte ihn geradezu angewiesen bei allen Schwierigkeiten, die sich ihm bieten würden, sich stets direkt an den König zu wenden, so oft es nur immer ohne „Importunität" geschehen könne. Allein der Pater lernte zu seinem Leidwesen Christian V. als einen in hohem Grade schwachen und unselbständigen Charakter kennen. Mochte er auch persönlich eine Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne des Kaisers immerhin wünschen — wenigstens sprach er es bei jeder Gelegenheit aus und Pottier selbst war von der Aufrichtigkeit seiner Äusserungen bis zum letzten Augenblicke überzeugt — so vermied er es doch ängstlich für die Verwirklichung des Projekts irgend welche Schritte zu thun und sich dadurch in Gegensatz zu seinen Räten zu setzen. Die Bitte des Jesuiten, der übrigens auch bei ihm, wie bei dem Herzog von Wolfenbüttel, eine ausgesprochene, nur aus Scheu vor den Ministern unterdrückte Hinneigung zum Katholizismus zu bemerken glaubte, der Prinzessin gegenüber zu seinen Gunsten von seiner väterlichen Gewalt Gebrauch zu machen, lehnte er mit einem liebenswürdigen Lächeln ab.

Ganz unabhängig von den Erwägungen, welche den König und seine Minister leiteten, hielt sich die Prinzessin. Ihr stand es von Anfang an felsenfest, dass sie ihren Glauben und ihre Überzeugung unter keinen Umständen der geplanten Verbindung zum Opfer bringen dürfe, und es war wohl nur eine Form, wenn sie bis nach der zweiten Unterredung mit dem Pater wartete, ehe sie ihrem Vater ihren endgültigen Ent-

schluss darüber mitteilte. In schlichter einfacher Weise schrieb sie ihm, dass sie den Geistlichen empfangen, sich auch die Sache mit Gott überlegt und diesen seither Tag und Nacht gebeten habe, sie durch seinen Geist auf den besten Weg zu führen. Sie finde aber nicht, dass sich ihr Gewissen mit dem, was sie bisher vernommen habe, beruhigen könne, insonderheit könne sie nicht in dem Artikel des heiligen Abendmahls von den Worten Christi abgehen, denn sie seien zu klar, was auch dagegen gesagt werde. Sie habe nicht unterlassen „die grosse Avantage, so bei der Parti sein“ zu erwägen, allein was wäre es, wenn sie die ganze Welt gewinnen würde und dabei stets ein unruhiges Gewissen behalten sollte. Sie bitte daher ihren Vater seine gnädigste Fürsorge für ihre zeitliche Wohlfahrt ferner dahin zu richten, dass sie dabei ein freudiges Gewissen behalten könne, so billig der grösste Schatz auf Erden sei. Sonst sei sie in allem dem König Gehorsam schuldig, ja ihr Leben „zu dero Satisfaction“ aufzuopfern bereit, und wünsche nichts mehr in dieser Welt, als dass sie Gelegenheit erlangen möge ihr kindliches unterthäniges Pflichtgefühl durch die That zu beweisen.

Pottier erhielt eine Abschrift dieses Briefes der Prinzessin, um sie seinem Kurfürsten mitzuteilen. Seine Thätigkeit glaubte er trotzdem nicht unterbrechen zu dürfen, so lange er nicht direkt Befehl dazu aus Düsseldorf bekommen habe. Seine Gebete allein wollten jedoch keine rechte Wirkung haben; da musste ihm der Gedanke nahe liegen, die angebotene Vermittlung des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig anzurufen. Der Baron Imhoff hatte in der Zwischenzeit Kopenhagen verlassen; noch vor der Abreise hatte er wiederholt geraten, wenn die Prinzessin auf die Gründe der Vernunft auch ferner nicht hören wollte, seinen Herrn aus Wolfenbüttel persönlich herbeizurufen; derselbe würde gern kommen. Der Pater wollte das zuerst auch thun, aber die dänischen Minister erklärten sich mit grosser Entschiedenheit gegen diesen Plan, indem sie behaupteten, der Herzog werde „in puncto religionis“ doch auch nicht mehr vermögen als der Pater selber. Dieser entschloss sich desshalb Anton Ulrich zu bitten, an die Prinzessin zu schreiben und ihr seine Gedanken über den Übertritt zu entdecken. Der Herzog willfahrte mit Freuden und überschickte Pottier ein ziemlich umfangreiches Schriftstück, in welchem er, der Protestant, auseinandersetzte, dass allerdings die Einsetzung des Abendmahls unter zwei Gestalten geschehen sei, dass aber die christliche Kirche vollständig berechtigt sei, hierin eine Änderung vorzunehmen, wie nicht anders eine solche auch von ihr angeordnet worden sei, indem sie die Feier des

Sonntags anstatt des Sabaths geboten habe. Der Pater übersandte das herzogliche Schreiben der Prinzessin zugleich mit einem Briefe, in welchem er den Hauptinhalt desselben kurz wiederholte. Aber die Wirkung blieb auch dieses Mal aus. Die Prinzessin wies den erneuten Versuch, sie in ihrer Glaubenstreue wankend zu machen, wie auch alle noch etwa geplanten ein für allemal zurück, indem sie dem Pater erklärte, sie könne sich nicht genug wundern, wie der Herzog ihr schreiben möge, einzig und allein die Abendmahlslehre bereite ihrem Übertritte Schwierigkeiten, während ihr doch nie in den Sinn gekommen sei, auch nur den geringsten Artikel ihres Glaubens aufgeben zu wollen.

Es hätte eigentlich dieses Vorfalls nicht gerade mehr bedurft, um den Pater von der gänzlichen Aussichtslosigkeit seiner Bekehrungsversuche zu überzeugen. Seine Hoffnung, dass die Räte des Königs am Ende mit ihrem Widerstreben nichts weiter bezweckten, als ihren guten Ruf in der protestantischen Welt sich zu bewahren, indem sie einen scheinbaren Widerstand seinen Plänen entgegenstellten, und dass sie zuletzt doch noch nachgeben würden, erwies sich als trügerisch, wie er selbst von Tag zu Tag mehr erkannte. Nicht nur zeigten sich dieselben je länger desto unbeugsamer, und der eine oder andere liess sogar wohl schon einmal durchblicken, dass man gar nichts einzuwenden hätte, wenn der Jesuite seine erfolglose Mission als beendigt ansehen und abreisen wollte; auch was ihm sonst noch gelegentlich zu Ohren kam, war vollends dazu angethan, einerseits die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Bemühungen zur Genüge zu erklären, andererseits aber auch jedes Fünkchen von Hoffnung auf ein etwaiges Gelingen im Keime zu ersticken.

Als der Pater nach Kopenhagen gereist war, hatte man am kurpfälzischen Hofe angenommen, dass dort ausser dem König selbst und einigen wenigen Ministern niemand um die Sache wüsste. Man wünschte thunlichste Geheimhaltung, einmal um im Falle des Misslingens möglichst wenig blossgestellt zu sein, dann aber auch vornehmlich, um Gegenbemühungen der einheimischen lutherischen Geistlichkeit und ihres Anhanges, die man bei dem Bekanntwerden des Planes nicht mit Unrecht fürchtete, zuvorzukommen. Man hatte wohl aus diesem Grunde es unterlassen den kaiserlichen Gesandten in Kopenhagen, einen Grafen von Königsegg, von der Sendung des Paters in Kenntnis zu setzen. Nun musste der letztere aber zu seiner grossen Verwunderung erfahren, dass Königsegg bereits vor seiner Ankunft von seinem Kommen und dem

Zweck desselben unterrichtet gewesen war; ja nicht allein dieser, auch der französische Gesandte und vor allem eine ganze Anzahl von Personen am Hofe, welche den Pater und seine Mission zum Teil mit recht gemischten Gefühlen betrachteten. Ein Ordensbruder desselben, der bei dem Grafen Königsegg sich aufhielt, zeigte ihm unter anderem einen Brief der Gräfin von Königsegg, die eben in Wien weilte, in welchem dieselbe ihm mitteilte, die Königin von Dänemark habe sie wissen lassen, dass ein Gesandter des Kurfürsten von der Pfalz nach Kopenhagen wegen Heiratsverhandlungen gekommen sei; sie bitte ihn den Namen desselben ihr zu schreiben. Weiter erfuhr er, dass schon am Tage, an dem er von dem König in öffentlicher Audienz empfangen worden war, ein lutherischer Prediger geäussert hatte, es sei ihm wohlbekannt, was man mit der Prinzessin vorhabe, er hoffe aber, dass das unschuldige Fürstenkind Gott nicht so verhasst sein werde, dass derselbe ihre Verführung zulasse. Am niederschlagendsten aber waren für den Pater die Nachrichten, welche ihm katholische Diener am Hofe, mit welchen er sich in Verbindung gesetzt hatte und „die einmütig der Sache einen glücklichen Fortgang wünschten“, zutrugen. Nach ihren Aussagen kam seit des Paters Ankunft tagtäglich der oben genannte Hofprediger Massius zu der Prinzessin, ein Mann, von dem der Pater sagt, er sei wie kein anderer von unbezähmbarem Hasse gegen die katholische Religion entbrannt, wohl weil in Frankreich sein Bruder vom Henker verbrannt worden und er selbst nur durch die Flucht dem gleichen Schicksal entgangen sei. Ihm und seinem Einfluss schrieb er die feste und entschiedene Haltung der Prinzessin zu, die selbst durch die lockende Aussicht auf die Krone einer deutschen Kaiserin keinen Augenblick sich in der hingebenden Treue an die Religion ihrer Jugend wankend machen liess.

Unter diesen Umständen hielt es Kurfürst Johann Wilhelm, der bisher immer noch trotz der ungünstigen Berichte seines Agenten an der Hoffnung auf einen endlichen Erfolg festgehalten hatte, denn doch für angebracht, von König Christian eine endgültige Resolution verlangen zu lassen. Dieselbe erfolgte am 16. April. Der König erklärte sein Bedauern über das Misslingen der geplanten Verbindung. Es schmerze ihn, dass das Glück, welches seiner Tochter bestimmt gewesen, nun einer Hannoveranischen Prinzessin oder einer aus einem anderen Hause zufallen solle; aber sein Gewissen erlaube ihm nicht in die Prinzesin weiter zu dringen, womit er ja auch nichts ausrichten werde. Er müsse sich jetzt schon Vorwürfe machen, dass er dieselbe trotz ihres Widerstrebens zur Aenderung ihres Glaubens gedrängt habe. Doch bleibe es

auch ferner sein höchster Wunsch, dass die Sache später einmal wieder aufgenommen und mit Glück zu Ende geführt werden könne.

Das war nun freilich ein schwacher Trost, wenn es überhaupt ein solcher sein sollte. Trotzdem erfolgte die Abreise Pottiers nicht sogleich, obwohl man sein längeres Verweilen noch mehr als zuvor mit scheelen Augen ansah und der König selbst seine Verwunderung darüber durchblicken liess. Er wollte die Abberufung durch seinen Herrn abwarten und diese verzögerte sich bis in den Juni; man glaubte den Gesandten nicht auf der Stelle mit Ehren heimrufen zu können.

Der dänische Hof begab sich zum Sommeraufenthalt nach Holstein. Der Pater folgte ihm dahin. Offizielle Verhandlungen fanden nicht mehr statt, doch hatte jener hin und wieder Gelegenheit mit Personen vom Hofe sich über seine misslungene Mission zu unterhalten. Sprach dann wohl einmal jemand sein Bedauern über das Scheitern der Verhandlungen oder gar in allgemeinen Worten den Wunsch und die Hoffnung einer künftigen erfolgreicheren Wiederaufnahme derselben aus, so schrieb er das getreulich seinem Fürsten. In den letzten Wochen seines Aufenthaltes am Hofe schloss er sich eng an den französischen Gesandten an. Es war der Herr von Bonrepos, der Mitte Januar nach Kopenhagen gekommen war. Der feine Franzose mochte bald entdeckt haben, mit wem er es zu thun habe. Er trat dem Pater mit ausgesuchter Zuvorkommenheit entgegen, versicherte ihn, dass sein Herr und König eine ganz besondere Vorliebe für den Kurfürsten von der Pfalz habe und höchst unglücklich darüber sei, dass ihn die Not der Zeit gezwungen habe, gegen dessen Länder Feindseligkeiten zu verüben. Es war eben noch nicht so gar lange her, dass die Mordbrennereien des allerchristlichsten Königs in dem noch währenden orleans'schen Erbfolgekrieg die einst blühende Pfalz in eine Wüste verwandelt hatten. Bonrepos teilte dem Pater aber auch mit, dass man an Johann Wilhelms Hofe die dänische Heirat bereits vollständig aufgegeben und eine Prinzessin von Hannover als Gemahlin des römischen Königs in Aussicht genommen habe, ferner dass der vor kurzem erst gestorbene Baron von Geismar im Grunde ein Betrüger gewesen sei, indem er einst als dänischer Bevollmächtigter in Düsseldorf immer das Gegenteil von dem, was er dem Kurfürsten sagte, nach Hause berichtet, sowie den Hofprediger Massius stets von dem Stand der Dinge in Kenntnis gesetzt habe. Auch die Nachricht des Paters, dass die dänischen Minister dem Kurfürsten Johann Wilhelm einen unerhörten Spitzbubenstreich gespielt hätten, indem sie die Unterhandlungen wegen einer Verbindung mit dem

Kaiserhause missbrauchten, um günstige Verträge mit England, Holland und Schweden zu erlangen, dann sie aber abbrachen, mochte aus der Quelle des Franzosen stammen. Pottier war entzückt über so viel Vertrauen und vergalt dasselbe durch gleiches Vertrauen seinerseits. Er drückte seinem Kollegen seine Verwunderung darüber aus, dass die Franzosen sich die Gelegenheit entgehen liessen, den Sohn des Kaisers für die Prinzessin von Orleans zu gewinnen. Bonrepos meinte zwar, er habe keine Vollmacht hierauf einzugehen und wisse von nichts, wollte aber doch nicht verbergen, dass man kaiserlicherseits nur um die Prinzessin anzuhalten brauche und dass Johann Wilhelm sich auf diese Weise ein grosses Verdienst um den allgemeinen Frieden erwerben könne, den er ja wohl selbst am nötigsten habe. Der Pater knüpfte daran die kühne Hoffnung, es möchte dann Frankreich zu Gunsten von Österreich auf seine Erbansprüche an die spanische Monarchie verzichten. Seinem Herrn berichtete er mit grosser Ausführlichkeit von seinen Erörterungen mit dem französischen Gesandten. Ich kann aber nicht finden, dass Johann Wilhelm es überhaupt der Mühe wert gehalten, auf die Pläne seines ingeniösen Agenten auch nur zu antworten.

Vielmehr hatte er schon am 4. Mai dem Kaiser von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen in Kopenhagen Mitteilung gemacht. Er hatte gebeten, ihn trotz des Misslingens auch weiterhin mit dem „Heiratswerk zu emploiren" und gleichzeitig neben der Prinzessin von Hannover, von der er aber glaubte, dass sie des allzu ungleichen Alters wegen dem Kaiser wohl nicht genehm sein werde, eine Prinzessin von Ansbach uud eine von Sachsen-Meiningen in Vorschlag gebracht. Auch schrieb er, er habe Pottier beauftragt am dänischen Hofe zu erklären, es sei ihm, dem Kurfürsten, bei der Sache wenigstens das angenehm, dass er dem Kaiser wegen der Heirat bisher noch „keine Proposition gethan habe". Die kaiserliche Antwort ist in den Akten nicht enthalten.

Jedenfalls gab man die dänischen Pläne vollständig auf. Die Prinzessin Sophie Hedwig starb 1735 unvermählt. Der römische König aber wurde 1699 mit der um fünf Jahre älteren Tochter des katholischen Herzogs Johann Friedrich von Hannover, Wilhelmine Amalie, vermählt, eben jener Prinzessin, die der Kurfürst von der Pfalz wegen ihres Alters für nicht besonders geeignet gehalten hatte. Wie weit dieser selbst beim Zustandekommen der Heirat beteiligt war, weiss ich nicht anzugeben. Eine Rolle als österreichischer Heiratsvermittler hat er übrigens nach Jahren noch einmal gespielt. Als man sich 1705 am Hofe

in Wien nach einer Gemahlin für den jüngeren Bruder des nunmehrigen Kaisers Joseph, den König Karl von Spanien, umsah, betrauten der Kaiser und seine Mutter Eleonore wieder Johann Wilhelm mit den einleitenden Verhandlungen, die, nachdem es dem Kurfürsten zuerst mit einer Prinzessin aus dem protestantischen Hause der Markgrafen von Ansbach ähnlich gegangen war wie mit der dänischen Königstochter, nach Verlauf mehrerer Jahre zu der bereits erwähnten Vermählung des jungen Erzherzogs mit der Enkelin Anton Ulrichs von Wolfenbüttel führte.

Batisto Bonnet

Ein provenzalischer Bauer und Schriftsteller.

Von

F. Ed. Schneegans.

„Voici un livre exceptionnel, livre de nature et de vie, brûlant d'art et sans artifice, sorti d'une de ces primesautières imaginations lyriques comme il ne s'en rencontre que bien rarement dans l'histoire des littératures. Un fils de la terre, grâce à une prodigieuse mémoire sensible, grâce à la plus aiguë impressionabilité poétique, nous offre palpitant le mystère de la Provence, la douceur de la vie patriarcale, la splendeur de la journée humaine que rhythment le travail, le soleil et la belle humeur.“ Mit diesen Worten beginnt eine kurze, eindringliche Studie Léon Daudet's über den provenzalischen Bauern und Schriftsteller Batisto Bonnet [1]), den Alphonse Daudet einst „entdeckt“ und dessen Werke er ins Französische übersetzt hatte. Die „Jugenderinnerungen“ Bonnet's zeichnen sich nicht durch die Seltenheit des Erlebten aus: er hat gearbeitet, geliebt, gedacht, geträumt, wie ein echter Sohn der mütterlichen Erde, seiner wahren Erzieherin zum Leben und zur Kunst. Was Andere um ihn aber nur dunkel ahnten und undeutlich sahen, das hat er mit hinreissender Gewalt zum Ausdruck gebracht, dank einer aussergewöhnlichen Kraft der sinnlichen Anschauung und sprachlichen Begabung. Durch seinen eigentümlichen Bildungsgang, seinen Mangel an einer jeden höheren wissenschaftlichen Bildung, die ihm den Zwang auferlegten, nur seine eigensten Erlebnisse und Beobachtungen künstlerisch zu verarbeiten, wurde er dazu befähigt die Eigenart der provenzalischen Bauern und seines Heimatlandes ohne Beimischung fremder Elemente, in einer

1) Léon A. Daudet, Les idées en marche. Paris, Charpentier-Fasquelle 1896. p. 302—9.

Reinheit und Naivität zu erfassen, wie es nur wenigen modernen Künstlern gelingt, etwa einem Hans Thoma in seinen Schwarzwälder Landschaften oder dem Bauernmaler François Millet. Erklärende Worte genügen nicht, um eine einigermassen deutliche Vorstellung von dem Wesen eines so veranlagten Künstlers in dem Leser zu erwecken: man muss ihn vor diese sonnigen und stimmungsvollen Bilder selbst stellen. So habe ich denn im Folgenden aus der Fülle des Schönen reichlich geschöpft. Möge diese Skizze den Weg zum Künstler und seinem Werke weisen!

Batisto Bonnet[1]) gehört zu jener Gruppe von provenzalischen Schriftstellern, die unter dem Namen Felibre sich zu einem weitverzweigten Dichterbund zusammengeschlossen haben und seit der Mitte des Jahrhunderts unter der Führung Frederi Mistral's, des Dichters von Mirèio, einen entscheidenden Einfluss auf das geistige Leben Südfrankreichs ausüben. Von Anfang an ging das Streben der Felibre dahin, die neuprovenzalische Litteratur über die engen Grenzen der Patoisdichtung zur Kunstlitteratur zu erheben. Es war ein gewagtes Unternehmen in einer Zeit hochentwickelter Kultur eine Kunstsprache und eine Litteratur schaffen zu wollen, und selbst die bedeutendsten Dichter der Schule sind der naheliegenden Gefahr nicht immer entgangen fremde — antike oder nordfranzösische — Dichtungen wenigstens im äusseren Aufbau ihrer Werke nachzuahmen. Batisto Bonnet nimmt in der Schule dadurch eine eigentümliche Stellung ein, dass er von fremdem Einfluss unberührt ist, dass für ihn die provenzalische Sprache mehr als für andere Felibre Muttersprache ist, der natürliche Ausdruck seines Fühlens und Denkens. Er ist Bauernsohn und der Mutter Erde treu geblieben, hat keine höhere Schulbildung genossen, nicht einmal die Dorfschule regelmässig besucht. Aber ohne Beeinflussung durch eine höhere Kultur und eine kunstvoll ausgebildete Litteratur hätte er nicht den Gedanken fassen können, eine Darstellung seiner eigenen Jugenderlebnisse in der Form von Novellen zu einem Bilde provenzalischen Lebens und Treibens, einem reinen Kunstwerk, zu erweitern. Denn erst auf einer hohen Stufe der Kultur findet der Mensch Musse und Lust sich von den Banden der ihn umgebenden Wirklichkeit frei zu machen und zu einer objektiven Betrachtung seiner selbst und seiner Mitmenschen

1) Batisto Bonnet, Un paysan du Midi, Vido d'Enfant, traduction et présentation par Alphonse Daudet. Paris, Dentu 1894. Derselbe, Le Valet de Ferme, traduction par Alphonse Daudet. Préface de Léon Daudet. Paris, Dentu 1898. Ein dritter Band über die Erlebnisse Bonnet's in Paris soll in Vorbereitung sein.

zu gelangen. Dann erst wird er zum Schöpfer einer neuen Welt, die er mit Künstlerhand aus Selbsterlebtem und Beobachtetem zusammenfügt. Aber die Meisterwerke der neuprovenzalischen Litteratur, die er als Erwachsener kennen lernte, waren für Bonnet nur Vorbilder; sie zeigten ihm die Wege zur Kunst. Der Einfluss wirkte zu spät auf ihn ein, um seine Eigenart umzugestalten und zu durchkreuzen. In Mistral's Epos Mirèio erkannte er poetisch verklärt die Sitten und Gebräuche, das Fühlen und Denken jener Bauern wieder, unter denen er aufgewachsen war. So blieb denn sein Werk trotz aller Kunst volkstümlich. Der Kreis seiner Betrachtungen hat sich zwar erweitert, er ist aber nie dem Landleben und seinen Arbeiten, die er aus eigenster Anschauung kannte, fremd geworden. In einer seiner Novellen hat Bonnet den qualvollen Seelenzustand eines alten Hirten meisterhaft geschildert, der weder lesen noch schreiben kann, dessen Herz in dem Anblick der ihn umgebenden Naturschönheiten schwelgt und der umsonst nach dem befreienden Ausdruck für seine Gefühle ringt. Indem er sich mit Tantalus vergleicht, sagt er: „Mein Fluss ist diese grosse, schöne Natur, die uns umgiebt. Wohin ich gehe, welchen Weg ich auch betrete, überall stosse ich auf ihre Schätze. Hier Blumen, dort Blumen, oben, unten Blumen! Die Wiesen sind bunt von Blumen, Blumen bedecken die Ränder der Gräben, die Wege, die Felder, die Hecken und Sträucher hängen voll Blumen. Veilchen, Massliebchen, Astern, Mohn, Butterblumen, all' das lebt, kost, liebt und küsst sich in Liebestaumel unter des guten Gottes Segen. Und ich sehe die grosse rote Sonne sie mit ihren goldenen und silbernen Strahlen umleuchten ..... Ich sehe den Sonnenuntergang, Wolken am Himmel ziehen, den Mond erglänzen, die Sterne strahlen, und mein Herz erbebt, meine Gedanken eilen, stürmen, taumeln in all' der Schönheit[1]). Wär's nicht besser blind zu sein, taub zu sein, als in Engelschören das Zwitschern der Vögel zu hören, das Murmeln der Quellen, das Summen der Fliegen, das Lachen der Mädchen und das Flüstern des Windes durch das Laub, den Nachtigallensang, das Lied des Heimchens? Warum das Schöne sehen, es hören, wenn ich nicht sagen kann, was ich fühle, was ich sehe, was ich höre?" Diese Gefühle des alten Hirten mochten auch die Bonnet's sein, als ein günstiger Zufall ihm Mistral's Mirèio in die Hand gab.

Batisto Bonnet hat in Alphonse und Léon Daudet Bewunderer und

---

1) I, 436. „e de longo moun cervèu sauto, bombounejo e s'enchusclo de tout acò bèu."

Förderer seiner Kunst gefunden, denen wir auch die Kenntnis der wichtigsten Ereignisse seines Lebens verdanken. Bonnet ist in den vierziger Jahren in Bellegarde, einem Flecken zwischen Nîmes und Beaucaire, geboren worden. Er entstammt einer armen arbeitsamen Bauernfamilie. Der Vater, aus Arles gebürtig, eine starke und doch leicht erregbare Natur, ein „ome de nèr“, wie der Sohn sich ausdrückt, arbeitete als Taglöhner an den Kanälen und Bewässerungsgräben und verstand es durch Sparsamkeit und Fleiss den Wohlstand der Seinigen zu fördern. Bonnet schildert seine Mutter als eine aussergewöhnlich begabte, zartbesaitete, poetisch veranlagte Frau, die den so stark entwickelten Natursinn in ihrem Sohne wachrief. Der Knabe ist aufgewachsen wie die Kinder der Armen, als „paure enfant de paure“, er hat Kälte und Hunger erduldet, nie einen regelmässigen Unterricht in der Dorfschule genossen, lernte nur notdürftig, was er zu seinem „bon jour“, der Konfirmation, brauchte. Nach dem Tode der Mutter trat er als „gnarro“, (Knecht), in ein grosses Gehöft ein, wo er alle Verrichtungen der Landarbeit kennen lernte, daneben durch den Verwalter des Gutes im Lesen und Schreiben unterrichtet wurde. Hier haben zahllose Erfahrungen, Beobachtungen, sinnliche Empfindungen sich langsam in ihm angesammelt, die er später zu kraftvollen Bildern umgestalten sollte. Dann kam die Zeit des Militärdienstes, der den provenzalischen Bauer nach Algerien führte; einige Jahre später kämpfte Bonnet tapfer im deutsch-französischen Kriege mit, zeichnete sich vor Paris aus und wurde verwundet. Nach dem Friedensschluss blieb er in Paris, hatte lange mit der äussersten Not zu kämpfen, die er endlich dank seiner Ausdauer und Intelligenz überwand. Jetzt lebt er als Gärtner in der Umgegend von Paris. Daudet schildert humorvoll den Dichter, wie er bäuerisch und unbeholfen in seinem Sonntagsanzug ihn einst besuchte und das ihm unbequeme Nordfranzösisch gerne mit der Sprache seiner Väter vertauschte. Bonnet hat schon als Bauernjunge in Nachahmung der provenzalischen Volkslieder gedichtet und später 1870 Marschlieder und Romanzen in französischer Sprache verfasst. Dann lernte er eine Pariserin kennen, verliebte sich in sie und suchte einen Sprachlehrer auf, um sich im Französischen zu vervollkommnen. Ein glücklicher Stern führte ihn zu einem Landsmann aus Arles. In der ersten Stunde lasen sie zusammen Mistral's Mirèio die halbe Nacht durch. Hier fand nun Bonnet in seiner zur Kunstsprache veredelten Muttersprache ein Ausdrucksmittel für Alles, was er in seiner Jugend geliebt, erlebt hatte. Nachdem er sich zunächst als „troubaire“ in der Patoislitteratur ver-

sucht hatte, schloss er sich der grossen Felibrebewegung an, nahm die durch Mistral und die Felibre durchgesetzten Sprachreformen an und hat in der Sprache der Felibre seine Bauerngeschichten erzählt.

Bonnet hat die Darstellung seiner Jugenderlebnisse dadurch zum Kunstwerke umgestaltet, dass er seine Jugenderinnerungen in die Darstellung jener Arbeiten und Feste verwoben hat, die im regelmässigen Wechsel der Jahreszeiten durch eine jahrhundertlange Tradition geheiligt das Leben der Bauern füllen und durch ihre Notwendigkeit, ihren unlöslichen Zusammenhang mit der Natur ihm den Reiz archaischer Grösse und Poesie verleihen. Von dieser Poesie ist Bonnet's Gemüth durchdrungen, sie zum Ausdruck zu bringen zugleich mit dem Zauber der heimatlichen Fluren, das ist die Aufgabe, die er sich als Künstler gestellt hat.

„Vido d'Enfant“ und „Le Valet de ferme“ beginnen mit einer Schilderung der Stätten, wo die Kindheit und Jugend des Dichters sich entrollte. Dem idyllischen Charakter des ersten Buches entspricht das liebevoll gezeichnete Bild des Bauernhauses mit „dem roten Ziegeldach, dem viereckigen rauchenden Kamin, den Fenstern, deren Scheiben die Farbe des herbstlichen Laubes (coulour de bauco autounenco) haben, der weissen Steintreppe, der Mistgrube neben der Thüre des Vorratsraumes, dem grossen Vorbau, der in den Hof führt. Ich sehe das Haus, ich sehe es! es lächelt mir zu, zieht mich an, lockt mich, dort steht es, seht! . . . . Wie ist mein Nest so gross, so schön (qu'es grand, qu'es bèu moun nisau)!“ Die vollendetste Erzählung dieses ersten Bandes ist „lou Pont de la Roubineto“ (die Kanalbrücke). „Wir wandelten Hand an Hand, ohne einander ein Wort zu sagen, wir gingen raschen Schrittes, mein Vater sinnend und ich ganz geblendet durch die aufgehende Sonne, die farbenprächtig am zerklüfteten Himmel aufstieg und in goldenem und silbernem Lachen lustig den mächtigen dunkeln Schleier der Nacht zerriss“ [1]). Der Weg führt sie nach Arles, wo der Vater Verwandte besuchen will. In Träumereien versunken schreitet der Vater immer rascher auf die Kanalbrücke zu. Hier, erzählt er seinem Sohn, hat er zum ersten Mal die Mutter gesprochen und in freudiger Rührung denkt er an das liebliche Bild zurück, wie er mit seinen Freunden den Mädchen, seiner „poulido Berteto“ (schönen Berta) und

1) I, p. 90—2. „Caminavian toco à toco sènso rèn dire, nous enanavian d'un bon amble, moun paire en sounjant e iéu en me desuiant sus lis escarteiramen acoulouri de l'aubo que mountavo de mai en mai en esfarlant à grand ridelado de rire d'or e d'argènt l'inmènso manto sourno de la niue“.

ihren Schwestern, die durstig von der Feldarbeit zurückkommen, begegnete und dort auf der Brücke mit ihnen plauderte. Und der Knabe ahnt, dass in jener Stunde etwas Grosses sich ereignet hat, und dass er „das Bindeglied zwischen den Träumereien dieses Mannes und den Mäuerchen jener Brücke war.“ In leidenschaftlicher Erregung hebt der Vater den Sohn von der Erde „wie wenn er ihn der ganzen Natur zeigen wollte: ‚Schau, schau, Brisquimi[1]), wie die Sonne aufgeht!‘ Und die Sonne ging in der Ferne hinter den Sümpfen und den Tamariskenbäumen auf; sie stieg empor, stolz aufstrahlend in ihrem Glanz und die Fliegen und Mücken umschwärmten uns voll Lust (nous embourgnavon de joio) beim Anblick ihres Glanzes“. An diese Erzählung, ein Denkmal pietätvoller kindlicher Liebe, reihen sich in bunter Folge die Bilder aus der Jugendgeschichte Brisquimi's an. In „la dounado“ wird der lärmende Auszug der „pauriho“, der Armen und Bettler, nach dem Felde, das ihnen zur Aehrenlese überlassen ist, geschildert. Der Knabe schreitet an der Hand der Mutter daher, von all' der Pracht der Farben jener stimmungsvollen Landschaft berauscht und in seiner Künstlerseele tief erschüttert. Sein frühentwickelter Natursinn empfindet den Reiz „jenes entzückenden Friedens, der die Sommernächte durchzieht, in einem Gemisch von Düften frisch gemähten Grases, abgeschnittener Luzerne, inmitten des taufeuchten Strohes und der Seufzer, welche der von Liebe bebenden Nacht unter den Küssen des erwachenden Tages entströmen, ihres unsterblichen Geliebten[2]).“ Dem Fleiss und Geschick des Vaters ist es gelungen, einen Weingarten anzukaufen und das Familienfest, durch das dieser folgenschwere Schritt gefeiert wird, wird in der Erzählung „Sian propprietàri“ geschildert. Für Brisquimi bedeutet dieser Ankauf eine Wendung in seinem Kindesdasein. Mit vielem Humor erzählt er, wie er nun täglich mit seiner „poulido barioto“, seinem schönen Schubkarren, auf den Strassen Mist sammelt. Dieser Karren wird ein Bestandteil seines Daseins, ein Begleiter seiner kindlichen Träumereien. Er ist tagelang sich selbst überlassen, streift auf den Landstrassen herum, weiss auch dieser bescheidenen Beschäftigung Reiz und Poesie abzugewinnen, sieht träumend in die weite Landschaft hinaus, deren wechselnde Bilder sich seinem Auge für immer einprägen. Andere

1) Kosename Batisto's.

2) I, p. 24—26. „au mié d'aquelo enchusclanto calamo que varaio dins li niuechado d'estiéu, dins un mescladis de perfum de fen toumba, de lusèrno coupado, au mitan di plourun di restouble e di souspir que la niue barbelanto de caresso laisso escapa souto li poutoun renadiéu dóu jour, soun inmourtau calignaire!“

Erzählungen haben einen unpersönlicheren Charakter und schildern die altertümlichen Gebräuche des Weihnachtsfestes, den feierlichen Umzug durch das Elternhaus mit dem brennenden Stamm eines Mandelbaumes, das Festessen im trauten Familienkreis, den Neujahrstag, Fastnachten, das lustige Treiben während der Wein- und Olivenernte. Den Abschluss der Kinderjahre bildet der „bon jour", die Konfirmation, zu der Brisquimi durch eine besondere Vergünstigung des Pfarrers notdürftig vorbereitet wird. Zur äusseren Ausstattung des Konfirmanden, die aus alten Kleidern des Vaters durch die emsige Hand der Mutter hergestellt wird, fehlt die Kopfbedeckung. Bei der Dorfmühle rettet Brisquimi aus dem Strudel des Baches die Trümmer eines alten Hutes, den die Mutter ihm zurechtschneidet. „La partènço de l'oustau" (der Auszug aus dem Elternhaus) und „La jasso de Brounzet" (das Hirtenleben in Brounzet) bilden den Übergang zum zweiten Buche. Das Elternhaus hat durch den Tod der Mutter seinen Mittelpunkt verloren; Brisquimi kommt in ein grosses Gehöft, wo er zunächst als Hirte unter der Leitung des alten Oberhirten, des „paire" Boutignan, beschäftigt wird. Die erste Begegnung des Knaben mit diesem poetisch veranlagten, ganz unwissenden Mann, giebt zu einer ergreifenden Scene Anlass. An der Wand der Hütte hängt als einziger Schmuck ein Stich nach dem bekannten Louvrebild Prud'hon's „La Vengeance poursuivant le Crime". Jahrelang stand der Hirte ratlos, von Schmerz und Scham durchdrungen vor der für ihn rätselhaften Inschrift unter dem Bild, bis ihm endlich Brisquimi die Worte liest. Boutignan schildert die unendlichen Qualen seines nach Wissen lechzenden Gemüts, und dieser Hymnus auf den Segen einer höheren ihm verschlossenen Cultur ist im Munde eines Unwissenden tief ergreifend und erfüllt Brisquimi mit Trauer, weil er dem von ihm verehrten alten Mann, ohne es zu wollen, solchen Schmerz bereitet hat. Während der langen Winterabende schildert der alte Hirte den im Kreis vor dem Feuer um ihn sitzenden Jungen die Wunder des Hirtenlebens auf der Alp, den Auszug der Herden im Frühjahr, die Sternenpracht der Juninächte, wenn man „ausgestreckt daliegt auf dem gekräuselten Rasen, entzückt von jener blendenden Beleuchtung des Himmels, während oben und unten, überall die Hirtenlieder sich kreuzen und gen Himmel sich erheben, so einstimmig und voll, dass man, nach den Sternen blickend, wohl manchmal glauben möchte, dass sie vor Freude erbeben." [1])

1) I, p. 468. „Ah! la niue d'estiéu sus aquéli cimo! Que fai bon s'alounga sus lou gèrme frisadet, estabousi coume sias pèr aquelo iluminado celestialo escalus-

Wie die „Vido d'Enfant" hebt das zweite Buch „le Valet de Ferme" mit einer breitangelegten zusammenfassenden Schilderung des Schauplatzes der folgenden Erzählungen an. Alle Arbeiten eines provenzalischen Bauern werden von Bonnet, der jeden Handgriff aus eigener Erfahrung und langer Übung kennt, anschaulich geschildert; wir werden durch alle Räumlichkeiten des Gehöftes geführt, mit warmer Teilnahme für das Loos der Landarbeiter giebt Bonnet wertvolle Angaben über Wohnungs- und Lohnverhältnisse der provenzalischen Feldarbeiter; er beschreibt mit derselben liebevollen Anschaulichkeit die Stallungen und die Käsebereitung wie die einfache Schlafstätte der Arbeiter, „la brèsso". Wir lauschen den lebhaften oft stürmischen Gesprächen der Knechte, die sich allabendlich in der Bäckerei zusammenfinden; wir sehen einen oberflächlichen und herzlosen Atheisten mit einem leidenschaftlichen Volksfreund hart zusammengeraten, oder wir hören den alten Hirten Boutignan, den einsamen Grübler und Sonderling, die ihm unfassliche Vaterlandsidee angreifen. Was ist ihm das Vaterland? Es hat ihm seinen Sohn einst geraubt, ist ihm keine Mutter; er lebt zu weit von den Menschen und der Cultur, um die Wohlthaten menschlichen Zusammenlebens und seine Bürgerpflichten zu verstehen. Nachdem er den Leser mit den eigentümlichen Verhältnissen bekannt gemacht hat und die Gedankenwelt und die Träumereien der Bauern ihm erschlossen hat, schildert Bonnet in Bildern von gewaltiger Kraft die Arbeiten des Landmannes. Wiederum versteht er es wie in „Vido d'Enfant" eigene Erlebnisse mit einzuflechten. In „li semenço" (die Saat) sehen wir ihn mit dem Hofbesitzer, Meister Louviset, früh morgens ausziehen, durchdrungen von der Erhabenheit der bevorstehenden Arbeit und berauscht von der Schönheit der in der Morgensonne erwachenden Landschaft. „Das Wetter war herrlich! Kein Lufthauch regte sich! Die Vögel sangen leidenschaftliche Lieder, die mir wohl thaten; man hörte das Summen der Fliegen; Eidechsen verliessen beim Geräusch unserer Schritte ihren Platz in der Sonne und verkrochen sich in die Büsche; dann sprangen Kaninchen über den Pfad, dem wir folgten! Wie lieblich war die Gegend .... Ich hätte meine Seligkeit in diese Landschaft hinausschreien, ausschütten mögen. Meine Seele, berauscht von dem Frieden, den Blumen, den Sonnenstrahlen, folgte mit freudigem Entzücken den

---

tranto, entremen que d'aqui coume d'eilai, d'amount coume d'avau, de tóuti li caire, li cansoun di pastre s'entre croson e s'aubouron vers lou céu dins uno talo acourdanço que, de-fes, en regardant lis estello, crèirias que n'en tremolon de bonur!"

Fäden weisser Seide, welche die Jungfrau Maria dort oben im blauen Himmel zerstreute[1])". Andächtig schweigend gehen der Meister und der Knecht an die Arbeit: es gilt ohne weiteres Hülfsmittel als ein „signau", einen Weidenstab am äussersten Ende des Feldes, eine schnurgerade Furche zu ziehen, das Meisterwerk der Feldarbeit zu vollführen. Der weihevolle Ernst der Schilderung, die mit homerischer Breite den einzelnen Handlungen und Handgriffen folgend die ruhigen, sicheren Bewegungen eines verständigen Arbeiters wiedergiebt, verbunden mit dem Glanz der Naturschilderungen, wiederholen sich in den folgenden Erzählungen. In „la trounado" (das Unwetter) wird die verheerende Gewalt eines Unwetters geschildert, welches die Feldarbeiter während der Heuernte überrascht; „li cauco" (das „Reitern" des Getreides) führt uns auf die Tenne, wo sechzig Füllen die Garben zertreten, die ihnen emsige Knechte zuführen. „Hört ihr das Geklingel der Glöcklein und Schellen! . . . . . Was ist das für ein lautes Stampfen, das mit dem hellen Gewieher die Erde erdröhnen lässt? Es ist die Schaar, die wilde Schaar der scheuen Pferde aus den Sümpfen der Camargue! wie sie stampfen! wie sind sie stolz und trotzig!" Mitten in dem Getümmel steht Brisquimi, der an dem Tage zum ersten Male „gardian" ist. „Auf der von den goldenen Strahlen der Sonne beschienenen Tenne, mitten im Gewühl des zerstampften Strohes, des Staubes und der aufwirbelnden Spreu, dem Wiehern der Stuten und ihrer Füllen, dem lauten Gesang der Cicaden, wie fortgerissen durch den wilden Kreislauf der Pferdeschaar, schwinge ich die Zügel, die ich mit der Hand zusammenhalte, rufe den Pferden zu, ermuntere die einen, bändige die andern, fahre über die Köpfe der Tiere mit dem Stachel; ich schreite weit aus, sinke in das Stroh ein, gleite bald mit dem einen bald mit dem andern Fusse aus, und mitten aus dem Getümmel über einen lebendigen Kreis hinüber sehe ich die Bauern die lachende Erde pflügen, die Stoppeln in der durchglühten Weite wie Goldkörnchen glänzen, das Tausendguldenkraut wie feurige Kohlen glühen. Die Malven, die zarten Verästelungen und die Stämme der Tamariskenbäume, die Binsen, voll weisser Schnecken, zittern in blendender Erleuchtung"[2]) . . . . In „li cabrian"

1) II, p. 160. „Oh! lou galant païsage . . . Auriéu vouga crida, espandre, dins touto aquelo encountrado, tout lou bonur qu'aviéu. Moun amo, enebriado de calanço, de flour e de reissado de soulèu, s'agradavo à segre, entrefoulido qu'èro, li fielado de sedo blanco que la Vierge escampihavo aperamount dins lou cèu blu."

2) II, p. 338. „Dins l'emplanado touto aurinado de soulèu, dins tout aquéu fourro-bourro de paio de pelofo que s'esbrenon e voulestrejon dins li bramamen dis ego e de si poulin; au canta di cigalo que ressono à poufe, coume empourta pèr lis

(die Hornisse) erreicht die Schilderung die Erhabenheit heroischer Poesie. Brisquimi wird zum ersten Mal ein Gespann von vier Maultieren anvertraut: mit sicherer Hand lenkt er den Pflug, der plötzlich eine Erdscholle umwendet, unter der Hornisse verborgen sind. „Die Hornisse! Hilfe! wir sind verloren," ruft Meister Louviset. In wilder Flucht reissen die Maultiere Pflug und Pflüger mit sich fort; es entspinnt sich ein gewaltiges Ringen zwischen Brisquimi und dem Maultiergespann, das mit elementarer Gewalt dahinstürmt. Der Pflug wird belebt, zum tückischen Raubtier, das mit zügellosen Bewegungen, in seinen einzelnen Teilen zerrüttet, das Gespann mit dem Lenker bedroht. Da bleibt der Pflug plötzlich an einem Baumstamm hängen, Brisquimi wird durch den Stoss auf die Seite geschleudert und blutend und ohnmächtig in das Gehöft zurückgetragen.

Durch die Erzählungen dieses zweiten Buches zieht sich ein leidenschaftlicher Liebesroman durch, der in „Esquiel d'amour" (Liebesrausch) und „lou mouloun de fen" (der Heuhaufen) seinen Höhepunkt erreicht und in der letzten Erzählung „Desoulanço" (Verzweiflung) ein jähes tragisches Ende findet. Jouleto „diejenige Frau, die in seinem Herzen die tiefste Furche graben sollte", ist Dienstmagd bei der alten Roustano, der Mutter des Hofbesitzers. Das schöne fünfzehnjährige Mädchen und der kräftige gleichaltrige Bauernbursche entbrennen in Liebe zu einander. Er sieht sie zuerst beim gemeinsamen Mittagsmahl: sie stellt eine Schüssel auf den Tisch, beugt sich über Brisquimi, „sie legte ihr Händchen auf meine Schulter. Ach! da erbebte ich vor Lust und wurde rot vor Scham. Ich erinnere mich, dass ich eher kaute als ass; als der Fuhrmann sein Messer zumachte[1]), stieg ich rasch über die Bank und noch rascher erreichte ich die Thüre. Ich hatte noch nicht auf die Klinke gedrückt, da erschien Jouleto, ein Bündel Rebholz unter dem Arm. Gleich sahen wir uns an, Auge in Auge, sie mir zulächelnd, ich staunend vor all' ihrer Schönheit. Wie sie an mir vorbeikam, sagte

---

ardènti viroulado de la rodo chivalenco brandouie li liam que tène à pougnado, coumande i chivau, abrive lis un, mestreje lis àutri, permene ma toucadouiro à l'ensus de la tèsto di bèstio, fau de grand pas, m'enfounse dins la paio, esquihe tantost d'un pèd tantost de l'autre e, dóu mitan dóu fouleton que m'enrodo, d'ensubre aquéu cíéucle vivènt regarde li coublié que bourdouiron la terro riserello, li glot di restouble que dins l'espàci arsido treluson coume de paieto d'or, lis auriolo que retrason à de carboun de fiò; li mato de mouvin, li fini gitello de tamarisso, li gacholo, li joun, qu'enramella de meissounenco fernesisson dins d'esbléusido avuglarello" ....

1) Als Zeichen, dass das Essen zu Ende ist.

sie: ‚Danke, ich glaube heute giebt's einen schönen Tag'. Kikeriki, kikeriki, krähten die Hähne; und ich ganz verdutzt, was antwortete ich? Weiss ich's denn?" [1]) Am nächsten Morgen sieht er sie auf der Thürschwelle stehen: „die Sonnenstrahlen beleuchteten ihr liebliches Gesicht; mit ihrem schlanken Körper, der sich im Glanze der Morgenröte abhob, erschien mir Jouleto wie eine Granatblume in dem Aufstrahlen der Sonne." Nach Jahren sieht er noch „ihr jungfräuliches Antlitz, das an jene Medaillons von Bronze oder Marmor erinnerte, die durch die Jahrhunderte die Schönheit der Arlesierinnen der Nachwelt bewahren." Naive unverhüllte Sinnlichkeit bildet die Grundlage dieser Liebe zweier gesunder unverdorbener Menschen, deren Leidenschaftlichkeit durch strenge Sitte und die scheue Ehrfurcht des Liebenden in Schranken gehalten und vor Schuld bewahrt wird. Gerade in der Schilderung dieses Liebesverhältnisses zeigt sich am deutlichsten die Verbindung kräftiger, ja derber Natürlichkeit mit grosser Zartheit der Empfindungen, die den Werken Bonnet's soviel Wahrheit verleiht. Er kennt zu genau die Natur und den natürlichen Menschen, um sie einseitig im Guten oder im Schlechten zu schildern, er hat an seinem eigenen Leibe die bald verheerende bald belebende Gewalt der Sonnenglut, des Sturmwindes, des strömenden Regens empfunden, er weiss, dass gerade die stärksten und gesundesten Menschen ungeahnte Schätze zarter Empfindungen in sich bergen. Mitten im Glück trifft das Verhängnis die beiden Liebenden. In einer warmen Sommernacht wandeln Jouleto und Brisquimi Arm in Arm „wie die andern Pärchen, die dahingingen, wohin? weiss ich nicht," „unter dem Sternenhimmel, auf der mondhellen Erde." „Der Mond, ein schöner heller Mond, beleuchtete grell die Stelle und unsere Schatten dehnten und reckten sich am Boden wie umschlungen." Noch einmal widersteht Brisquimi der Stimme der Sinnlichkeit, die sich unter den verführerischen Lockungen der nächtlichen Stunde in ihm regt, und bebt vor der Schuld zurück: da werden die Liebenden überrascht, gewaltsam getrennt. Brisquimi muss dem alten Hirten Boutignan folgen, entflieht in der nächsten Nacht und sucht umsonst Jouleto auf. Er erfährt, dass sie seinetwegen aus dem Dienst entlassen ist, kämpft verzweifelt um ihre Ehre und zieht ihr nach. In „la travessado dóu Rose" sehen wir ihn zweimal umsonst die Rhône durchschwimmen, weil er auf dem andern Ufer Jouleto zu finden hofft; ein Sturm überrascht ihn auf der Rückfahrt, er erliegt der Gewalt der

1) II, 14—17.

Fluten und wird durch den alten Hirten, der den verwegenen leidenschaftlichen Jüngling in der Stunde der Gefahr nicht verlässt, vom Tode errettet. Erschöpft, von der Leidenschaft zerrüttet, wird er nach Bellegarde, seinem Heimatsorte, zurückgebracht, wo er im Elternhaus unter den Geschwistern vergeblich den inneren Frieden sucht. Zu schwach, um an der Feldarbeit teilnehmen zu können, muss er unthätig im Dorfe zurückbleiben mit den Frauen und Kindern. Überall sieht er Bilder häuslichen Glückes, die ihm in qualvollen Träumereien das verlorene Paradies vor die Seele zaubern: „Freundlich, hübsch und frisch mit ihrem schwarzen Haar, das in schönen Wellen lieblich das Ohr halb bedeckte, voll überströmender Zärtlichkeit, entblössten die Frauen ohne Verlegenheit vor mir ihren Busen, wenn ihre Kleinen schrieen, und gaben ihnen die Brust; und wenn sie sie gestillt hatten, da musste man sehen, wie lieblich sie mit ihren Kindern spielten und sie unter dem Kinn mit dem Finger kitzelten ‚da, da, dau!‘, dann sie auf den Knien springen und tanzen liessen, sie umarmten und herzten, über ihren Köpfen in die Luft hoben; da lachten sie, verschlangen die Kleinen mit den Augen und schrieen, voller Bewunderung: ‚O wie nett, wie nett, schau, schau, Brisquimi, schau, wenn du mal so eins hast, was meinst du dazu.‘ „Über der Wiege des Kindes kreuzen sich die Blicke der Eltern“, und schauen getrost in die Zukunft. Er aber sieht in einem trauten Winkel des Dorfes ein stilles Haus, wo er mit seiner Jouleto so glückliche Tage verleben könnte: „O das nette Häuschen, das wir dort bewohnten, zwischen Olivenbäumen am Ende des Dorfes, nicht weit von der Strasse, von einem Zaun umgeben, von Sonne überflutet, gegen den Sturmwind geschützt, mit offenen Fenstern unter den Weinreben, von denen lange Ranken voll grüner Schösslinge mit Reihen schöner Muskattrauben bis oben ans Dach herabhingen! Grosse Feigenbäume beschatteten den Zugang zur Thüre, man erblickte den langen Balken der Dreschmaschine am Eingang des Gartens voller Gemüse und schöner Obstbäume, deren kühler Schatten die Glut der Mittagssonne bekämpfte. Machtet ihr die Thüre auf, kamt ihr in den Hof hinein, so saht ihr in einer Fensteröffnung zwischen weissen Vorhängen auf einer Bank von weichem Stein eine schöne junge Frau sitzen, die, während sie Kleider flickte, das lieblichste Kind der Welt wiegte. Das waren meine Freundin, meine schöne Jouleto und mein Kleiner, die ich in einem Winkel meines alten Bellegarde eingenistet hatte und mein Herz mit ihnen; aber das Alles war nur ein Traum, der Traum eines Verliebten, der Traum eines Dichters, der einen Augenblick das Missgeschick

vergisst, das ihn verfolgt." An einem Abend sitzt er, von Todesahnungen gequält, unter den Geschwistern. Um ihn zu ermutigen, erinnert ihn seine Schwester Catarinet an das Versprechen, das ihre Mutter sterbend gethan, kommendes Unheil durch drei mahnende Schläge ihnen zu verkünden. „Zugleich wie sie das sagte: pan! pan! pan! ertönten die drei Schläge." „Seid Ihr's, Mutter?' schrie Catarinet mitten in der Stille. Gleich drückten sich die Brüder an uns, ich selbst zitterte." Und eine Kinderstimme meldet, dass Jouleto drunten bei den Sümpfen im Sterben liegt und Brisquimi zu sich ruft. Brisquimi zuckt zusammen, seine Schwester ahnt die Wahrheit. Warum hat er nicht früher gesprochen? „Ich wagte es nicht . . . Du bist meine Schwester und ein Mädchen." Da nahm sie mich, drückte mich an sich ‚Du bist ein Kind, Bruder! Bin ich deine Schwester, bin ich nicht auch ein wenig deine Mutter? Sagen musstest du mir's, grosses Kind, wir hätten davon geredet, sie aufgesucht und sie zusammen geliebt." Er weint sich auf ihrer Schulter aus, sie hilft ihm durch Wort und That das Unvermeidliche tragen. „Ich Ärmster — paure de iéu! — ich traute den aufmunternden Worten meiner Schwester . . . und ach! zur selben Stunde war meine Jouleto gestorben." So schliesst in dumpfer Klage zurückgehaltenen Schmerzes der Liebesroman Batisto Bonnet's.

Wer wie der Bauer oder der Seemann stets an sich und seiner Arbeit die drohende Nähe eines unentrinnbaren Geschickes fühlt und von der Sonne, dem nährenden Boden, dem Wasser, dem Winde Glück und Unglück erwartet, der trägt ohne Murren das Joch des Schicksals, gegen das der Städter sich verzweifelt auflehnt, weil er der Natur ferner steht und es ihm oft gelungen ist sich ihrer Allgewalt zu entziehen. Der Bauer unterwirft sich im Unglück in dumpfer Resignation dem Unvermeidlichen und, wenn er für das Schöne und Grosse empfänglich ist, wie Batisto Bonnet, wird er mit Inbrunst und kindlicher Hingabe sich in die Betrachtung der Natur versenken, mit der sein Körper und seine Seele, seine Gedanken und Träumereien verkettet sind. Die Naturschilderungen sind in Bonnets Erzählungen kein schmückendes Beiwerk. Er schreibt fern von seiner Heimath; in seinem Auge haften unauslöschlich die Bilder jener sonnendurchglühten, endlosen Landschaft mit ihren Saatfeldern, ihren Olivenbäumen, ihrer Farbenpracht, seine Ohren sind voll von dem Lärm, den Zurufen, Flüchen, dem Freudegeschrei, die jede Arbeit des Südländers begleiten und sich mit den tausend Stimmen der Natur verbinden. Seine Naturschilderungen sind wie Ausbrüche eines leidenschaftlichen Gefühls, das bei der Erinnerung an die

fernen Tage der Kindheit sich seiner Seele bemächtigt. Nur selten beschreibt er mit der liebevollen Ausführlichkeit des nordischen Künstlers. Seine Beschreibungen sind meistens leidenschaftlich bewegt; sie wollen einen Gesamteindruck des Bildes geben. Gerne benutzt er einen Ruhepunkt in dem Gange der Erzählung, um den Blick über die Landschaft schweifen zu lassen und den Eindrücken, die ihn bestürmen, Ausdruck zu verleihen. In bunter Folge drängen sich die einzelnen Züge zum Bilde zusammen. Als Dichter, nicht als Maler, betrachtet Bonnet die Natur. Das Auge vermag nicht die breitangelegten Bilder auf einmal zu fassen, Auge und Ohr wirken zusammen: ein fernes Geräusch erweckt eine in der Erinnerung schlummernde, dem Dichter wohlbekannte Gestalt, die sich dem immer weiter ausgreifenden Gemälde anschliesst, sodass die Schilderung eine ganze Gegend mit ihren charakteristischen Erscheinungen umfasst. In „Vido d'enfant" erzählt er seine Träumereien, während er mistsammelnd auf den Landstrassen zieht: er betrachtet am Himmel die Sonne, die Wolken, die Wildenten, die Gänse, die Dohlen:[1]) „All' das gross, All' das schön zog mit Flügelschlägen, Farbe, Licht, Leben über das Laub der Bäume hin und verschwand dort oben in der unendlichen Ferne des blauen Himmels, mit dem Brausen des Mistralwindes, der mir das lustige helle Lachen der Garbenbinderinnen zuführte zugleich mit den Rufen der Bauern, den Scherzworten der Winzer, den Flintenschüssen der Jäger, dem langgezogenen Bellen der Hunde. Wie gerne sah ich das Gehen und Kommen der Arbeiter in den Oliven- und Weingärten, während die Hirten in ihre langen Mäntel gehüllt, ihren Hüten nachliefen, die der Wind in die Wassergräben trieb; wie gerne sah ich die Windstösse die Bäume wie Weidenruten krümmen, die Wirbelwinde den Fuhrleuten in die Augen wehen, den Staub in Säulen aufsteigen, die weissen Segel der Bote auf dem Kanal nach Aigues-mortes gleiten!" Dann fasst er seine Empfindungen zusammen: „O mein Leben, o meine Augen! . . . Berauscht von all' Dem sah ich Menschen, Tiere, Belebtes und Lebloses, und horchte dem wunderbaren Zusammenklang der Geräusche um mich herum und ganz allmählig, ganz sachte, von selbst, schlossen sich meine Augen und wie ein hilfloses Lämmlein in dem wütenden Stürmen der Natur, mitten in der Schöpfung[2]) schlief ich ein, ich armes armer Leute Kind

---

1) I, p. 84. „Tout acò grand, tout acò bèu, trespasant, à cop d'alo, de coulour, de lus et de vido, la como dis aubre, pér ana s'esbéure apereilamount, dins lou liuen immense d'azur" . . . .

2) I, p. 86. „dins tout l'acagnardige de la naturo, au mié de la creacioun,

— paure enfant de paure — und träumte schöner als ein Fürst von allem Grossen und Schönen auf Erden." Neben diesen breitangelegten Bildern, die zeitlich und räumlich getrennte Erscheinungen zusammenfassen, finden wir zahllose kraftvoll zusammengedrängte Gesamteindrücke. Der Dichter ist dann so überwältigt, so berauscht — das Wort „enebriado" gebraucht er immer wieder — dass die Einzelheiten vor seinen Sinnen verschwinden. Er greift dann zu abstrakten Ausdrücken, um die endlosen Ausdehnungen der heimatlichen Fluren, die Tiefe des Himmels, das Flimmern der Sterne, den Glanz der Sonne in ihrer Unfasslichkeit zu schildern. Sein Auge verliert sich in „den blauen Tiefen des Himmels" (dins li founsour bluiejanto dóu céu), er versenkt sich in die „farbigen Zerklüftungen des Morgengrauens" (escartaiamen acoulouri de l'aubo). Das in der Morgensonne erwachende Leben der Natur rauscht „wie wenn die ersten Strahlen des Tages Orgelpfeifen ertönen liessen in einem Brausen von zügellosen Harmonieen" (dins un desbrande d'armounìo fouligando). Der Hirte auf der Alp ist hingerissen „von all dem blendenden Glanz, all dem Aufblitzen des Lichtes und dem hellen Leuchten";[1]) in den Sommernächten entzückt ihn „jene blendende Erleuchtung des Himmels" (pèr aquelo iluminado celestialo escalustranto), er sieht von den Höhen der Berge herab die Gehöfte in der Ebene „dins soun esparpaiamen" (wörtlich „ihrer Ausstreuung"); während der Heuernte fühlt Brisquimi wie „durch seine Brust dieses Ausstrahlen von Licht, Schatten und Farben fliesst" (sènte courre en moun pitre de touto aquelo gisclado de lus, d'oumbro e de coulour que m'envirouno); „ein Zauber entströmt dem Himmel und gleitet wogend am Boden hin und verliert sich wieder in der geheimnisvollen und sonnendurchglühten Weite[2]). Ich träume, blicke, staune, bin entzückt; Schwärme von Schmetterlingen ziehen über die Kornfelder, Vögel durchkreuzen die unendliche Bläue, ein Hund bellt, ein Lamm blöckt, Kälber, Kühe, Rinder brüllen."

Die schöpferische Phantasie des Dichters belebt die Erscheinungen der Natur: „die Sonne lacht auf durch das Laub der Bäume", der Morgen ist „der unsterbliche Geliebte" der Nacht, die „von seinen Küssen bebend" erwacht. Die Sonne wird scherzhaft „verschwenderischer

---

m'endourmiéu, paure enfant de paure, en pantaiant mies qu'un prince de tout acò grand, de tout acò bèu sus la terro.

1) I, p. 466. „tóuti aquéli lusour enchusclanto, tóuti aquelis uiaussado de lume e de clarta vivo que vous copon la visto."

2) II, p. 140. „Es un encantamen que toumbo dóu cèu, boumbo e reboumbo armouniousamen au sòu pèr tournamai remounta dins l'espàci misteriouso e brulanto."

Fürst genannt, der „ungezählt sein Gold und Silber zum Fenster hinauswirft.“ Die Morgenröte lehnt sich „lustig ans Fenster des Himmels mit lachendem Munde.“ In der gewaltigen Sturmbeschreibung (la trounado) wird eine Wolke zum „Ungeheuer, das kauert, sich ausreckt, sich zusammenballt, um dann eine Art Thron am Horizont zu bilden“, „andere Wolken thürmen sich aufeinander, zusammengedrängt wie Widder, die aufeinanderspringen“ ... „Und die Sonne, die noch in ihrer Glorie leuchtete, mit ihren blutroten Strahlen, meiner Treu, sie schien zu zittern, Angst zu haben, dieser gewaltigen Wolkenschaar auszuweichen, die ihr entgegenstürmend, unter ihren Strahlen die schönsten, erstaunlichsten Gestalten von Tieren, Bergen, Ungetümen annahmen.“ Auch die Gefühle und Stimmungen des Dichters verwandeln sich in sinnliche Erscheinungen: „er schwimmt in reiner Seligkeit unter den Küssen heimlicher Träumereien“, „er schlägt mit den Flügeln unter den Küssen des Morgenschlafs“, die Schönheit der Natur berauscht ihn, er erbebt unter den „Küssen“ der Sonne, horcht dem „Rauschen der Stimmen und Laute, die in der Ferne sich durchkreuzend mit dem Brausen der Fluten der Rhône dort oben im klaren Himmel aufsteigen“ oder „geht auf in dem Schweigen inmitten der Seele der Schöpfung“.

Derselbe Künstler zeigt, sobald die Erzählung ein ruhiges Verharren an den Einzelerscheinungen in der Aussenwelt gestattet, das scharfe Auge und den Farbensinn des Malers, den Blick des Bildhauers für die plastische Schönheit und den Ausdruck der Bewegung. Von erstaunlicher malerischer Wirkung ist folgende Beschreibung des Himmels nach dem verheerenden Unwetter: „es hatte sich der Wind gelegt, der Horizont öffnete sich wie ein Vorhang ... Die Bäume, die Dörfer, die Gehöfte wurden sichtbar, die Hügel, die Berge ragten empor, zeigten ihre Umrisse am Himmel, der sich über unsern Köpfen zerklüftete und unseren Augen blaue Abgründe zeigte, rote Seen, von lichten Ranken bedeckt, die in violetten Fransen, seidenen Schärpen, rötlichen und grünlichen Bändern sich auflösten mitten in einem Hervorsprudeln von fahlem und wechselndem Flammenschein, und in phantastische Schneefelder endeten, die hier und dort durchbrochen waren von Brandfackeln und flüssigem Golde. Und das ganze Bild bewegte sich weit in die Ferne, wie im Schlummer eingewiegt in wonnigem Behagen. Plötzlich, wie wenn er aus den Steingruben von Font-Vièio emporstiege, umkreiste der Regenbogen siegreich den Horizont mit seinen leuchtenden Farben“.[1]) Und

1) II, p. 282. „Lou vènt aguènt cala, l'óurizount se desridelè. Lis aubre, li vilage, li mas pounchejèron; li colo, li mount s'aubourèron, s'empaufilèron dins lou

als Gegenstück eine Winterlandschaft: „Der Wind braust, es ist kalt zum Bersten! An den Röhren der Brunnen hängen Eiszapfen wie Kerzen, die Wassereimer in den Häusern sind zugefroren, das Oel in den Krügen wird dick und perlt; die Strassen und Wege sind fest, tönen hell unter den Holzschuhen der Leute, die laufen, hin und hergehen verfolgt von dem Winde, der ächzt, pfeift wie atemlos; in den Radspuren, den Gräben, den Pfützen ist das Regenwasser gefroren; die Bäume bersten. Dort, in der Ferne, hinter den Bergen, breitet sich ganz sachte das Morgenrot aus, lachend in mächtigem Schleier, blau, rot, milchweiss und färbt die Schatten der Nacht; bald sind die Strassen und Felder überflutet von den ersten Strahlen des Tages. Kikeriki, kikeriki krähen die Hähne und man hört in den Hühnerställen lautes Schauern und Flügelschläge."

Die sinnliche Kraft des Ausdrucks wird durch den Gebrauch jener zahlreichen klangvollen Ausrufe und Flüche verstärkt, durch die der Provenzale seinen Gefühlen und seiner überströmenden Lebensfreude lärmenden Ausdruck verleiht. Das Brausen des Windes, der Hahnenruf, der Schrei der Tiere und Vögel, die Stimmen der Natur und die Geräusche, welche die Thätigkeit der Menschen begleiten, werden durch onomatopoetische Bildungen in naivvolkstümlicher Weise wiedergegeben. Der schlichte Erzählungston wechselt mit dem leidenschaftlich bewegten Stil, der in kurzen Sätzen, rhetorischen Fragen, Anreden an den Leser und die an der Handlung beteiligten Personen die Lebhaftigkeit des gesprochenen Wortes nachahmt: Die Bauern rüsten die Fässer zur Weinlese: „He, Massapan! he, Jacas de Menouret! Und pin! pin! patapin! patapan! s' ist der alte Biesse, der die Fässer und Tonnen abschabt. Und pin! pan! poum! Mont-Brun rollt sie, setzt sie auf das Lager oder bindet sie .... Herr Gott! was für ein Wirrwarr, was für ein Lärm und Spektakel! und was lärmt? Alles! Lärm von Retorten, von Karren, von Trögen, von Leitern, von Kübeln, von Körben. O du gute heilige Engelsmutter! wollt ihr noch mehr Lärm? Die Sprossen der Wagen machen grin! gran! Die Räder knarren, die ausgetrockneten Weinpressen rasseln auf den Steinen. Leute rufen sich an,

fiermamen, qu'en se caureiant sus nosto tèsto croungreiavo, à nostis iue vesènt, d'abime de blu, de lau rouginas, d'estang nega de clàri dentello, enastiado de franjo vióuleto, d'escarpido de sedo, de riban roussejant, verdejant, dins uno espouncho de rebat de flamo apéulido e treparello, devers d'escalabróusi bancado de nèu, que, de passado en passado, s'espaiavon de broundo regisclando, d'or regoulant. E tout aquel espetacle, dins un mouvemen de pavan, coume se fasié chouco, bressa d'aise, aperabas, davalavo. Adounc come se s'escapavo di peiriero de Font-Vièio, triounfalamen, l'arc-de-sedo enciéuclè l'espàci de si trelusènti coulour."

Burschen und Mädchen singen! Gewieher von Pferden, von Maultieren, Schreien von Eseln, Peitschenknall, Klingen von Schellen, Glocken, Kinnketten" .... Der eigentümliche Reiz dieser Erzählungen liegt in der Vereinigung eines urwüchsigen, von jeder theoretischen Überlegung unabhängigen Realismus mit Schönheitssinn und schwärmerischer Naturverehrung.

Batisto Bonnet erscheint uns als eine kraftvolle Künstlernatur, deren Empfinden und Denken von der unmittelbaren Betrachtung der Wirklichkeit abhängen. Seine Weltanschauung beruht auf dem schlichten Glauben der Väter. Aber in den langen Stunden einsamen Verweilens inmitten der Natur, fern von den Menschen, hat sich in ihm das Gefühl eines engen, unlöslichen Zusammenhanges mit der Natur entwickelt. Sein empfängliches Gemüt versenkt sich in den dunkeln Quell, aus dem unerschöpflich das Leben fliesst, in die „Seele" der Schöpfung, von der die tausend Stimmen der Natur zu ihm reden. Wie der Mystiker in der Betrachtung der Gottheit, so möchte Bonnet, in den Stunden der Hingabe, in dem All aufgehen; dieses Verhältnis zur Natur entspringt bei ihm nicht abstrakter Überlegung, sondern dem unmittelbaren Eindruck, der sinnlichen Empfindung. Trotz dieses Haftens an der Wirklichkeit, an dem heimatlichen Boden, von dem er sich nicht loszureissen vermag, und obgleich er das Leben in all' seinen Erscheinungsformen ohne einseitige Beschränkung betrachtet, ist das Werk Bonnet's von dem gesundesten Optimismus und nie versagender Lebensfreude durchzogen, während bei den meisten Künstlern eine zu enge Berührung mit der Wirklichkeit Pessimismus, Ironie oder die Abkehr von der Welt der Sinne zur Folge hat. Bonnet hat Armut und Entbehrungen kennen gelernt: er musste in früher Jugend allein unter Fremden leben, sein Liebstes ist ihm durch die grausame Hand des Todes entrissen worden und trotzdem denkt er mit Sehnsucht und Freude an seine Kindheit zurück; keine Klage, kein bitteres Wort, kaum ein Anflug von Wehmut, wenn er auf seine bewegte, ruhelose Vergangenheit zurückblickt. Seine Werke sind ein Hymnus auf das Leben und die reinen Freuden eines patriarchalischen Daseins, von denen keine diesem warmen Herzen verschlossen blieb. Ein Vergleich dieses kraftvollen, lebensfrohen Bauern, für den die Feldarbeiten Feste der Freude sind, mit dem grossen nordfranzösischen Bauernmaler François Millet drängt sich dem Leser von Vido d'Enfant und Le Valet de ferme auf. Wie Bonnet ist Millet ein Bauernsohn, der der Mutter Erde treu geblieben ist und die höchste Aufgabe der Kunst darin sieht, die „Stimme der Erde" (le cri de la

terre) und die Poesie des Landlebens in ihrer herben Grösse auszudrücken. Zahlreiche Bilder schildern, wie die Erzählungen Bonnet's, die „Tage und Arbeiten“ des Landlebens, die Freuden der Familie. Aber in einer Gestalt von unerbittlicher Herbheit hat Millet seine Auffassung des Landlebens symbolisch dargestellt: in öder Landschaft, auf steinigem mit Disteln bewachsenem Boden, steht auf eine Hacke gestützt, abgehärmt von der schweren, freudlosen Arbeit, ein Bauer, der mit leerem ausdruckslosem Blick in dumpfer Ergebenheit fragend in die Ferne starrt. Millet's „Mann mit der Hacke“ ist wie eine stumme Anklage gegen das Schicksal, wie eine angstvolle Frage nach dem Zweck und dem Wert des menschlichen Daseins und menschlicher Arbeit. Solche Fragen und die Stimmung, aus der sie hervorgehen, sind Bonnet fremd. Eine schlichte Frömmigkeit, die quälende Zweifel nicht aufkommen lässt, die überreiche Natur, in der er aufgewachsen ist und die zu überströmendem harmlosem Lebensgenuss auffordert und deren Schönheit zu erfassen und künstlerisch auszudrücken ihm gegeben ist, bilden ein genügendes Gegengewicht zu den Mühen und Schmerzen des Daseins. In diesen starken Künstlernaturen sind zwei Lebensauffassungen verkörpert, aus deren Verbindung und gegenseitiger Durchdringung die Eigenart vieler Werke moderner französischer Künstler — eines Chateaubriand, Renan, Hugo, Vigny — sich herausgebildet hat: nordische Innerlichkeit und die heitere Sinnlichkeit des Südländers, seine Freude am Leben, an der Farbe, an körperlicher Schönheit und lichtvoller Darstellung.

Leibniz als Politiker und Erzieher nach seinen Briefen an Boineburg.

Von

Karl Wild.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des Mainzer Staatsmannes Boineburg, Leibniz in die hohe Politik eingeführt zu haben. Selten ist es einem Gelehrten von dem jugendlichen Alter Leibniz's vergönnt gewesen, in die Umgebung eines bedeutenden Fürsten zu gelangen und von hoher Warte herab die Dinge der Gegenwart zu betrachten. Der Hof von Kurmainz bot für Leibniz in den fünf Jahren, die er dort zubrachte, vielseitige Anregung und reichliche Gelegenheit zur Erweiterung seines Wissens, zumal ihn der weltkundige Boineburg mit seiner Freundschaft auszeichnete. Dieser war auf einer Reise in Nürnberg mit Leibniz zusammengetroffen, und da er sofort das Ausserordentliche an dem jungen Gelehrten erkannte, lud er ihn zu sich nach Frankfurt ein. Indem Leibniz dieser Einladung Folge leistete, trennte er sich von der Gesellschaft der Goldmacher und Rosenkreuzer, unter die er zu Nürnberg geraten war.

In Frankfurt ordnete er Boineburgs umfangreiche Bibliothek, verfertigte für ihn Auszüge aus alten und neuen Schriften und machte Entwürfe für dessen Geschäfte. Nicht untergeordnet wie ein Sekretär oder Bibliothekar, sondern gleichgestellt wie ein Gesellschafter und Ratgeber lebte er in Boineburgs Hause. Er empfing auch keine Belohnung an Geld, sondern hatte nur die Ehre und den Gewinn, mit dem angesehenen und kenntnisreichen Staatsmanne vertrauten Umgang zu pflegen. Auf Boineburgs Rat suchte Leibniz eine Anstellung am Mainzer Hofe. Boineburg, mit dem Kurfürsten noch zerfallen, konnte ihm keine Empfehlung mitgeben. Leibniz empfahl sich selbst durch die Überreichung seiner Schrift: Neue Methode, die Rechtswissenschaft zu lernen und zu lehren. Dadurch erwarb er sich zwar ein gewisses Wohlwollen Johann Philipps

von Schönborn; aber es gelang ihm nicht, eine feste Anstellung zu erhalten. Der Kurfürst erteilte ihm den Auftrag, dem Hofrat Lasser bei der Revision des Gesetzbuches behilflich zu sein, wofür ihm eine wöchentliche Vergütung aus der kurfürstlichen Kammer gezahlt werden sollte. Da die Bezahlung höchst unregelmässig geleistet wurde, so war Leibniz mit seiner Stellung unzufrieden. Er hätte sich nicht zu Mainz halten lassen, wenn Boineburg nicht gewesen wäre. Zu ihm reiste er öfters nach Frankfurt hinüber und verweilte daselbst, solange es ihm seine Zeit gestattete.

Im Jahre 1668 vollzog sich eine Änderung am Mainzer Hofe. Der Freiherr Melchior Friedrich von Schönborn, ein Neffe des Kurfürsten, verlobte sich mit der ältesten Tochter Boineburgs. Das Ereignis war um so merkwürdiger, als der Vater des Bräutigams beim Sturze Boineburgs redlich mitgeholfen hatte. Bei diesem Triumph der Liebe musste der alte Staatsmann seinen verborgenen Groll aufgeben. Er liess sich wieder an den Mainzer Hof ziehen und erlangte bald den früheren Einfluss. Nun verwandte er sich beim Kurfürsten dafür, dass seinem Schützling Leibniz alle mögliche Berücksichtigung und Aufmunterung zu teil wurde, dass man ihm freie Zeit für seine Studien gewährte, und drang auch darauf, dass man ihm einen bestimmten Jahresgehalt aussetzte, was allerdings erst später nach wiederholtem Ansuchen bei der Ernennung Leibniz's zum Revisionsrat erfolgte. Mit den Fürsten und Gelehrten, die zu Mainz ankehrten, wurde Leibniz durch seinen Gönner bekannt gemacht; auf dessen Veranlassung hin traten verschiedene mit ihm in Briefwechsel; in Boineburgs Auftrage unternahm er Reisen nach Düsseldorf und Strassburg, in seiner Gesellschaft besuchte er das Diplomatenbad Schwalbach.

War es ein glücklicher Zufall gewesen, der die beiden hochgesinnten Männer zu Nürnberg zusammenführte, so verband sie eine geistige Verwandtschaft schnell und eng mit einander. Wie willig Leibniz auf die Gedanken Boineburgs einging, zeigt seine Abhandlung über Nizolius und seine Schrift gegen Wissowatius. Wenn es Boineburg auch nie dazu brachte, eine eigene Schrift zu veröffentlichen, so war er doch unermüdlich, andere zur Ausgabe alter Manuskripte, zur Sammlung von Reichsgesetzen, zur Beschreibung des Erzstifts Mainz oder zur Abfassung theologischer Untersuchungen anzufeuern. Er hatte den Kopf immer voll von Plänen und Entwürfen. In ihnen zeigt sich eine eigentümliche Begegnung mit den Bestrebungen Leibniz's, auch wo keine unmittelbare Beeinflussung des einen durch den andern stattfindet. Wie Leibniz für das Studium der Rechtswissenschaft philosophische Grundsätze aufstellte, so

wollte Boineburg nach langgehegtem Plane die Staatskunst mit der Philosophie in Verbindung setzen und die Fehler der Politik dialektisch erörtern. Ein anderer seiner Entwürfe bestand darin, eine Geschichte der Weltlitteratur seit Christi Zeiten zu schreiben. Natürlich konnte dies nur in kompilatorischem Sinne geschehen, doch sollten die einzelnen Gebiete vom religiösen und nationalen Gesichtspunkte beurteilt werden. Ganze Hefte wurden mit den Namen der Schriftsteller, die er zu verwerten gedachte, ausgefüllt, aber es ist bei dem Versuch geblieben. Leibniz's Plan, der hier zu erwähnen ist, war eng umgrenzt und viel praktischer. Er beabsichtigte, eine litterarische Zeitschrift zu Mainz herauszugeben; trotz des kaiserlichen Privilegiums stiess das Werk auf unbezwingbare Hindernisse. Nicht besser erging es Boineburg mit seinem Vorschlag, eine Stätte der Wissenschaft am Rhein zu gründen, die von den umliegenden Staaten geschützt und zur Pflege der physikalischen und chemischen Studien dienen sollte. Obwohl er bereits mit Mazarin darüber gesprochen und vom König von England Aufmunterung erfahren hatte, so vermochte er doch nicht, das Institut ins Leben zu rufen. Leibniz liefert auch zu diesem Unternehmen eine Parallele in seinem Bestreben, eine wissenschaftliche Sozietät, wie sie zu Paris und London bestand, in Mainz zu stande zu bringen.

Es waren Versuche, kühne Anläufe, weitausblickende Entwürfe, die für den Charakter Boineburgs und Leibniz's, sowie für die zu Mainz herrschende universalistische Richtung bezeichnend sind.

In den Kreisen der deutschen Gelehrten wurde Boineburg als Mäcen verehrt. Sein ausgedehnter Briefwechsel war nach Art der Humanisten eingerichtet, so dass die inhaltsreichen Schreiben von Hand zu Hand liefen, wobei Boineburg den Mittelpunkt bildete. Er teilte auch die Rollen aus zur Verteidigung und Bestreitung zeitgemässer Thesen. Meist waren es religiöse Fragen, über die der Kampf hin- und herwogte. Obgleich Konvertit, war Boineburg doch wegen seines massvollen Urteils anerkannter Schiedsrichter, der allerdings oft nicht verhindern konnte, dass der Disput in Zänkereien ausartete. Leibniz wurde in den Schriftwechsel eingeweiht, und auf grund seiner Unterredungen mit ihm schöpfte Boineburg die Hoffnung, Leibniz werde sich noch dem Katholizismus nähern und vielleicht gar in den geistlichen Stand treten, wo ihm am meisten Zeit und Gelegenheit zum Bücherschreiben geboten sei. Wenn sich Boineburg auch mit dieser Hoffnung einer Täuschung hingab, so erwies sich doch Leibniz empfänglich für die von Boineburg mit besonderer Vorliebe betriebenen Reunionsversuche und hat zeitlebens an dem

Traume festgehalten, es könnte durch gelehrte Erörterungen eine Vereinigung der christlichen Kirchen erzielt werden [1]).

Ireniker sind immer Optimisten, weil sie von einem begeisternden Gedanken getragen die Schwierigkeiten übersehen, die in der Welt der Wirklichkeit vorhanden sind. Einen optimistischen Zug kann man auch in der Mainzer Neutralitätspolitik wahrnehmen. Der Kurfürst und sein Berater Boineburg wollten sich nicht zu willenlosen Gefolgschaftern des Wiener Hofes erniedrigen, von dem sie doch für die Westgrenze des Reichs keinen kräftigen Schutz zu gewärtigen hatten; sie meinten den französischen König dadurch von gewaltthätigen Angriffen abzuhalten, dass sie sich mit ihm freundlich zu stellen suchten. Je mehr sich aber die wahre Natur Ludwigs XIV. offenbarte, um so unhaltbarer wurde ihr System der Neutralität. Sie mussten sich in immer neuen Versuchen abmühen und konnten doch keine Vermittlung zwischen den Gegensätzen herstellen.

Leibniz hat uns drei politische Schriften aus der mainzischen Periode hinterlassen. Die erste über die polnische Königswahl ist aus einfachen Schlussfolgerungen, die auf den Herzog von Neuburg als Kandidaten hinzielen, zusammengesetzt und berührt häufig die Gefahr, die der Christenheit von Osten droht; die zweite über die Securitas publica handelt von der Gefahr, die dem Reiche von Westen droht, und befürwortet einen neuen Rheinbund, dessen eigentlicher Zweck dem französischen König verborgen bleiben sollte. In richtiger Beurteilung der Sachlage erkannte Leibniz die doppelte Gefahr für das Reich. Sein erfinderischer Geist ersann ein Mittel, bei dessen Anwendung eine Gefahr durch die andere aufgehoben, eine Gewalt durch die andere im Schach gehalten wurde [2]). Er ist von seinem Plane so sehr eingenommen, dass er ihn den Stein der Weisen für die Politiker seiner Tage nennt. Der Ausführung dieses Planes dient die dritte Schrift, oder vielmehr eine ganze Reihe zusammengehöriger Schriften, unter denen eine auf der andern sich aufbaut, bis die letzte Ausgestaltung fertig ist.

Auch Leibniz zeigt in seinen Schriften den Charakter der mainzischen Politik. Boineburg sagte einmal, als die spanische Erbfrage auftauchte, er werde die Gelegenheit benützen, um den Entwurf einer Union zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon abzufassen; wenn es auf

---

1) Vgl. Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen I, 138.

2) K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Leibniz, 1. Buch, S. 71, 2. Absatz.

ihn ankäme, so wollte er in acht Tagen die Union zu stande bringen [1]). In dieser Vorliebe für erfindungsreiche Politik traf er mit Leibniz zusammen. Es hatte für beide einen unwiderstehlichen Reiz, die Wege aufzuzeigen, auf denen scheinbar Unmögliches verwirklicht und Entgegengesetztes vereinigt werden konnte. Dabei verfielen sie in den leicht erklärlichen Fehler, schön ausgedachten Beweisführungen und diplomatischen Kunstleistungen eine Kraft zuzutrauen, die ihnen nicht innewohnt; denn mögen sie noch so überzeugend sein, die Entscheidung und Verwirklichung richtet sich nicht nach logischen Gründen, sondern nach Willensmomenten, die von der realen Welt abhängig sind. Darum treibt der Staat die beste Politik, der mit der Klugheit der Diplomatie die nötige Machtentfaltung zu verbinden weiss.

Es wäre ein müssiges Geschäft, zu untersuchen, wie weit Leibniz bei der Abfassung seiner Mainzer Schriften von Boineburg abhängig war. In politischen Dingen war Boineburg zweifelsohne sein Lehrmeister. Dass er ihn ungünstig beeinflusst habe, kann nur der behaupten, der Boineburgs patriotischen Charakter verkennt und ihn für einen feilen Parteigänger der Franzosen hält. Wir treffen oft im Einzelnen bei Leibniz auf Gedanken, die Boineburg bei anderer Gelegenheit oder früher ausgesprochen hat; sie sind aber bei dem jungen Freunde so eigenartig beleuchtet und dargestellt, dass sie als Leibniz's Eigentum zu gelten haben. Wenn einmal später Leibniz in grosser Missstimmung aufzählt, was er alles für Boineburg geleistet habe, ohne eine entsprechende Vergütung zu erhalten [2]), so wäre er doch gewiss der letzte gewesen, der Boineburg ein Verdienst an seiner geistigen Entwicklung abgesprochen hätte. Was die gegenseitige Anregung im Allgemeinen betrifft, so darf man wohl von den beiden geistesverwandten Freunden sagen, so viel der eine gegeben hat, hat er von dem andern wieder empfangen.

Seinem Gönner Boineburg hatte es Leibniz zu danken, dass er im Frühjahr 1672 in den Stand gesetzt wurde, eine Reise nach Paris zu unternehmen. Von Boineburg wurde er mit Geld und Empfehlungsbriefen ausgestattet; dieser bewirkte auch bei dem Kurfürsten, dass dem Revisionsrate Dr. Leibniz ein längerer Urlaub verwilligt wurde, während dessen ihm seine Stelle offen blieb. Der Kurfürst legte Leibniz keine

---

1) Boineburg schrieb am 6. Dezember 1663 an Lincker: Sobald ich Zeit habe, mache ich ein Eventualinstrumentum inter Caesarem et Regem Christianissimum, in eventum mortis Infantis Hispani nec non et alias. Archiv zu Wiesentheid in Unterfranken.

2) Vgl. das Memorial bei O. Klopp, die Werke Leibniz's III, 45.

weitere Verpflichtung auf, als dass er von den „Früchten" seiner Reise und den Pariser Neuigkeiten Bericht erstatten sollte. Wie brannte Leibniz vor Verlangen, an den Sitz der abendländischen Bildung zu kommen und die Koryphäen der Wissenschaft persönlich kennen zu lernen! Er hatte aber auch gewisse Geschäfte zu besorgen, Bücher für Boineburg einzukaufen und dessen gesperrte Pension wieder in Fluss zu bringen. Das letztere war eine ziemlich schwierige Sache. Aber Leibniz ritt am 19. März 1672 [1]) frohen Muts aus Mainz hinaus und liess sich auch nicht anfechten, dass sein Beutel der nötigen Rundung entbehrte; er enthielt wohl nicht viel mehr als die 100 Thaler, die ihm Boineburg mitgegeben hatte. Aber wozu sich von Sorgen plagen lassen! Er brachte ja einen grossen Plan mit; wenn dieser zur Ausführung gelangte, dann war er aller Sorgen ledig, dann wurden seine finanziellen Geschäfte leicht abgewickelt, dann öffnete sich ihm der Artuskreis der um Ludwig XIV. versammelten Gelehrten. Warum sollte er noch daran zweifeln, dass der König auf den Plan eingehen werde, der ihm zu alexandergleichem Ruhme verhelfen musste! Hatte er doch bereits durch den Minister Pomponne seine Bereitwilligkeit ausdrücken lassen, etwas Näheres von dem Plan und seinem Urheber zu hören!

Leibniz hatte nichts Geringeres im Sinn, als Ludwig XIV. zu einem neuen Kreuzzug zu bewegen, der da anheben sollte, wo zuletzt der heilige Ludwig die Macht des Christenfeindes aus den Angeln zu heben versuchte: in Ägypten. Durch eine Expedition nach Ägypten konnte sich der französische König die oberste Gewalt in der Christenheit aneignen, seine Feinde, die Holländer, durch die Vernichtung ihres Handels züchtigen, und für Deutschland ergab sich die segensreiche Folge, dass es von den drohenden Angriffen seines ehrgeizigen Nachbarn verschont blieb.

Über die Reihenfolge und Bedeutung der zahlreichen, auf den ägyptischen Plan bezüglichen Schriften herrschten lange Zeit irrige Ansichten, bis es den Arbeiten von Guhrauer und O. Klopp gelang, Licht zu schaffen. Aber noch in mehreren Punkten, z. B. hinsichtlich der Abfassung der beiden Hauptschriften, ist man auf blosse Vermutungen angewiesen. Auch sind wir über das erste Jahr von Leibniz's Aufenthalt zu Paris schlecht unterrichtet, da wir bisher nur sehr dürftige Reste seines Briefwechsels mit Boineburg besassen. Durch die im gräflich von schönbornischen Schloss zu Wiesentheid aufgefundenen Schriftstücke erhalten

1) Vgl. zum Datum, Blumstengel, Leibniz's Ägyptischer Plan, Diss. Leip. 1869 S. 110.

wir in mancher Hinsicht Aufhellung. Das neue Material besteht in einer Abschrift des Consilium Aegyptiacum von Leibniz's eigener Hand, in ungefähr 17 Briefen Leibniz's an Boineburg und dessen Schwiegersohn, endlich in einem Chiffrenschlüssel, durch den falsch Gedeutetes richtig gestellt und überhaupt ein genaues Verständnis der bereits bekannten Briefe Boineburgs an Leibniz ermöglicht wird.

Wir unterscheiden zwei Hauptschriften über den ägyptischen Plan, die grosse Denkschrift oder die iusta dissertatio und den Auszug daraus, gewöhnlich Consilium Aegyptiacum genannt.

Ehe Leibniz nach Paris reiste, hatte er bereits die grosse Denkschrift verfasst; sie war nicht bloss zu Faden geschlagen, sondern zum grossen Teil schon ins Reine geschrieben. Der Sekretär Boineburgs, Johann Jakob Münch, hatte die Abschrift bis zu dem letzten Drittel fortgeführt, das von den europäischen Staaten handelt. Von diesem letzten Stück besass Leibniz nur sein Originalkonzept. Auffallend ist, dass Boineburg in seinen ersten Briefen nach Paris [1]) so sehr auf die schriftliche Darlegung der Mittel und Wege zur Ausführung des Planes dringt, gleich als ob er der Meinung wäre, Leibniz hätte darüber noch gar nichts Fertiges in Händen. Man kann sich diesen Widerspruch nur dadurch erklären, dass man annimmt, Boineburg verschaffte sich bei der eiligen Abreise Leibniz's keinen genauen Einblick in den Stand der Dinge und hielt wohl Leibniz's Schrift für eine blosse Vorarbeit. Dieser versäumte, durch wissenschaftliche Interessen abgelenkt, hinreichende Auskunft in der Sache seinem Freund und Gönner zu geben. Erst im November 1672, als sich wiederum Aussicht bot, den Vorschlag anzubringen, sprach er sich klar und deutlich aus, dass nämlich die grosse Denkschrift von ihm schon lange verfasst und von Münch ins Reine geschrieben worden sei. Damals übersandte er auch durch den Mainzer Agenten Barkhausen die grosse Denkschrift im Original; den Schluss wollte er noch selbst abschreiben und ihn dann durch den Residenten Du Fresne Boineburg zukommen lassen [2]).

Der erste Teil der grossen Denkschrift ist auch sicher kurz vor Boineburgs Tode in dessen Hände gelangt; denn eine zweite Schrift, die Barkhausen ebenfalls anvertraut war, findet sich im Nachlasse Boineburgs. Eine erneute Nachforschung unter den ungeordneten Papieren mag vielleicht noch den ersten Teil der grossen Denkschrift zu Tage fördern. Aber der Schluss ist Boineburg nicht mehr zugestellt worden;

1) Vgl. den Brief vom 30. April. O. Klopp, Die Werke Leibniz's II, 134.
2) Vgl. die Briefe Leibniz's vom 11. und 26. November. Arch. zu Wies.

denn Du Fresne, der ihn überbringen sollte, wurde durch eine schwere Krankheit an seiner Mainzer Reise verhindert, und bald erkrankte auch Boineburg und starb in der Mitte des Dezember.

Das in Hannover aufbewahrte Exemplar der Justa dissertatio besteht aus der Abschrift Münchs von 38 Bogen und aus dem Schluss des Originalkonzepts von ungefähr 10 Bogen. Die Lücke vor der Schilderung der europäischen Staaten erklärt sich aus der Zusammenfügung der ungleichartigen Teile[1]).

Die kleinere Denkschrift in der Überschrift Consilium Aegyptiacum, in den Briefen an Boineburg Breviarium genannt, stellte Leibniz als Auszug aus der grösseren während des Sommers zu Paris her. Dann begann er die Abschrift für Boineburg. Am 16. Oktober übersandte er einen Bogen kleineren Formats, der von Boineburg in seinem Antwortschreiben mit plagula bezeichnet wurde[2]); man lasse sich aber durch den Namen nicht irre führen; er enthielt in Leibniz's zierlicher Handschrift beinahe ein Drittel des Ganzen, ungefähr 10 Druckseiten. Den Rest von $2^1/_2$ Bogen schickte Leibniz am 11. November durch Barkhausen nach Mainz; er ist mit derselben Tinte und Feder geschrieben wie der Brief vom genannten Datum. Darnach bildet das Wiesentheider Exemplar eine Abschrift des Originalkonzepts, das sich zu Hannover befindet. Darauf deuten auch die vielen Flüchtigkeitsfehler. Es werden weit mehr Auslassungen als Hinzufügungen gemacht; beide sind aber zu unbedeutend, um einzeln aufgezählt zu werden. Oft werden von Leibniz in der Eile die Absätze vergessen oder sind erst nachträglich kenntlich gemacht. Am Ende des ersten Bogens findet sich eine empfindliche Lücke von einer Druckseite, veranlasst durch den unvermittelten Abbruch bei der ersten Sendung und durch die Wiederaufnahme des Schreibens mit einem neuen Kapitel bei der zweiten Sendung.

Die kleinere Denkschrift hält sich im ersten Teil ziemlich genau an ihre Vorlage, die iusta dissertatio, verlässt sie aber infolge der veränderten Zeitlage im zweiten Teile. Die Umgestaltung bezieht sich besonders auf das Verhältnis des Kaisers zum König von Frankreich, deren Verbindung nachdrücklich gefordert wird, und auf die Schilderung Hollands, wobei die ausführliche Digression über die Religion und den Handel der Holländer beinahe ganz ausgelassen ist. Während in der grossen

---

1) Die Beschreibung der Schrift s. in O. Klopp, Die Werke Leibniz's II Einleitung LXXXIII u. 155.

2) In dem Brief vom 7. November. Klopp, Werke II, 141. Der erste Bogen wurde später in zwei Blätter zerschnitten.

Denkschrift eine Expedition auf Knall und Fall angeraten wird, ist hier der künftige Friedensschluss mit Holland in Erwägung gezogen. Der frühere Epilog konnte auch nicht mehr nach dem Ausbruch des Kriegs bestehen bleiben; überhaupt ist vieles entsprechend der veränderten Adresse in andere Beleuchtung gestellt; denn die iusta dissertatio war für den französischen König bestimmt, das Consilium Aegyptiacum ist für Boineburg und den Mainzer Kurfürsten geschrieben. Leibniz bemerkte[1]) über die Abfassung des Consilium, er habe den Schluss während des Sommers umgestaltet, doch weiche er nicht vom vorgesteckten Ziele ab und könne leicht näher ausgeführt werden. Sonach hat sich die Vermutung O. Klopps als richtig erwiesen, dass die kleine Denkschrift das Skelett darstellen sollte, welches durch die iusta dissertatio mit Fleisch und Blut zu umkleiden war.

Es ist bekannt, welch' bittere Täuschung Leibniz mit seinem Vorschlag erfahren hat. Der Grund der Ablehnung lag nicht in dem Abenteuerlichen des Planes. Aufforderungen zum Kampf gegen die Türken wurden seit der Schlacht am St. Gotthard von mehreren Seiten an Ludwig XIV. gestellt. Sie waren allerdings von anderem Geist getragen und aus andern Motiven hervorgegangen als der Leibnizische Vorschlag. Conring widmete im Jahr 1664 eine Sammlung von neun Türkenschriften dem Gesandten des allerchristlichen Königs. Das schlechte Einvernehmen Frankreichs mit der Pforte, wo seine Gesandten mit Stuhlfüssen traktiert wurden, war allgemein bekannt. Leibniz's Gedanke lag sozusagen in der Luft, wenn er ihn auch auf seine Art darstellte. Und dass der in der Gelehrtenstube ausgereifte Plan zu verwirklichen war, beweist die energische That Napoleons, der durch seine Expedition nach Ägypten einen Schlag gegen die Erben des holländischen Handels auszuführen gedachte. War es etwa das unansehnliche Äussere Leibniz's, das seinem Anbringen hinderlich war? Boineburg sah sich ja veranlasst, in seinem Empfehlungsschreiben an Pomponne dem unvorteilhaften Eindruck, den die Erscheinung Leibniz's auf jeden Unkundigen machte, vorzubeugen. Aber Leibniz ist gar nicht zum persönlichen Vortrag gekommen. Was seinen Vorschlag unannehmbar machte, war die Ungunst der Verhältnisse und die Abneigung des Königs. Eine weniger geeignete Zeit hätte Leibniz für sein Anbringen gar nicht wählen können als die, da er zu Paris anlangte. Soeben war der Krieg gegen Holland losgebrochen. Man hatte ihn ja seit Dezember 1671 zu Mainz bestimmt vorausgesehen, und Leibniz

1) In seinem Brief an Boineburg vom 11. November 1672. Arch. z. Wiss.

hatte auch in seiner Denkschrift mit der Möglichkeit des Krieges gerechnet, aber vor ihm gewarnt, weil er schwere Verwicklungen im Gefolge haben konnte. Nun kam er mit seinem bereits von dem Gang der Dinge überholten Vorschlag mitten in den Kriegstumult hinein, von dem das Volk und der Hof heftig ergriffen wurden. Der König liebte die kleinen Expeditionen an der belgischen oder deutschen Grenze, wo das Hoflager mit seinem ganzen Pomp nachziehen und die kriegerischen Erfolge mitfeiern konnte, aber nach überseeischen, kampf- und gefahrvollen Kriegszügen trachtete sein eitler Sinn nicht. Leibniz hatte sich, wie er später einsah, in der Beurteilung Ludwigs XIV. gründlich geirrt; er war kein Alexander, er war kein Ludwig der Heilige. Der Empfehlungsbrief Boineburgs an Pomponne ist zu Hannover nur in Leibniz's Abschrift vorhanden. Es scheint also, dass er abgegeben wurde. Aber Leibniz selbst kann ihn nicht überbracht haben; denn er lässt sich später durch Antoine Arnaud dem Minister empfehlen, wie wenn er diesem noch ganz unbekannt wäre [1]). Der Finanzrat Morel, mit dem Leibniz sofort nach seiner Ankunft in geschäftliche Beziehungen trat, wird ihn über die Stimmung am Hofe aufgeklärt haben. Auf diesem Wege wird ihm auch die Mitteilung zugekommen sein, dass man nach Beendigung des Kriegs, der nur kurze Zeit dauern werde, dem Vorschlag näher treten wolle. Leibniz sah selbst ein, dass er jetzt nur tauben Ohren predigen würde. In seiner Verstimmung wandte er sich wissenschaftlichen Studien zu, war aber weit entfernt, seinen Lieblingsplan, in den er sich so sehr eingelebt hatte, ohne weiteres aufzugeben. Während des Sommers fasste er den Entschluss, bei Johann Philipp von Mainz den Hebel zum Gelingen des Werkes einzusetzen. Darum verfertigte er für Boineburg den Auszug aus der grossen Denkschrift zum Vortrag bei dem Kurfürsten. Ehe er damit fertig wurde, hatte Boineburg bereits dem bisher uneingeweihten Kurfürst einige Eröffnungen gemacht; er gewährte ihm zwar noch keinen vollkommenen Einblick in die Sache [2]), aber Johann Philipp war sogleich Feuer und Flamme. Das war gerade ein Plan, wie er ihn liebte, bei dem er selbst eine Rolle spielen konnte, die ihm zusagte und seinem Ehrgeiz schmeichelte. Der damals zu Mainz anwesende Gesandte Feuquières [3]) wurde von dem Kurfürsten aufgefor-

1) Vgl. O. Klopp, Werke II, 139.

2) Vgl. den Brief Boineburgs an Leibniz vom 6. Juni 1672. O. Klopp, Werke II, 136. G = Moguntinus.

3) Über die Korrespondenz des Gesandten mit Pomponne vgl. Guhrauer, Kurmainz III, 294.

dert, dem Minister Pomponne in das Lager Doesburg Bericht zu senden, die Mainzische Friedensvermittlung anzubieten und den grossen Plan zu unterbreiten. Pomponne antwortete in ironischer Weise, seit Ludwig dem Heiligen seien die Kreuzzüge ausser Mode gekommen. Wir begreifen seine charakteristische Antwort, wenn wir an den damaligen Siegesjubel denken und die diplomatischen Bemühungen beachten, durch die Frankreich bei der Pforte namhafte Vorteile zu erreichen hoffte.

Dieser zweite Versuch, den ägyptischen Plan anzubringen, geschah im Juni 1672; wichtiger ist der dritte Versuch im Herbste, wozu die beiden Denkschriften von Leibniz aus Paris nach Mainz geschickt wurden.

Der Kurfürst von Mainz hatte sich mit mehreren Ständen, Anhängern seiner Politik, verabredet, sie wollten dem König von Frankreich in seinem Streit mit Holland ihre Vermittlung anzubieten. Deshalb wurde der Mainzer Oberhofmarschall Melchior Friedrich von Schönborn nach Paris gesandt. Leibniz entwarf auf Boineburgs Aufforderung hin eine Instruktion, die dem Mainzer Gesandten zur Richtschnur dienen sollte. Das von dem Freiherrn überbrachte Memorial[1]) an den König war in einem äusserst demütigen Tone gehalten und beehrte ihn mit vielen Schmeicheleien. Er schien von der Vorsehung dazu auserlesen, den Feind der Christenheit, der jetzt wieder in Polen einen Vorstoss wagte, niederzuwerfen. Zuerst musste der allerchristlichste König seine siegreichen Erfolge in Holland durch einen billigen Frieden abschliessen und dann sich mit seinen Streitkräften zu Wasser und zu Land, die ihm Gott zu diesem Zweck in solcher Fülle anvertraut hatte, gegen die Türken wenden, um seinem glorwürdigen Namen neuen und unsterblichen Ruhm zu verschaffen. Leibniz war mit dem Memorial zufrieden, weil darin von dem notwendigen Bündnis der Christenheit gegen die Türken geredet wurde[2]). Man konnte daraus sehen, dass der Kurfürst mit der Anschauung Boineburgs übereinstimmte. Dadurch wurde der ägyptische Plan durch des Kurfürsten Autorität gestützt und ausserdem der für Boineburg vorteilhafte Eindruck hervorgerufen, dass sein Einfluss zu Mainz wieder massgebend war.

Am französischen Hofe war man aber nicht geneigt, die Vermittlung des Mainzer Kurfürsten in dem Kriege gegen Holland anzunehmen. Dazu hatte man bereits Schweden zugelassen. Wohl aber konnte der Kurfürst zwischen Frankreich auf der einen und dem Kaiser und Bran-

1) Mit den nötigen Abänderungen versehen, diente es später zur Proposition am englischen Hof. Es befindet sich im Arch. z. Wies.

2) Brief Leibniz's an Boineburg vom 25. November. Arch. z. Wies.

denburg auf der anderen Seite vermittelnde Dienste leisten [1]). Zu Paris hegte man nämlich über die Neutralität des Reichs gerechte Zweifel; denn gerade damals traf ein Kurier vom Prinzen von Condé mit der Meldung ein, dass ein Teil des kaiserlich-brandenburgischen Heeres den Rhein überschritten habe [2]). Von der Unterscheidung zwischen deutschen Vernältnissen, wofür die Vermittlung angenommen, und den ausserdeutschen Verhältnissen, wofür sie abgelehnt wurde, liess sich Pomponne nicht abbringen. Immer wieder brachte er diese Unterscheidung vor [3]). Der König sprach sich in der Audienz, die er dem mainzischen Gesandten erteilte, günstiger aus. Wenn er sich entschloss, jemand in Deutschland das Amt eines Vermittlers oder Schiedsrichters anzuvertrauen, so war dies niemand anders als der Kurfürst von Mainz. Zuvor musste sich aber der König mit England verständigen, mit dessen Gesandten er in Unterhandlung zu treten versprach. Daraufhin schöpfte Leibniz grosse Hoffnung auf das Gelingen des Friedenswerkes, wodurch die Vorbedingung zur Annahme des ägyptischen Planes erfüllt wurde. Mit grosser Freude verzeichnete er die Nachricht, dass der König seine beabsichtigte Reise verschob und in St. Germain blieb. Auch glaubte er aus guter Quelle erfahren zu haben, dass der König selbst von der Notwendigkeit eines baldigen Friedens überzeugt sei. Wenn nur Boineburg hier wäre, rief Leibniz damals aus, jetzt könnte der grosse Wurf gewagt werden. Der Freiherr von Schönborn war nämlich durch die Versprechungen, die man Lothringen gab, an der freien Bewegung gehindert. Vielleicht konnte es aber ermöglicht werden, dass der Freiherr von Paris nach Wien ging und Boineburg mit neuen Aufträgen nach Paris reiste. Wenn diese glückliche Vertauschung zu Stande kam, dann war der Sieg auf allen Punkten gewonnen.

Indes — Pomponne liess nicht von seiner bekannten Unterscheidung ab, und England hielt mit seiner Erklärung zurück. Allmählich wurde auch Ludwigs XIV. geringe Neigung zum Frieden offenbar, womit die Hoffnung auf Annahme des ägyptischen Planes wieder herabsank. Als endlich der Mainzer Oberhofmarschall bei Pomponne etwas von dem Vorschlage in seiner Rede einfliessen liess, that der Minister, als ob er es gar nicht gehört hätte [4]). Trotzdem liess Leibniz noch nicht alle Hoffnung fahren.

1) Vgl. Brief Leibniz's vom 21. November. Arch. z. Wies.

2) Vgl. Brief Leibniz's vom 25. November. Arch. z. Wies.

3) Vgl. Brief Leibniz's vom 26. November: Audiemus an eam hodie 10 (Pomp.) sit recorturus.

4) Vgl. Brief Leibniz's vom 5. Dezember 1672: quasi non adverteret animum. Arch. z. Wies.

Täglich besprach er sich mit dem Oberhofmarschall, wie man einen letzten Versuch am füglichsten unternehme. Er wollte den Oheim des Ministers, den ihm bekannten Antoine de Arnaud, aufstacheln, seine hilfreiche Hand zur Betreibung einer so heiligen Sache zu bieten. Aber Leibniz musste sich zuletzt selbst gestehen, dass nach einer Umstimmung des Ministers Pomponne wenig erreicht war, weil dieser beim König noch nicht genügenden Einfluss besass. Anders stand es freilich mit Louvois; aber dieser war, wie Leibniz wusste, zur Befürwortung seines Plans ganz und gar nicht geeignet. In diesen ungünstigen Verhältnissen am Hof erblickte Leibniz mit Recht das grösste Hemmnis für sein Vorhaben.

Die Resolution des Königs erfolgte erst in der Mitte des Dezember. Ludwig XIV. liess die neutralen Stände des Reichs nur dann als Vermittler auch in die Unterhandlung mit Holland zu, wenn sie zuvor das kaiserlich-brandenburgische Heer zum Rückzug über den Rhein veranlassten. Seine königliche Würde verbot ihm eine bedingungslose Zulassung.

Damit war aber dem Kurfürsten von Mainz wenig gedient; er musste in den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit dem König kommen, wenn er an den Kaiser oder an Brandenburg das verlangte Ansinnen stellte. Dass er aber weit entfernt war, irgendwie aus seiner Neutralität herauszutreten, das bewies nach Leibniz's Urteil gerade die letzte Sendung des Oberhofmarschalls nach Paris[1]).

In seinen letzten Briefen an Boineburg erwähnte Leibniz nur ganz flüchtig den ägyptischen Plan, um beizufügen, dass er jetzt aussichtslos sei. Er ist mit seinen Gedanken schon nach England hinübergesegelt, wohin er die mainzische Gesandtschaft begleiten durfte. Was ihn nach Paris zog, das lockte ihn auch nach London, die Aussicht, mit den dortigen Gelehrten in näheren Verkehr zu treten. Er bat Boineburg, seine Briefe an Oldenburg, den Sekretär der königlichen Sozietät, zu adressieren, und wünschte Mitteilungen, wie er die boineburgischen Geldforderungen beim Prinzen Ruprecht betreiben sollte. Boineburg gelangte nicht mehr in den Besitz der letzten Schreiben Leibniz's. Durch seinen Tod verzögerte sich die Abreise der Gesandtschaft. Es hatte aber auch keine Eile damit; denn man wusste im Voraus, dass sich der englische Hof nicht anders als der französische entscheiden werde. Immerhin galt es, die Abrede, die Johann Philipp mit einigen Ständen genommen hatte, zur Ausführung zu bringen. Auch war es von gewisser Bedeutung, die Ab-

1) Nach dem Postskriptum eines undatierten Briefs Leibniz's an Boineburg, aus dem Monat Dezember. Arch. z. Wies.

sichten des englischen Hofes näher kennen zu lernen. Kaum war die Gesandtschaft auf englischem Boden, so wurde der Tod des Mainzer Kurfürsten gemeldet. Der Oberhofmarschall eilte, vom englischen König reich beschenkt, nach Deutschland zurück; Leibniz begab sich wieder nach Paris. Die englische Reise brachte für Leibniz grossen wissenschaftlichen Gewinn [1]) und erweiterte auch seine politische Anschauung; er verfolgte von da an die englische Politik mit grossem Interesse. Seine Erwägungen über das eigentümliche Verhalten des englischen Königs füllen einen grossen Teil der Briefe aus, die er im Jahre 1673 an den Oberhofmarschall richtete.

Es erübrigt noch, einige Bemerkungen Leibniz's aus seinem Briefwechsel mit Boineburg und dessen Schwiegersohn hervorzuheben, die für seine Beurteilung als Politiker von Wichtigkeit sind.

Leibniz ist in Paris zu keinem Bewunderer des französischen Königs geworden; natürlich hat er sich bei der Bildung seines Urteils auch durch die Verstimmung beeinflussen lassen, in die er durch die Ablehnung des ägyptischen Planes geriet. Der König ist nach seinem Urteil furchtsam; wenn einmal seine Besorgnis erregt ist, so tritt bei ihm jede andere Erwägung zurück. Man darf ihm nur energischen Widerstand entgegensetzen, so verzichtet er bald auf weiteres Vorwärtsdringen. Die Deutschen haben eigentlich gar keinen Grund, sich vor ihm zu ängstigen, wenn sie diese Seite seines Charakters kennen. Darum ist es zweckmässig, wenn die kriegslustigen Stände des Reichs etwas losdonnern und die über den Rhein flutenden Feinde zurücktreiben [2]). Von Schweden hat man ja nichts zu befürchten; Dänemark und Braunschweig können es leicht im Zaum halten. Der König zeigt zwar jetzt Neigung zum Frieden, wahrscheinlich um Zeit zu besserer Rüstung zu gewinnen. Wenn er die Vorschläge von Kurmainz zurückweist, so kann man nicht mehr über seine Absicht im Unklaren sein. Dann müssen aber die Zügel, die man dem stürmischen Brandenburger angelegt hat, losgelassen werden.

Ist das derselbe Leibniz, der die Schrift de castigando per Saxonem Brandeburgico verfasst hat, in der er den Rat giebt, hinter dem Rücken des Brandenburgers die sächsischen Waffen aufblitzen zu lassen, um den kühnen Kurfürsten von jeder Einmischung in den Krieg abzuhalten? Der Widerspruch ist allerdings gross; hier nimmt er keinen Anstand, selbst die Entfachung des Religionshasses zu empfehlen, um das Um-

---

1) Vgl. darüber Guhrauer, G. W. von Leibnitz I, 125.

2) Brief Leibniz's an Boineburg vom 4. November 1672. Arch. z. Wies.

sichgreifen des Kriegs zu verhindern, und dort klingt in seinen Worten ein kampfesmutiger Ton. Die Schrift ist am Anfang Oktober, die Briefe sind im November geschrieben, also beinahe zu derselben Zeit[1]). Man kann den Widerspruch nicht dadurch lösen, dass man die Schrift als bestellte Arbeit der Mainzer Staatsmänner betrachtet; denn Leibniz giebt ausdrücklich an, dass die Initiative von ihm ausging. Aber was Leibniz in dem Consilium de castigando Brandeburgico als seine persönliche Ansicht anführt, dient doch mehr zur Einkleidung und zur Begründung der Abfassung, als dass es zur Beurteilung seiner Gesinnung massgebend wäre. Auch macht das Ganze den Eindruck eines schnell entworfenen Projekts, mit dem er sich den Mainzer Staatsmännern gefällig erweisen wollte, als diese beim Herannahen des brandenburgischen Heeres in grosse Aufregung geraten waren. Hatten sie doch von Anfang an befürchtet, der Krieg könnte sich in die Rheingegend ziehen! Leibniz hat von dem Vorrecht eines universalen Denkers, sich fremden Anschauungen anzupassen und sie mit Eifer zu vertreten, ausgiebigen Gebrauch gemacht, z. B. in seinem Anerbieten, katholische Dogmata dialektisch zu rechtfertigen. Er mag in seinem Bestreben, sich Verdienste zu erwerben, hier und da die Grenze des Erlaubten überschritten haben, jedenfalls liegt kein Grund vor, ihn wegen seiner Schrift gegen Brandenburg zu einem eigensüchtigen Verfechter skrupelloser Politik zu machen[2]). Über seine wahre Gesinnung werden wir durch das Zeugnis seiner Briefe unterrichtet. Diese kleinen Produkte seines Geistes sind uns darum so schätzenswert, weil in ihnen seine innerste Überzeugung frei und unmittelbar zum Ausdruck kommt.

Leibniz spricht nie in verächtlicher Weise von Ludwig XIV.; aber er kennt seine masslose Eitelkeit. Wenn ihm die Holländer etwas geschmeichelt hätten, als sie sich dazu verstehen mussten, Friedensanerbietungen zu machen, so hätte sich der König sicher finden lassen[3]). In einem Bericht an den Freiherrn von Schönborn schildert Leibniz die Stimmung der Pariser. Dieses wunderliche Volk schalt das eine Mal auf die Deutschen, dass sie den Rhein überschritten, das andere Mal, dass sie so langsam vorrückten. Alle gönnten nämlich dem König eine kleine Schlappe, weil er sich so viel auf seine Erfolge einbildete[4]).

---

1) Zur Ansetzung der Abfassungszeit der Schrift vgl. Droysen, Geschichte d. prss. Politik III, 3. 270 2. Aufl. und Guhrauer, Kurmainz, IV, 11.

2) Vgl. Bresslau, Leibniz als Politiker, Zeitschrift f. prss. Geschichte u. Landeskunde VII, 329 u. 345.

3) Brief Leibniz's an Boineburg vom 11. November 1672.

4) Brief Leibniz's an den Obermarschall vom 5. August 1673.

Die starken Rüstungen während des Frühjahrs 1673 liessen Leibniz erkennen, dass Ludwig XIV. alles daran setzen werde, um sich des Rheinstroms in seiner ganzen Länge zu bemächtigen. Am Niederrhein gebot er schon jetzt, am Oberrhein sollte Turenne die Gegner zurücktreiben, und die Herren von Köln und Mainz mussten sich dann, falls sie ihrem Lande nicht Unsägliches zumuten wollten, dem König unterwerfen. Durch sein rasches Handeln und durch seine kluge Taktik, die Gegner zu trennen, hoffte er die Freigrafschaft, Lothringen, Lüttich und einen Teil der Niederlande in seinen unbestreitbaren Besitz zu bringen. Dann hatte er seine Absicht erreicht, die französische Grenze gegen jeden Einfall der Deutschen sicher zu stellen, und konnte mit den Holländern verfahren, wie es ihm beliebte[1]).

In das weitausgeworfene Netz der französischen Diplomatie und ihr geheimes Treiben hatte Leibniz keinen Einblick. Während der zweimaligen Anwesenheit des Mainzer Oberhofmarschalls zu Paris besass er gute Kundschaft von den politischen Vorgängen, sonst war er auf gelegentliche Mitteilungen angewiesen, die er durch Antoine Arnaud, durch den Finanzrat Morel oder durch Huet, den Erzieher des Dauphin, erhielt. Auch von dem Trierer Residenten Heiss, der im Hause des Louvois verkehrte, kamen ihm hier und da Nachrichten zu. Um sich Kunde von dem Zustand in den deutschen Landen zu verschaffen, fragte Leibniz einmal Soldaten des Turenne, die aus dem Kriege heimkehrten. Sie erzählten ihm, wie sie im Herzogtum Berg à la discretion gelebt und übel gehaust hatten. Leibniz wunderte sich, dass sich der Herzog von Neuburg dazu verstand, französische Schutztruppen aufzunehmen; er musste sich wohl in grosser Bedrängnis befunden haben, aber aus seinen Massregeln folgte mehr Unheil als Gutes. Das Schlimmste war, dass sich die Franzosen auf diese Weise am deutschen Niederrhein einnisteten[2]).

Als sich im März 1673 Aussicht auf einen Waffenstillstand eröffnete, betonte Leibniz in seinem Schreiben an den Oberhofmarschall, die Deutschen dürften nicht von der Forderung lassen, dass sich die Franzosen aus dem Rheingebiet zurückziehen[3]). Und als die Kölner Friedensverhandlungen, zu denen sich auch der Freiherr von Schönborn einfinden sollte, in Gang kamen, versäumte Leibniz nicht, darauf hinzuweisen, dass

1) Brief Leibniz's an Melchior F. von Schönborn s. d. Frühjahr 1673. Arch. z. Wies.

2) Brief Leibniz's an Boineburg vom 11. November 1672.

3) Die Dinge nahmen einen andern Lauf, und im August stand Turenne in Aschaffenburg, wo er von dem Oberhofmarschall glänzend regaliert wurde.

man vor allem für den Schutz des rheinischen Gebiets besorgt sein müsse. In einem späteren Briefe fügte er die Mahnung hinzu, jetzt von den zehn Städten und von Lothringen zu reden; denn wenn es jetzt nicht geschehe, so werde man zu ewigem Stillschweigen verurteilt sein. Freilich war zu erwarten, dass die Erörterung auf grosse Schwierigkeiten stossen werde, da sich nicht einmal der alte Herzog von Lothringen seiner eigenen Sache mit Ernst annahm[1]).

In Paris spottete man gerne über den deutschen Kaiser; so erzählte man Leibniz, Kaiser Leopold sei beim Ausbruch des Kriegs entschlossen gewesen, selbst in den Kampf zu ziehen. Er sei auf ein Pferd gestiegen, habe ein Kruzifix in die Hand genommen und den Schwur geleistet, dass er an all' dem Christenblut, das vergossen werde, unschuldig sei. Leibniz pflegte solche Witze der Franzosen kurz und bündig abzufertigen; er entgegnete, nach seiner Meinung habe der Kaiser, als er auf das Pferd stieg, nicht ein Kruzifix, sondern die Zügel ergriffen.

Zur Zeit, als sich der Reichskrieg gegen Frankreich vorbereitete, ist Leibniz sehr interessiert zu erfahren, was die Kreisversammlungen in Franken und Niedersachsen beschlossen haben, und ob sie den Kaiser mit grosser Bereitwilligkeit unterstützen werden. Er kann es nicht verstehen, dass Baiern und andere Stände sich dem Durchzug des kaiserlichen Heeres widersetzen wollen. Der Kurfürst von Trier nahm damals kaiserliche Schutztruppen in sein Stift auf, wurde aber dafür von den Franzosen hart gezüchtigt. Darüber schrieb Leibniz dem Oberhofmarschall[2]): „Wenn man Frankreich von allen diesen Dingen Rechenschaft geben oder der Feindseligkeit gewärtigen soll, so ist ja unsere Servitut zu ihrer höchsten Staffel kommen".

Der Briefwechsel Leibniz's mit Boineburg und dessen Schwiegersohn enthält viele Kriegsneuigkeiten, die für uns belanglos sind. Die angeführten Äusserungen sollen dazu dienen, die irrige Meinung zu widerlegen, als sei Leibniz durch seinen Umgang mit den Mainzer Politikern oder durch seinen Pariser Aufenthalt dem nationalen Denken entfremdet worden: er war und blieb ein deutscher Patriot.

Der offizielle Zweck der Reise Leibniz's nach Paris lag nicht auf dem politischen Gebiet, sondern bezog sich auf die finanziellen Forderungen Boineburgs. Aber diese persönlichen Angelegenheiten verflochten sich häufig mit den öffentlichen. Vom Jahre 1659 an genoss Boineburg in doppelter Weise die Gunst der Franzosen. Er hatte sie sich auf dem Frankfurter

1) Brief Leibniz's an den Freiherrn vom 16. September 1673. Arch. z. Wies.
2) Brief vom 5. August 1673. Arch. z. Wies.

Wahltag von 1658 verpflichtet und erhielt dafür eine jährliche Gratifikation von 1500 Thalern und eine Rente von 1000 Thalern. Es war eine eigentümliche Sache mit den königlichen Pensionen; sie wurden selten lange bezahlt. Der erste Termin wurde richtig eingehalten, vielleicht auch der zweite und dritte. Aber bald traten Stockungen ein. Die französischen Minister warteten auf neue Dienstleistungen [1]). Fehlte es an Beweisen der ständigen Ergebenheit des Empfängers, stellte er sich schläfrig, oder zeigte sich gar ein Schwanken in seiner politischen Anschauung, so zog man den Beutel rasch zu, und es bedurfte bedeutender Anstrengungen und unzweifelhafter Verdienste, ehe die Franzosen die Schnüre wieder lockerten.

Die jährliche Gratifikation wurde drei Mal an Boineburg bezahlt, bis zum Jahr 1664, wo er bei seinem Herrn und den Franzosen in Ungnade fiel. Als er aber wieder zu Mainz emporkam, lockten ihn die Franzosen mit Versprechungen, um sich seiner gewichtigen Stimme zu versichern. So machte sich Boineburg Hoffnung, es könnte die Gratifikation erneuert werden, und da in der königlichen Deklaration vom Jahr 1658 ausgesprochen war, er werde keinen Sou an dieser Gratifikation verlieren, so wagte er sogar an eine Zahlung der Restanten zu denken. Bei der Abreise Leibniz's nach Paris rechnete er seine Forderungen für die letzten neun Jahre aus, sie betrugen 13500 Thaler. Aber er sah ein, dass er sich einer Illusion hingab, wenn er eine pünktliche Nachzahlung erwartete. Ja, er vermutete auch richtig, dass es schwer hielt, eine glatte Auszahlung für die Zukunft zu erreichen. Darum erklärte er sich in seiner Vollmacht an Leibniz bereit, eine Pauschsumme anzunehmen, aber es musste, wie er sich ausdrückt, eine Summe sein, die hilft, etwa 8000 Thaler bar. Wenn man diese auszahlte, so war er entschlossen, alle seine Ansprüche für das Vergangene und Zukünftige aufzugeben, die Schenkungsurkunde auszuliefern und den König nicht mehr zu belästigen.

Leibniz trat alsbald mit dem Sekretär der königlichen Finanzen in Unterhandlung. Aber während der kriegerischen Unruhen wollte das Geschäft nicht gedeihen, auch war Boineburgs Gesinnung nicht über allen Zweifel erhaben. Im Laufe des Sommers wandte dieser sich mit mehreren Schreiben an Morel und Pomponne. Der letztere gab ihm die bestimmte Zusicherung, seine Ansprüche würden eine Berücksichtigung erfahren.

1) Vgl. Cohn, Ludwig XIV. als Beschützer der Gelehrten. Histor. Zeitschrift 1870, 1 ff.

Für Boineburg kam es darauf an, zu zeigen, dass er zu Mainz in Ansehen stand und auf die Entscheidungen des Kurfürsten einwirkte. Der Abbé de Gravel, französischer Resident zu Würzburg, und der Gesandte Vaubrun versprachen Boineburg, zu seinen Gunsten nach Paris zu schreiben.

Als von seiten Kurmainz's der Antrag einer Friedensvermittlung gemacht wurde, schien der rechte Augenblick zu einer nachdrücklichen Betreibung der boineburgischen Forderungen gekommen. Leibniz findet das vom Oberhofmarschall nach Paris mitgebrachte Memorial zweckmässig eingerichtet, weil daraus hervorging, dass die Ansichten des Kurfürsten mit denen Boineburgs übereinstimmten und dieser wieder die Stellung eines Beraters beim Kurfürsten einnahm. Nach Leibniz's Urteil wäre es freilich besser gewesen, wenn Boineburg selbst anstatt des Obermarschalls nach Paris gekommen wäre; dann würden sich die Geschäfte leicht abgewickelt haben. Leibniz verspricht, sein Möglichstes zu thun; er beabsichtigte zu zeigen, dass Boineburg zu Mainz und an vielen andern Orten treffliche Dienste leisten konnte, wenn man ihm nur einen Auftrag erteilte und nichts Unmögliches verlangte[1]).

Damals hatte Boineburg verschiedene Schreiben an den französischen Minister Pomponne Leibniz anvertraut. Dieser hielt mit ihrer Übermittlung zurück, weil er zuvor sehen wollte, wohin sich der Lauf der Dinge wende[2]). Endlich entschloss er sich, die Briefe vor der Abschiedsaudienz des Oberhofmarschalls an ihre Adresse gelangen zu lassen; denn der junge Boineburg sollte seinen Schwager nach St. Germain begleiten, um dem König vorgestellt zu werden, und bei dieser Gelegenheit konnten die Forderungen Boineburgs zur Sprache gebracht werden. Die königliche Gratifikation war ja ausdrücklich auch auf den Sohn Boineburgs ausgestellt worden, und so konnte man erwarten, dass der König mindestens die Studienkosten des jungen Boineburgs übernehmen werde. Es scheint jedoch, dass die Vorstellung desselben aus zeremoniellen Schwierigkeiten unterblieb. Aber der erfindungsreiche Leibniz hatte noch ein Mittel in Bereitschaft, um den König zu einer Zahlung zu veranlassen. Der junge Boineburg war beim Trierer Residenten Heiss für 1000 Thaler untergebracht. Leibniz gab nun Boineburg den Rat, sich mit Heiss ins Benehmen zu setzen, damit dieser seiner Zeit die 1000 Thaler vom König unter dem Vorwand verlange, die geschuldeten Gelder seien ihm von

1) Brief Leibniz's an Boineburg s. d. Dezember 1672. Arch. z. Wies.

2) Vgl. die Briefe Leibniz's an Boineburg vom 25. November und 20. Dezember 1672. Arch. z. Wies.

Boineburg nicht bezahlt worden, dieser habe ihn vielmehr auf die königliche Gratifikation vertröstet. Solche Kunststücklein, meinte Leibniz, seien hier zu Paris nicht unangebracht. Man sieht, Leibniz lernte manches von den Schachzügen der französischen Diplomatie; man erkennt aber auch, welch' geringe Aussicht diese Forderung Boineburgs besass, dass man auf solche Mittel verfiel. Trotz aller Anstrengungen blieb die königliche Gratifikation ein vergrabenes Pfund, und die Versicherungsschreiben der französischen Minister sanken zu wertlosen Papieren herab.

Nicht viel besser erging es dem Anspruche Boineburgs auf die Einkünfte der königlichen Domaine Rhetel in den Ardennen. Die Rente aus diesem Landgut war ihm noch bezahlt worden, nachdem er die französische Gunst verloren hatte; denn sie fusste auf einer rechtlich begründeten Forderung. Sie sollte eine Entschädigung dafür sein, dass Boineburg auf dem Frankfurter Wahltag den Spaniern einen Wechsel von 20000 Thalern zurückgab. Die französischen Gesandten, Maréchal de Gramont und Hugues de Lionne, hatten ihn dazu bewogen, und der König löste ihre Versprechung ein, indem er Boineburg die Einkünfte von Rhetel zuwandte. Sie betrugen 1000 Thaler, also die mit fünf Prozent berechneten Zinsen des Kapitals. In der königlichen Deklaration vom 17. Dezember 1659 wurde diese Schenkung mit einem besonderen Privilegium ausgestattet, wodurch sie vor jeder Anfechtung geschützt war. Der König verpflichtete sich auch, das volle Kapital auszuzahlen, wenn die Erträgnisse der Domäne zurückgingen. Man sollte meinen, dass eine solche Schenkung so sicher wie baares Geld gewesen wäre. Da trat plötzlich im Jahre 1670 eine Sperrung der rhetelischen Rente ein. Es geschah auf Anraten des Abbé de Gravel, um Boineburg zu einer Reise nach Frankreich und zu engerem Anschluss an die französischen Interessen zu bewegen. Zur Begründung der Sperrung grub man zu Paris ein altes Gesetz aus, nach dem den Beamten verboten war, an Ausländer, die nicht naturalisiert waren, Einkünfte aus königlichen Domänen oder anderen Gütern auszuzahlen [1]). Daneben hatte man noch einen Parlamentsbeschluss zur Hand, der eine Verschenkung oder Verpfändung königlicher Domänen für ungiltig erklärte. Nichts war unpassender als eine Anwendung dieser Grundsätze auf die Forderung Boineburgs; denn das bildete gerade die Schwäche seines Anspruchs, dass er nicht der Besitzer des Landgutes war, sondern sein Geld aus dem

1) Über das ius Albinatus oder Albinagii vgl. O. Klopp, Werke Leibniz's III, 34 und 37.

königlichen Fiskus bezog, wohin allerdings die Einkünfte der Domäne Rhetel flossen.

Trotz vieler Bemühungen hatte es Boineburg nie dahin bringen können, die Angelegenheit aus den Händen Morels in die Seinige zu spielen, so dass er den Vertrag mit dem Pächter abschloss und als Inhaber des Landgutes angesehen wurde. Er blieb mit seinem Recht an die königliche Gnade gebunden; so hatten es die Minister des Königs in kluger Berechnung eingerichtet. Boineburg selbst sah sich freilich als den Inhaber des Landgutes an und meinte sogar, es könnte ihm durch Parlamentsbeschluss zu seinem eigentümlichen Besitz zugesprochen werden. In diesem Sinn hatte er Leibniz bei seiner Abreise instruiert; so wenig erkannte er die Absichten der Franzosen.

Diese wollten mit ihrer Massregel Boineburg nicht vor den Kopf stossen, sondern nur seinen Eifer aufstacheln. Daher gelang es Leibniz, eine Auszahlung von 1000 Thaler für das Jahr 1672 auszuwirken[1]. Um für die Zukunft allen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, gab Boineburg seinem Sachwalter den Auftrag, den Verkauf der rhetelschen Rente vorzuschlagen. Leibniz hatte Mühe, seinen Gönner von diesem Gedanken abzubringen; er stellte ihm vor, dass man gewiss keinen Käufer finden, dagegen den König beleidigen werde. Er wagte nicht einmal, bei Morel davon zu reden[2]. Ein anderer Vorschlag Boineburgs ging dahin, Leibniz sollte eine Vorausbezahlung auf zwölf Jahre zu erhalten suchen. Es gab nämlich zu Paris Kaufleute, die die Betreibung derartiger Forderungen an den Fiskus, wie sie Boineburg besass, übernahmen und Vorauszahlungen leisteten, aber dafür einen hohen Prozentsatz berechneten. Auch Leibniz riet zu einem Abkommen mit Pariser Geschäftsleuten, damit Boineburg während der unsicheren Zeiten wenigstens irgend eine Zahlung erhielt, aber zwölf Jahre waren zu lang; für diesen Zeitraum konnte Boineburg höchstens 8000 anstatt 12000 Thaler bekommen, musste also ein volles Drittel verloren geben. Auch war es nach Umlauf dieser Zeit schwer, wieder in den ursprünglichen Besitz einzutreten, darum schlug Leibniz vor, eine Vorausbezahlung auf drei Jahre anzunehmen. Bei Morel, dem Sekretär der königlichen Finanzen, fand Leibniz von Anfang an ein gewisses Entgegenkommen in dieser Angelegenheit, aber es dauerte doch lange, bis er sich mit ihm verglichen hatte. Je schlechter die Aussichten auf Frieden wurden, um so mehr steigerte sich der geforderte Nachlass. Nach langem Hin- und

1) Vgl. Brief Leibniz's an Boineburg vom 4. November 1672. Arch. z. Wies.
2) Vgl. Brief Leibniz's an Boineburg vom 4. November. Arch. z. Wies.

Herhandeln mit Morel, nach schwierigem Feilschen mit Formond, dem Pariser Kaufmann, der das Geschäft übernahm und sich mit Morel in den Gewinn teilte, brachte es Leibniz dahin, dass eine Vorausbezahlung für drei Jahre verabredet wurde [1]). Ungefähr zwölf Prozent oder einen Abzug von 400 Thalern musste sich Boineburg gefallen lassen. Leibniz war zufrieden, wenigstens so viel aus dem Schiffbruch der boineburgischen Forderungen gerettet zu haben und erwartete Boineburgs Ratifikation der Abmachung [2]). Anstatt derselben traf die Nachricht von Boineburgs Tode ein, die Anstalten zur Auszahlung unterblieben; die ganze Verabredung wurde hinfällig, da die betreffende königliche Ordre nur auf Boineburg und nicht auf dessen Sohn ausgestellt war.

Die Familie Boineburgs hielt des Vaters Ansprüche aufrecht, weil in der königlichen Deklaration über die rhetelsche Rente auch die Erben eingeschlossen waren. Aber weit schwieriger gestaltete sich jetzt das Geldgeschäft. Die bezüglichen Urkunden mussten zusammengesucht werden, Leibniz hatte einige Originale und Kopien mit nach Paris genommen, andere befanden sich zu Mainz im Nachlasse Boineburgs. Auf Leibniz's Rat wurden die Mainzer Urkunden dem Abbé de Gravel zur Einsicht vorgelegt, vidimierte Kopien ausgefertigt und nach Paris übersandt, damit sie dort mit den anderen Papieren zu weiteren Massnahmen benutzt werden konnten [3]). Die Frau von Boineburg war ungehalten, dass Leibniz so wenig erreichte, obwohl die Versicherungen in den königlichen Deklarationen so bestimmt lauteten. Es kam Leibniz zu Ohren, dass man zu Mainz sein Vorgehen tadelte, als habe er die Angelegenheit falsch eingeleitet; er hätte mehr auf die Gratifikation dringen oder gegen den Pächter von Rhetel und den königlichen Fiskus klägerisch auftreten sollen. Daraufhin sah sich Leibniz veranlasst, eine ausführliche Rechtfertigung seines Verhaltens an den boineburgischen Sekretär Münch nach Mainz zu schicken [4]), worin er nachwies, dass man hinsichtlich der Gratifikation alle Hoffnung aufzugeben hatte, hinsichtlich Rhetels aber keine mit königlicher Unterschrift versehene Anweisung besass, die zur Grundlage eines Prozesses dienen konnte. Die Beamten des Königs hatten alles in Händen behalten, nicht einmal der Name des Pächters war Boineburg mitgeteilt worden; und dann — wie konnte man erwarten, einen

1) Vgl. den Brief Leibniz's an Boineburg vom 17. Dezbr. 1672. Arch. z. Wies.

2) Vgl. den Brief Leibniz's an Boineburg s. d. Dezember 1672. Arch. z. Wies.

3) Vgl. die Aufzählung der wichtigsten Papiere in dem undatierten Briefkonzept Leibniz's, März 1673. Arch. z. Wies.

4) Vgl. O. Klopp, Werke Leibniz's III, 32.

Prozess zu gewinnen, der gegen den König selbst gerichtet war! Was man an Urkunden über die rhetelsche Schenkung aufzuweisen hatte, bestand aus einer königlichen Deklaration, die von Mazarin unterzeichnet war, aus Schreiben Pomponne's, aus Extrakten der Briefe Gravels und dergleichen. Seit dem Tode Boineburgs war auf seiten Frankreichs jedes Interesse an der Angelegenheit geschwunden. Boineburg und seine Familie kamen ohne Zweifel zu Schaden; denn Ludwig XIV. hat nie völlig ersetzt, was Boineburg den Spaniern zurückgab. Man erfuhr dabei die Verlässlichkeit französischer Zusicherungen. Sagte doch selbst Morel zu Leibniz, derartigen Geldversprechungen, wie sie Boineburg gemacht wurden, dürfe man kein Vertrauen schenken, auch wenn sie drei- und viermal bekräftigt seien!

Wir lernen Leibniz in seinen Briefen nicht nur als Diplomaten und Sachwalter, sondern auch als Erzieher kennen. Er giebt zwar keine abgerundete Abhandlung; auch beziehen sich seine Bemerkungen nur auf die reifere Jugend, aber sie sind interessant genug, um Erwähnung zu verdienen.

Mit dem Mainzer Oberhofmarschall war dessen Schwager, der 16jährige Philipp Wilhelm von Boineburg, im November 1672 nach Paris gekommen, um hier die bei Boecler zu Strassburg begonnenen Studien fortzusetzen. Er sollte in die Fussstapfen seines Vaters treten und Staatsmann werden, obschon er bereits Domherr zu Mainz und Trier war [2]).

Sogleich nach der Ankunft des jungen Boineburg schrieb Leibniz einen ausführlichen Brief an dessen Vater, worin er seine Gedanken über die zukünftige Ausbildung des Sohnes niederlegte. Der Brief gehört zu den lesenswerten Zeugnissen des schönen Verhältnisses zwischen Leibniz und Boineburg. Wie fein schmeichelt Leibniz dem Vaterstolz seines Gönners, wie geschickt weiss er ihm seine Bekümmernisse auszureden! „Wenn Du mich je", schreibt er an Boineburg [3]), „als einen treuen und zuverlässigen Menschen kennen gelernt hast, so darfst Du Dich, so lange Dein Sohn in meiner Nähe weilt, jeder Sorge überhoben betrachten". Mit einem wahren Feuereifer machte er sich daran, einen richtigen Plan für die Studien des Jünglings zu entwerfen. Auch die folgenden Briefe beschäftigen sich vorzugsweise damit; denn Leibniz wünschte bei dieser Gelegenheit seine Dankbarkeit zu zeigen. Natürlich hoffte er auch, eine

1) Vgl. den Brief Leibniz's an Boineburg vom 26. November. Arch. z. Wies.

2) Über seine theologische Laufbahn vgl. Amrhein, Mitglieder des adeligen Domstifts zu Würzburg. Archiv für Unterfranken XXXIII, 45.

3) Vgl. den Brief Leibniz's vom 25. November 1672. Arch. z. Wies.

gewisse Erkenntlichkeit von seiten Boineburgs für seine Bemühungen zu empfangen. Man gewinnt jedoch den Eindruck, dass für Leibniz die Aufgabe, einem heranreifenden Jüngling in seiner Entwicklung förderlich zu sein, an sich etwas Verlockendes hatte. War doch seine Schrift: Neue Methode die Rechtswissenschaft zu lernen und zu lehren, die Theorie für das, was er an dem jungen Boineburg praktisch leisten konnte. Er will die Stelle Boeclers einnehmen, und wie er sich in Bescheidenheit einen unwürdigen Nachfolger nennt, so glaubt er doch durch fleissige Arbeit zu ersetzen, was ihm etwa an Wissen abging.

Zunächst handelte es sich darum, für den Studenten eine passende Unterkunft zu finden. Nur nicht in die Akademie, lautet Leibniz's wiederholte Warnung; denn hier würde seinen glücklich eingeleiteten Studien ein sicherer und schneller Untergang bereitet. Leibniz entwirft uns ein abschreckendes Bild von dem Leben in einem Pariser Kollegienhaus. Schlechte Kost und mehr als das: schlimme Sitten! Der junge Boineburg musste an Leib und Seele Schaden nehmen, wenn man ihn dorthin brachte. Trotz des billigen Preises durfte man keine Ersparnisse erwarten; denn die reicheren Studenten veranstalteten wegen der geringen Verpflegung ihre eigenen Gastmahle, bei denen einer den andern an Verschwendung zu überbieten suchte. Da konnte der junge Freiherr auch nicht zurückstehen. Ausserdem musste für ein eigenes Zimmer und dessen Einrichtung besondere Zahlung geleistet werden. Aber das alles war von geringer Bedeutung neben der Sittenverderbnis, die sich hier fand. Schon die Gespräche wirkten ansteckend. Schandbares wurde mit einem Witz abgethan, und Lasterhaftes zu den eleganten Gewohnheiten des Jahrhunderts gerechnet. Die Bemühung der Rektoren, an sich nicht gross, vermochte nichts dagegen auszurichten. Damit man Leibniz nicht den Vorwurf mache, als berichte er nach blossem Hörensagen, bemerkte er ausdrücklich, er sei über diese Zustände genau unterrichtet.

Mit dem Studium stand es nicht viel besser. Wie in Deutschland musste der Student einen bestimmten Kursus durchlaufen: Rethorik, Logik, Physik. Je ein Jahr war für die einzelne Stufe vorgesehen, ein Überspringen oder Auswählen der Vorlesungen wurde nicht gestattet. Die vorgetragene Philosophie bestand in eitlem Wortkram. Ein Jahr ging vorüber, und der Schüler hatte nichts gelernt als ein wenig Lateinisch plappern. Für die höheren Wissenschaften, für eine Aneignung geschichtlicher und politischer Kenntnisse, für eine Politur des Stils oder für eine Ausbildung des Geschmacks geschah nichts. Erstaunlich war

die Unkenntnis der meisten Lehrer in Bezug auf die Dinge der Gegenwart. Es gab zwar einige, die cartesianische Philosophie vortrugen, aber sie bildeten eine Sekte für sich und bauten auf ihre vielen falschen Voraussetzungen ein ganzes System auf. Sie verirrten sich in läppische Kleinigkeiten und in metaphysische Spekulationen, die aller realen Basis entbehrten [1]). Wenn einmal ein Jüngling an solchen Gaukeleien Gefallen fand, so war er schwer aus ihrem Zauberbann zu lösen.

Also der junge Boineburg sollte nicht in die Akademie eintreten. Leibniz verurteilt überhaupt das Zusammenleben junger Leute, es müsste denn in mönchischer Zucht geführt werden. Die Jugend, sich selbst überlassen, verfällt auf nichtige Dinge, wobei diejenigen unter den Genossen am meisten bewundert werden, die sich am vorwitzigsten benehmen. Einer reizt den andern zum Schlimmen und erfahrungsgemäss findet das Schlimme leichteren Eingang beim Menschen als das Gute. Wollte ein Jüngling in einem Kollegienhaus seine Unschuld bewahren, so würden sich alle gegen ihn wenden.

Darum verlangt Leibniz für den jungen Boineburg statt des Zwangs in der Akademie Freiheit, statt der langweiligen Vorlesungen anregende Studien, statt des öden Einerlei abwechselnde Beschäftigung, statt des Umgangs mit zuchtlosen Studenten Verkehr mit welterfahrenen und gelehrten Personen. Gespräche mit den letzteren sollten das Interesse des Jünglings wecken und ihn anspornen, seine Kenntnisse zu erweitern. Darnach gliederte sich seine Zeit von selbst in die ernste Arbeit des Vormittags [2]) und in die geselligen Pflichten des Nachmittags, wo es Sitte war, Aufwartungen zu machen und Besuche zu empfangen. In freier Unterhaltung sollte der junge Boineburg mit den Fragen der Gegenwart bekannt gemacht werden und dabei mühelos den Gebrauch der französischen Sprache lernen.

Aber wie konnte Leibniz erwarten, dass sich der unerfahrene Jüngling zu den bejahrten, nüchternen Männern hingezogen fühlte? Wie sollte er mit den weisheitsschweren Männern Gespräche anknüpfen? Da mag denn doch Leibniz zu sehr nach seinem eigenen frühreifen Wesen geurteilt haben. Darin hatte er Recht, dass er mit aller Energie den Jüngling vor schädlichem Umgang zu bewahren und bei ihm ein lebendiges Interesse für die Wissenschaft zu erwecken suchte. Aber er wählte

1) Vgl. das Urteil Leibniz's über die Naturbetrachtung der Cartesianer. Guhrauer, Leibnizbiographie I, 74.

2) Diese erste Aufstellung eines Stundenplans erfuhr verschiedene Abänderungen. Vgl. O. Klopp, Werke III, 30.

ein falsches Mittel, dies zu erreichen. Zwar versprach er dem jungen Freiherrn, er werde ihn durch Huet dem Dauphin vorstellen lassen, aber das war es nicht, wonach jener verlangte. Solange sich ein Charakter nicht zur vollen Selbständigkeit entwickelt hat, geht das Verlangen eines jeden dahin, mit gleichgestellten Altersgenossen zu verkehren. Bei diesen findet er seinen natürlichen Ansporn, mit diesen verbindet ihn ein Gemeingefühl, das er unter keinen Umständen entbehren will[1]). Leibniz beabsichtigte, selbst die Studien zu leiten. Gemäss der Bestimmung des Zöglings mussten die historisch-politischen Fächer in den Vordergrund treten. Geschichte, alte und neue, profane und Kirchengeschichte samt Geographie sollten gründlich getrieben werden. Dafür waren Bücher mustergiltig in der Form und bedeutsam durch ihren Inhalt auszuwählen. Schriftsteller wie Cassander und Thuanus schienen passend zur Aneignung gediegener Anschauungen und massvoller Grundsätze. Von der französischen Litteratur durfte man dem Zögling kein unnützes Zeug in die Hand geben, sondern Memoiren, Relationen, Beschreibungen, Schilderungen und Briefe berühmter Männer. Geeignete Auszüge aus dieser Lektüre waren in das Lateinische zu übersetzen, um einen doppelten Gewinn, einen sachlichen und sprachlichen, zu erzielen. Leibniz legte grossen Wert darauf, dass sich der junge Boineburg in der fremden Sprache auszudrücken übte, denn die Sprache ist ihm nicht nur die Trägerin der Gedanken, sondern auch das beste Mittel zur Ausbildung des Geschmacks.

Man kann nicht sagen, dass der von Leibniz vorgeschlagene Lesestoff, Memoiren und Reisebeschreibungen, zu nüchtern gewesen wäre. Aber die gesteigerte Ausnützung der Lektüre nach ihrer sprachlichen Seite erwies sich doch zu schwer, als dass sie der Jüngling lieb gewonnen hätte. Mindestens eine Stunde täglich sollte auf Mathematik verwandt werden, weil nichts so sehr die Urteilskraft festigt als gerade diese Wissenschaft. Für sie hatte Leibniz einen Lehrer in Aussicht genommen, der zu den besten Mathematikern Europas gehörte, der nicht auf einem abgetretenen Pfade einherging, sondern den Jüngling auf neuem Wege zu den heiteren Höhen der reinen Begriffe emporführen wollte. Des Abends durfte der Zögling hier und da Komödien besuchen, die ein würdiges Thema behandelten oder Predigten hören, die mehr als Worte

---

1) An einem anderen Orte verlangt Leibniz den Verkehr mit Altersgenossen: A duodecimo ad decimum octavum liberalius tractetur, praeceptoribus non subsit, sed amicis. Methodus nova I § 42. Freilich zu Paris liess es sich schwer bewerkstelligen.

boten. Wir sehen bei Leibniz's Vorschlägen überall das Bemühen, ein Interesse bei dem jungen Boineburg zu wecken. Dazu soll die freiheitliche Anordnung der Studien dienen, der Umgang mit hochgebildeten Männern, die Auswahl anregenden Stoffs, die Benutzung von neuen Methoden und dergleichen. Durch den beständigen Hinweis auf den Ruhm des Vaters gedachte Leibniz seinen Eifer anzufachen in der sicheren Annahme, dass der Jüngling von selbst zu einem tüchtigen Manne heranreife, wenn er nur einmal in den richtigen Weg eingelenkt habe[1]).

Die Frage der Unterkunft Boineburgs wurde durch dessen Schwager, den Oberhofmarschall, erledigt, indem dieser den Trierer Residenten Heiss bewog, den jungen Freiherrn in sein Haus aufzunehmen. Erst nach längerem Zögern verstand sich Heiss dazu, weil er schon ein Ansuchen für die Söhne des Landgrafen Ernst von Hessen abgeschlagen hatte. Als Kostgeld verlangte Heiss 1000 Thaler jährlich. Dieser hohe Preis sollte nach Leibniz's Ansicht den Vater nicht abhalten, seine Zustimmung zu geben, da alle Nebenausgaben, z. B. die notwendigen Bewirtungen, mit inbegriffen waren. Der alte Boineburg konnte seine Zustimmung nicht verweigern, sonst hätte er den Schwiegersohn beleidigt, der sich vieler Mühe unterzogen hatte, und den Residenten Heiss, der sich nur aus Gefälligkeit gegen Boineburg zur Aufnahme hatte bestimmen lassen. Doch gab Leibniz dem Vater den Rat, mit seiner Erklärung noch zuzuwarten; unterdessen werde er mit Berufung auf eine ihm früher erteilte Vollmacht mit Heiss unterhandeln und versuchen, ob dieser nicht etwas nachlasse. Boineburgs Entscheidung traf nicht mehr ein, denn er starb um die Mitte des Dezember, und so verblieb es vorderhand bei der getroffenen Abrede.

Fast scheint es, als bemühten sich zu viele um das Heil des Jünglings, so dass dieser nicht recht wusste, wessen Anordnungen er sich unbedingt zu unterwerfen hatte. Sein Schwager gab ihm Verhaltungsmassregeln, Leibniz redete auf ihn ein, Schütz, ein Verwandter der Frau von Boineburg, befasste sich mit der unmittelbaren Aufsicht, dazu kamen noch mehrere Fachlehrer. Leibniz strebte von anfang an, die Oberleitung der Studien zu gewinnen, was ihm erst im Frühjahr 1673 gelang[2]). Die anfängliche Freude über den Lerneifer des Zöglings verblasste, als Leibniz seinen Erziehungsplan zu verwirklichen suchte. Schon zu Lebzeiten

1) Vgl. Methodus nova I § 20: iucunde discunt, tum si finis iucundus ipsis proponatur, tum si media discendi sint iucunda.

2) Die Vollmacht der Frau von Boineburg war von Leibniz selbst entworfen worden. Vgl. dessen Brief an den Oberhofmarschall vom 11. März 1673, Arch. z. Wies.

Boineburgs trafen Klagen ein, auch sah man sich bereits gezwungen, Strafen anzudrohen; Leibniz will besorgt sein, dass sie nicht zur Verstockung, sondern zur Anfeuerung dienen. Es ist gut, dass Boineburg die letzten Briefe Leibniz's nicht mehr erhielt; sie würden sein Vaterherz tief betrübt haben. Nach zarten Andeutungen rückte Leibniz mit seinem Tadel der Faulheit des Zöglings heraus. Kaum sind die Bücher geöffnet, so wird er ihrer schon überdrüssig; er sieht überhaupt nur oberflächlich in sie hinein. Dazu kommt seine Untugend des grund- und sinnlosen Lachens, durch das er auch bei seinen Freunden Anstoss erregt. Mehr als zehn Mal hat man ihn schon verwarnt, aber es geht zu einem Ohr hinein und zu dem andern wieder heraus. Dass er die Worte Leibniz's nicht achtete, hält dieser für eine geringe Verfehlung; mehr zu bedauern war, dass er auch die Zurechtweisungen seines Schwagers in den Wind schlug. Dadurch wurde nicht nur der Respekt vor ihm, sondern auch die verwandtschaftliche Liebe untergraben. Der junge Boineburg war durch nichts zu bewegen, die ihm gebotene Gelegenheit, mit erfahrenen und weltkundigen Männern zu verkehren, zu benützen. Er war nicht gewohnt, sich in grosser Gesellschaft zu bewegen, und wollte sich auch nicht dazu anleiten lassen. Ehe er Besuche machte, wartete er auf eine vorhergehende Einladung, während doch Leute wie der Herzog von Gramont und andere eine bestimmte Stunde für den zwanglosen Verkehr mit ihren Bekannten festgesetzt hatten. Was im allgemeinen den Charakter des Zöglings betraf, so war er gewiss nicht bösartig, aber die Nachlässigkeit des Jünglings bedurfte der ernstlichen Aufmunterung. Er stand gerade in einer Zeit, wo sein beweglicher Sinn leicht auf die eine oder die andere Seite hin gelenkt werden konnte. Die gegenwärtigen Jahre waren entscheidend, ob er sich einem höheren Streben zuwenden oder seinen Geist in träger Gleichgiltigkeit erschlaffen lassen wollte. Darum musste er mit allen Mitteln zu ernster Arbeit angehalten werden; denn otium est pulvinar satanae [1]).

Der Erzieher des jungen Boineburg, Schütz, war seiner Aufgabe nicht gewachsen. In mehreren Briefen an Boineburg empfiehlt Leibniz Schick, den früheren Lehrer der Söhne des Grafen von Taxis. Leibniz wird nicht müde, die Vorzüge dieses Mannes, seine Kenntnisse und seine Gewandtheit hervorzuheben. Er selbst hielt ihn lange für einen geborenen Franzosen, so gut beherrschte er die Sprache. Auch auf den jungen Boineburg machte er den besten Eindruck, ja dieser fasste eine gewisse

1) Vgl. den Brief Leibniz's an Boineburg vom 20. Dezember. Arch. z. Wies.

Zuneigung zu ihm. Dies war der Mann, der dem Zögling den nötigen Impuls geben konnte. Schick lebte zu Paris seinen Studien und dachte nicht daran, von neuem die volle Verantwortlichkeit eines Erziehers zu übernehmen, noch weniger beabsichtigte er, einen andern zu verdrängen; überhaupt wusste er nichts davon, dass Leibniz ihn als Lehrer empfahl. Am besten wurde nach Leibniz's Vorschlag die Angelegenheit geordnet, wenn man beide, Schütz und Schick, eine Zeit lang neben einander behielt, bis für Schütz zu Mainz eine passende Stelle gefunden war. Der unbedeutende Mehraufwand kam bei der Wichtigkeit der Sache nicht in Betracht.

Nach dem Tode Boineburgs suchte Leibniz wegen des ungewöhnlich hohen Kostgelds, das an Heiss bezahlt wurde, diesen zu bewegen, noch eine weitere Person, ihn selbst, in das Haus aufzunehmen. Allein die Frau des Residenten widersetzte sich diesem Ansinnen beharrlich, obwohl Leibniz ein genügsamer Kostgänger gewesen wäre; so kam es zu einem Bruch, infolge dessen Leibniz mit dem jungen Boineburg in das Haus des Abbé de la Bastide[1]) übersiedelte, wo damals eine erlauchte Gesellschaft verkehrte, wie sie Leibniz für seinen Zögling wünschte. Allein dieser Wechsel geschah nicht nach dem Willen der Frau von Boineburg. Aus diesem Grund und wegen der unerledigten Geldgeschäfte beim Hof kam es zu einer zeitweiligen Verstimmung zwischen Leibniz und der Familie Boineburgs, wodurch aber das gute Einvernehmen Leibniz's mit dem Oberhofmarschall nicht gestört wurde.

Der Zögling machte noch einige vergebliche Flügelschläge, um sich der zügellosen Freiheit im Schwarm seiner Genossen hinzugeben, aber Leibniz hielt ihn festgebunden. Er stellte ihm vor, dass die „Fatiguen" des Leibes, zu denen er allein Verlangen trage, gar keine rechten, rühmlichen und förderlichen Anstrengungen seien, sondern vielmehr Kinderspiel. Die „wahren Fatiguen seien Hunger und Durst, Frost und Hitze leiden, im harten Winter Schildwach stehen, Wunden bekommen, etliche Tage nacheinander zu Fuss marschieren, wenn das Pferd unterm Leibe erschossen"[2]). Und die Cavaliere, die sich im Krieg auszeichneten, seien immer auch solche gewesen, die sich in Kenntnissen und Studien hervorthaten. Wenn es allein auf die Neigung ankäme, so würden alle

1) Vgl. den Auszug aus einem Briefe Ferrands an die Frau von Boineburg vom 26. Mai 1673. Arch. z. Wies. Vgl. auch über die Wohnung Leibniz's nach seiner Rückkehr aus London, Guhrauer, Kurmainz IV, 70.

2) Vgl. O. Klopp, Werke Leibniz's III, 21.

Kinder in der Schule dasselbe sagen, dass sie lieber laufen und springen als lernen wollen.

Bald konnte Leibniz auch erfreuliche Nachrichten über die Fortschritte des Zöglings nach Mainz senden; denn nachdem sich dieser einmal an die Vorschriften Leibniz's gewöhnt hatte, fand er eine solche Lebensweise nicht so beschwerlich, wie er es sich vorgestellt hatte. Er scheint erst im Jahre 1674 nach Mainz zurückgekehrt zu sein[1]); der Einfluss, den Leibniz durch seine unmittelbare Nähe auf ihn ausübte, blieb nicht fruchtlos; denn Boineburg erwarb sich später wegen seines wissenschaftlichen Eifers den Namen des „grossen" Boineburg, wenn er auch nicht in politischer Hinsicht den Ruhm seines Vaters erreichte. Sein Verhältnis zu Leibniz blieb stets von dankbarer Erinnerung getragen, wovon der freundschaftliche Briefwechsel zwischen den beiden Zeugnis ablegt[2]).

Bereits der Tod Johann Philipps lockerte Leibniz's Beziehungen zum Mainzer Hof. Der neue Regent, Karl Heinrich von Metternich, war mit der Familie von Schönborn verschwägert, und Leibniz war ihm nicht unbekannt. Dieser hatte ihn ja bei seiner Wahl zum Koadjutor mit einem schwungvollen Festgedicht begrüsst. Aber sein Regierungsantritt liess doch vermuten, dass ein neuer Geist in die Martinsburg zu Mainz einzog. Sein Kanzler Merz riss alle Geschäfte an sich; die alten Diener wurden bei Seite gesetzt, und es dauerte einige Zeit, ehe der Oberhofmarschall in seiner Stellung bestätigt wurde[3]). Selbst noch nicht in gefestigtem Ansehen, konnte dieser dem wiederholten Ansuchen Leibniz's, sich für ihn beim neuen Kurfürsten zu verwenden, nur wenig entsprechen. Er versäumte zwar nicht, Leibniz in empfehlende Erinnerung zu bringen, worauf diesem erlaubt wurde, noch länger in Paris zu verweilen; aber damit war für Leibniz wenig gewonnen; denn er sah sich mit seinem Unterhalt auf geringe Mittel angewiesen, und die mainzische Besoldung ging sehr unregelmässig ein. Um die Auszahlung einer längst fälligen Summe zu stande zu bringen, musste er dem Kanzler Merz einen Abzug versprechen[4]). Für die Zukunft verlangte Leibniz ein neues An-

---

1) Vgl. O. Klopp, Werke Leibniz's III, 32.

2) Vgl. Bodemann, der Briefwechsel Leibniz's, Hannover 1889. Artikel Boineburg, S. 20.

3) Vgl. das Briefkonzept Melchior Fr.'s von Schönborn an Leibniz s. d. Arch. z. Wies.

4) Brief Leibniz's an Melchior Fr. von Schönborn s. d. März 1673. Arch. z. Wies.

stellungspatent; denn er wünschte seinen Posten als mainzischer Revisionsrat beizubehalten. Er war nicht verpflichtet, von jedem einzelnen Aktenstück einen Auszug zu liefern; daher konnte er eine Relation des eingelaufenen Materials verfertigen, wenn er jährlich einmal zu diesem Zwecke nach Mainz kam. Als Gehalt beanspruchte er mindestens 2—300 Thaler; denn Revisionsrat sollte ja nur der Titel für das sein, womit er dem Kurfürsten zu dienen beabsichtigte. Wie Leibniz schon früher durch Boineburg von Mainz und Braunschweig litterarische Aufträge gegen ein geringes Entgelt zu erhalten wünschte, so machte er jetzt durch Schönborn dem neuen Kurfürsten das Anerbieten, eine reichhaltige und interessante Korrespondenz aus Paris zu senden. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch wie bei seinen übrigen Empfehlungsschreiben auf seine Erfindungen zu sprechen, unter denen er besonders sein „instrumentum arithmeticum" hervorhebt, das von allen Gelehrten für etwas ganz Besonderes gehalten werde.

Leibniz's Anerbieten schloss aber diesmal noch mehr ein: er getraute sich auch, politische Aufträge zu übernehmen. Da der mainzische Resident Du Fresne schwer erkrankt war und sein Abgang befürchtet werden musste, so schien es zweckmässig, einem mit den mainzischen Verhältnissen Bekannten schon jetzt gewisse Geschäfte zu übertragen, um nicht später gezwungen zu werden, einem Neuling wichtige Verrichtungen anzuvertrauen. Als dann wirklich der Tod Du Fresne's eintrat, bestrebte sich Leibniz, seinen Eifer zu zeigen, indem er wiederholt die Auslieferung der mainzischen Papiere verlangte [1]). Allein der Erbe Mr. de Mousseaux wollte sich dem König gefällig erzeigen, übergab den grössten Teil des Nachlasses königlichen Beamten und suchte sich mit dem zurückbehaltenen Rest bei Kurmainz den Lohn zu verdienen, wohin er, auf einen Gesandtschaftsposten in der Schweiz berufen, seine Reise lenkte.

Als Kandidat für die Stelle Du Fresne's trat neben Leibniz der Trierer Resident Heiss auf. Ob dieser eine geeignete Person war, musste bezweifelt werden; denn er verriet durch seine Naturalisation, dass ihm vor allem daran lag, in französische Dienste zu gelangen. Es war zu vermuten, dass er mehr für die französischen als mainzischen Interessen wirken werde. Zu seinen eigenen Gunsten konnte Leibniz Verschiedenes anführen. Er hatte freien Zutritt bei Pomponne und Colbert, so oft er wünschte; er war in die Mainzer Politik eingeweiht und infolge seiner

1) Vgl. die Briefe Leibniz's an den Oberhofmarschall vom 10. und 17. März 1673. Arch. z. Wies.

weitverzweigten Bekanntschaft fiel es ihm leicht, eine Korrespondenz in allen Ländern anzuknüpfen oder aufrecht zu erhalten. Aber er wünschte nicht, als offizieller Vertreter zu gelten, er wollte lieber unter der Hand ein oder das andere Geschäft besorgen. Der Ausbruch des Reichskriegs verhinderte die Anstellung eines neuen Residenten. Der Kurfürst blieb Leibniz gewogen, aber der Krieg brachte bald das Erzstift an den Rand des Verderbens, so dass der Oberhofmarschall Leibniz mitteilen musste, der Kurfürst könnte bei allem Wohlwollen ihm nicht mehr seine Freigiebigkeit zuwenden.

Rasch verbleichte der Glanz von Kurmainz in den folgenden Kriegsjahren. Da konnte keine Freistätte des Geistes entstehen, von der Boineburg und Leibniz träumten. Mit dem Kurfürsten Johann Philipp schliesst die denkwürdige Epoche, in der sich so viele bedeutende Geister am Mainzer Hof versammelt hatten. Dem Kurfürsten war die hervorragende Begabung Leibniz's nicht entgangen. Gerne unterredete er sich mit ihm, vornehmlich waren es religiöse Gespräche, die er mit ihm anknüpfte. Vielleicht dass auch er wie Boineburg erwartete, Leibniz werde noch für die römische Kirche gewonnen werden, aber jede plumpe Zumutung lag ihm ferne. Leibniz berichtet uns von einem Gespräch [1]), das er mit dem Kurfürsten über den Jesuiten Spee führte, den Johann Philipp noch persönlich kannte und über den er viel Rühmliches zu erzählen wusste. Im Laufe des Gesprächs übergab der Kurfürst Leibniz einen Traktat Spee's, das „güldene Tugendbuch“ und teilte ihm auch mit, dass Spee der Verfasser des bekannten Buchs: Cautio criminalis circa processus contra sagas sei, worin das Verwerfliche der Hexenprozesse nachgewiesen wurde. Spee war als Beichtvater der Begleiter von 50 Hexen auf ihrem Gang zum Scheiterhaufen, konnte aber von keiner die Überzeugung gewinnen, dass sie schuldig war.

Aus diesem Berichte Leibniz's ist wohl die Überlieferung entstanden, dass der Kurfürst sich mit ihm über die Abschaffung der Hexenprozesse beraten habe. In dem schönbornischen Schlosse zu Pommersfelden bei Bamberg befindet sich ein Prachtgemälde, das den Kurfürsten in Unterredung mit Leibniz darstellt. Die dritte Person auf dem Bilde ist der bekannte Bartholomäus Holzhauser [2]); er hält die deutsche Bibelüber-

---

1) Dutens, Opera Leibnitii IV, 3, 284.

2) Vgl. Mentz, Johann Philipp von Schönborn II, 220. Holzhauser war nicht gleichzeitig mit Leibniz am Mainzer Hofe. Seine Stelle würde besser der Weihbischof Peter von Walenburch einnehmen.

setzung [1]) in der Hand, die Johann Philipp zum Zweck einer Union unter den christlichen Kirchen herstellen liess. Das Bild soll wohl einen Disput darstellen, der zwischen dem jugendlichen Leibniz auf der einen und dem hageren Kleriker auf der anderen Seite geführt wird. Der Kurfürst, in dessen Auge sich Ernst und Wohlwollen spiegelt, sitzt als Schiedsrichter in der Mitte. Leibniz ist in den Vordergrund gerückt und wird redend eingeführt. Obwohl das neumodische Gemälde mit seiner idealisierenden Richtung keinen Anspruch auf historische Treue erhebt, so ist es doch ein sinnreiches und charakteristisches Denkmal für die Zeit Johann Philipps, der dem Protestanten Leibniz eine Stelle in seinem obersten Gerichtshof übertrug und ihn zu seinen vertrauten Unterredungen beizog.

Leibniz ging im Frühjahr 1673 mit dem Gedanken um, eine Lebensgeschichte Boineburgs zu schreiben. Er liess dessen Briefe an Lincker, Blume und andere Freunde zusammentragen und stellte an die Frau von Boineburg, deren treffendes Urteil in Staatssachen bekannt war, das Ansuchen, die denkwürdigen Begebenheiten aus dem Leben ihres Mannes aufzuzeichnen. Bei der Ordnung des Nachlasses wurde sie von dem Sekretär Münch unterstützt. Leibniz steckte sich ein hohes Ziel. Die Arbeit über Boineburg sollte ihm ein Vorstudium für die Darstellung der Geschichte Johann Philipps von Schönborn sein, mit dessen Person sich die wichtigsten Vorgänge seiner Zeit verknüpften [2]). Durch die Entfremdung Leibniz's von Kurmainz gelangte sein Vorhaben nicht zur Ausführung. Hätten wir eine Darstellung von seiner berufenen Feder, so wäre die Politik der mainzischen Staatsmänner nicht lange Zeit hindurch einer schwankenden, oft ungerechten Beurteilung ausgesetzt gewesen. Jetzt beginnt man zu erkennen, dass jene Patrioten notgedrungen, um Scylla und Charybdis zu vermeiden, an dem Grundsatz der Neutralität gegen Habsburg und Bourbon festhalten mussten.

---

1) Vgl. Panzer, Geschichte d. kath. Bibelübersetzung, 167. In der Bibliothek zu Pommersfelden befindet sich ein Exemplar vom Jahr 1662 mit kostbarem, metallenem Einband.

2) Vgl. Brief Leibniz's an Melchior Friedrich von Schönborn vom 31. März 1673. Arch. z. Wies.

Carl Friedrich Gauss.

(Vortrag gehalten am 14. November 1899 in der Aula in Heidelberg.)

Von

Moritz Cantor.

Es war am Abend des Freitag 16. Juni 1899. Zahlreiche Männer, den Kopf mehr oder weniger enthaart, und die noch über einen Haarwuchs verfügen konnten, der Mehrzahl nach in grau bis weisser Einfarbigkeit die ehemalige Haarfarbe verheimlichend, hatten sich zum Stelldichein im Saale der Union in Göttingen eingefunden. Auch Ihr Vortragender des heutigen Abends war darunter und kann Ihnen daher aus unvergesslich gewordener Erinnerung von dem schönen Feste und von dessen Veranlassung erzählen. Das für Carl Friedrich Gauss und für Wilhelm Weber gemeinsam errichtete Denkmal sollte am folgenden Morgen enthüllt werden, und als Gäste waren dazu ehemalige Schüler Weber's von nah und fern herbeigeeilt, sowie Einer, der sich freilich als einziger rühmen durfte, auch in Gauss seinen Lehrer zu verehren. Wie freudig funkelten die Augen, wenn man in dem Gewühle solche Gesichter erkannte, die man Jahrzehnte lang nicht gesehen hatte, wenn ein langentbehrtes Du sich nur schüchtern aus den Lippen hervorwagte, um in jubelndem Gegengrusse von dem Anderen aufgenommen zu werden. Weisst Du noch, wie wir in Göttingen ankamen? Erinnerst Du Dich an dieses, an jenes Ereignis einer jugendtollen Zeit? Gedenkst Du der Zeit- und Studiengenossen, der Männer, zu deren Füssen wir sassen, der Jünglinge, die neben uns auf den Bänken ihren Platz hatten und die verpönten Zirkel in die Tische einschnitten, in dieser Beziehung lauter Archimedese mit dem warnenden Rufe: „Stört mir meine Zirkel nicht!“ Solche Reden gingen hin und her den Schrein öffnend, in welchen die Vergangenheit ihre Geheimnisse versenkt hatte, und geistig

um Jahrzehnte verjüngt erwartete man den Sonnabend Morgen. Um 10 Uhr waren die Plätze um das dicht verhüllte Denkmal besetzt, in atemloser Stille lauschte man der glänzenden Festrede des Göttinger Vertreters der mathematischen Physik, Professor Voigt, des durch seine Stellung wie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit naturgemässen Vorsitzenden des Denkmalcomités; die Hülle sank, und in schönem Sonnenlichte erglänzte das Denkmal, welches Professor Hartzer in Berlin ausgeführt hatte, zur bleibenden Erinnerung an die beiden in der Gruppe vereinigten Persönlichkeiten wie an seinen eigenen Ruhm. Gauss sitzt in seinem Lehnstuhle. Zu seiner Rechten steht Wilhelm Weber. Von der Hand des Einen zu der des Anderen führt der Draht des elektrischen Telegraphen. Beide erscheinen in lebhaft geführtem Gespräche über die neue, beiden gemeinsame Erfindung.

Ich verlasse die Beschreibung der Einweihungsfeier. Nicht des Festmahls, nicht der dabei gehaltenen mehr als zwanzig Tischreden will ich gedenken, in denen nach der Aufzeichnung eines witzigen Teilnehmers 18mal die Wortsverbindung „die beiden grossen Geisteshelden“ in Beziehung auf Gauss und Weber gebraucht wurde. Nicht von dem Abendfeste im Rathause der gastlichen Stadt Göttingen will ich reden, nicht von den sogenannten einfachen Frühstücken, zu welchen die Göttinger Professoren jeder seine engeren Fachgenossen oder näheren Bekannte und Freunde auf Sonntag Vormittag eingeladen hatte, und die ein altertümliches, vielleicht dem 16. Jahrhundert angehörendes Rezept gegen den Biss toller Tiere in Wirklichkeit umsetzten: ein Haar von der Katze, die dich gebissen hat. Das Unglaubliche ereignete sich. Wir konnten mit den Mittagszügen Göttingen verlassen, und Sonntag Abend um 10 Uhr war ich wieder in Heidelberg. Über dies alles eile ich hinweg. Sollte doch das aus wenigen Strichen bestehende Stimmungsbild Ihnen nur die Frage nach den wissenschaftlichen Verdiensten von Gauss und Weber nahe legen, mir den Übergang vermitteln zur Beantwortung der einen Hälfte dieser Frage, zur Schilderung dessen, was man Gauss verdankt.

Da ich mich dieser Erörterung zuwende, inhaltlich der Hauptaufgabe meines Vortrags, wenn ich auch beabsichtige die denkbar kürzeste Zeit darauf zu verwenden, überkommt Sie vielleicht ein Gefühl der Bangigkeit, mich ein solches der Reue, dass ich einen Gegenstand wählte, der mich zwingt Einiges zu sagen, was unter keinen Umständen ganz allgemeinverständlich gemacht werden kann. Ich muss es sagen und werde es so kurz als möglich sagen. Mögen schöne Augen sich für

einige Minuten darüber schliessen, ich verspreche Sie bald wieder zu wecken, indem ich nach dem Gemälde des Denkers Gauss das des Menschen Gauss vor Ihnen entrolle.

Carl Friedrich Gauss ist am 30. April 1777 in Braunschweig geboren. Princeps mathematicorum, der Fürst unter den Mathematikern, lautet die Inschrift einer 1856 nicht gar lange nach seinem am 23sten Februar 1855 erfolgten Tode geprägten Denkmünze, und diese Inschrift ist keine Schmeichelei. Keiner der damals lebenden, keiner der jetzt lebenden Mathematiker wusste oder weiss es anders. Gauss hat als unbeschränkter Fürst das weite Gebiet der reinen wie der angewandten Mathematik beherrscht, nur darin von andern Selbstherrschern abweichend, dass er die Gesetze nicht gab, sondern enthüllte, welchen fortan die Mathematiker sich unterordnen mussten. Und auch ein zweiter Unterschied kennzeichnet den Fürsten Gauss. Er gehörte nicht zu denen, welche die Gesetzesfabrikation mit Dampfgeschwindigkeit vollziehen und es kaum erwarten können, bis das als richtig, als nützlich von ihnen Erkannte auch zu allgemeiner Kenntnis gelange. Wohl hat Gauss Vieles selbst veröffentlicht, aber grossartige Entdeckungen lagen auf fliegende Zettel skizziert in seinem Schreibpulte, von welchen die staunende Welt erst erfuhr, wenn Andere die gleichen Entdeckungen gemacht hatten. Jacobi z. B. kehrte, als er seine Reise nach Paris machte, in Göttingen ein, um Gauss persönlich kennen zu lernen. Vertrauensvoll sprach Jacobi dort über seine Entdeckungen auf dem Gebiete der sogenannten elliptischen Funktionen. Gauss hörte ruhig zu ohne sich, wie Jacobi gehofft hatte, zu begeistern und sagte nur schmunzelnd, das Alles und weit mehr liege seit Jahrzehnten in seinen Notizen. Legendre in Paris, dem Jacobi die Unterredung erzählte, sprach entrüstet von Flunkerei. Es sei unmöglich, dass ein Mathematiker im Besitze so bahnbrechender Dinge sei, ohne sie bekannt zu machen. Legendre hatte ja im allgemeinen recht. Kein gewöhnlicher Mathematiker, und wäre er der besten Einer, würde geschwiegen haben. Der Fürst der Mathematiker that es, und sein Nachlass lieferte den Beweis, dass Gauss thatsächlich über Jacobi hinausgekommen war, indem er die Bahnen einschlug, welche nachmals ein anderer junger Mathematiker von wunderbarer Begabung, welche Abel einschlug. Seit etwa einem halben Jahre weiss man noch genauer über die Entstehungszeit dieser und anderer Arbeiten von Gauss Bescheid. Notizbücher haben sich auf einen Enkel vererbt, in welche so zu sagen Tag für Tag unter Datumsangabe in kurzen, nur dem Wissenden verständlichen Sätzen in lateinischer Sprache eingetragen ist:

heute habe ich den und den Lehrsatz bewiesen oder die und die Aufgabe gelöst. Die Gegenstände seines Denkens wechseln fortwährend, und Gauss selbst hat die Art seines Schaffens einmal mit den Worten gekennzeichnet: „Es ist nicht das Wissen, sondern das Lernen, nicht das Besitzen, sondern das Erwerben, nicht das Da-Sein, sondern das Hinkommen, was den grössten Genuss gewährt. Wenn ich eine Sache ganz ins Klare gebracht und erschöpft habe, so wende ich mich davon weg, um wieder ins Dunkle zu gehen; so sonderbar ist der nimmersatte Mensch, hat er ein Gebäude vollendet, so ist es nicht um nun ruhig darin zu wohnen, sondern um ein anderes anzufangen. So, stelle ich mir vor, muss dem Welteroberer zu Muthe sein, der, nachdem ein Königreich kaum bezwungen ist, schon wieder nach anderen seine Arme ausstreckt."

Gauss begann als Zahlentheoretiker. Schon als Gymnasiast in Braunschweig hat er auf diesem Gebiete sich versucht und kaum zur Universität entlassen fand er im März 1795 den Satz, dass -1 quadratischer Rest der Primzahlen von der Form $4n + 1$, quadratischer Nichtrest der Primzahlen von der Form $4n - 1$ sei. Ein Jahr später, am 30. März 1796, gelang ihm die Zeichnung des regelmässigen Siebzehnecks mittels eines Zirkels und eines Lineals. Das war eine geometrische Anwendung der Zahlentheorie, bildete zugleich eine ungeahnte Erweiterung eines Kapitels, das seit mehr als 2000 Jahren für abgeschlossen galt. Für Gauss selbst bildete die Entdeckung den Abschluss eines Seelenkampfes. Als er die Universität bezog, schwankten seine Neigungen zwischen Mathematik und Philologie. In letzterem Fache fand er in Heyne einen geistvollen und anregenden Lehrer, der ihn fesselte und förderte. Ganz anders war es in der Mathematik bestellt. Wohl lehrte damals in Göttingen Kaestner, der von zahllosen Schülern gepriesene. Kaestner der einzige seiner Art heisst es in der Inschrift einer 1801 unmittelbar nach seinem Tode hergestellten Porträtbüste, jedoch für Gauss war das kein Lehrer. Wir kochen breite Bettelsuppen, sagen die Meerkatzen in der Hexenküche, und ihnen wird zur Antwort gegeben: Da habt Ihr ein grosses Publikum. Aber Faust bedarf eines anderen Trankes. Kaum hatte Gauss in dem Genuss, den ihm die Siebzehneckkonstruktion bereitete, sich berauscht, so war seine Wahl entschieden. Die Mathematik, so äusserte er sich einmal, ist die Königin der Wissenschaften, und die Zahlenlehre die Königin der Mathematik. Dieser Ausspruch blieb der Wahlspruch seines Lebens. Die „Disquisitiones arithmeticae" von 1801, ein Lehrbuch der Zahlentheorie voll der

wunderbarsten Entdeckungen, die je in einem Lehrbuche veröffentlicht wurden, eröffnete den Reigen, und bis in sein Alter blieb Gauss der Jugendliebe getreu. Druckschriften aus den Jahren 1817 und 1831 wie sein Nachlass liefern den Beweis dafür.

Noch vor den Disquisitiones von 1801 gab Gauss 1799 seine Doktordissertation heraus, die einem algebraischen Gegenstande gewidmet war. Seit dem 16. Jahrhunderte spukte in den Geistern die Vermutung, eine sogenannte Gleichung n. Grades werde durch n Wurzelwerte erfüllt. D'Alembert hielt 1746 die Vermutung eines Beweises für würdig und fähig, und deshalb heisst der Satz insbesondere bei Franzosen das D'Alembert'sche Theorem. Aber Gauss zeigte in jener Doktordissertation in einer meisterhaften historisch-kritischen Einleitung, dass D'Alembert's Beweis der Anfechtung unterworfen sei. Auch in späteren Beweisversuchen Euler's zeigte er vorhandene Mängel, und daran anschliessend lieferte er den ersten einwandfreien Beweis, mit Rücksicht auf welchen man auch die nicht tadeln kann, welche den mehrgenannten Satz als das Gauss'sche Fundamentaltheorem der Algebra bezeichnen. In den Jahren 1815, 1816, 1849 hat Gauss sein Anrecht auf diese Bezeichnung durch drei weitere von einander verschiedene Beweise bestätigt.

Die der Zeit nach dritte Leistung von Gauss machte ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne. Giuseppe Piazzi, ein sizilianischer Astronom, hatte am 1. Januar 1801 und an verschiedenen Tagen des gleichen Monats einen Stern beobachtet, den er zuerst für einen Kometen hielt, dann als Planeten erkannte. Es war Ceres, der erste der bekannten Asteroiden, deren Anzahl im Laufe des Jahrhunderts, insbesondere seit die Photographie zu ihrer Entdeckung dienstbar gemacht wurde, auf mehrere Hunderte angewachsen ist. Zur Wiederauffindung des neuerdings unsichtbar gewordenen kleinen Himmelskörpers musste aus den immerhin wenig zahlreichen Beobachtungen Piazzi's eine mutmassliche Planetenbahn berechnet werden, welche die Himmelsgegend, innerhalb deren man den Flüchtling bei dem nächsten Wiedererscheinen aufzusuchen haben würde, annäherungsweise zum voraus bestimmte. Die damalige theoretische Astronomie war nur unter Voraussetzung einer kreisförmigen oder einer sich sehr wenig von der Kreisform entfernenden elliptischen Bahn im Stande der Aufgabe zu genügen. Man wandte diese Methoden an, aber sie versagten, d. h. schon die etwas späteren Beobachtungen Piazzi's waren mit der berechneten Bahn nicht in Einklang zu bringen. Statt nun den Fehler in den berechneten Bahnelementen zu suchen, beschuldigte man lieber Piazzi, schlecht beobachtet

zu haben. Gauss allein verfuhr anders. Im Spätsommer 1801 erst gelangte er in Besitz der Piazzi'schen Beobachtungen. Sofort machte er sich an die Arbeit, und es gelang ihm, die Elemente einer elliptischen Bahn zu berechnen und im Dezember 1801 durch den Druck zu veröffentlichen, welche sämtlichen Beobachtungen Piazzi's in gleicher Weise gerecht wurden. Die Probe auf das Rechenbeispiel konnte leicht gemacht werden. Wenn die Gauss'schen Zahlen richtig waren, so musste der neue Planet auch weiter in der gleichen Bahn sich bewegen, man musste ihn wiederfinden, wenn man dort suchte, wo der Planet zu einer voraus zu bestimmenden Zeit eintreffen sollte. Die Probe wurde gemacht. Olbers in Bremen fand am 1. Januar 1802 den Planeten genau an der Himmelsstelle, wo Gauss es vorausgesagt hatte, dass er sein werde, und Olbers erklärte bei der Veröffentlichung dieser Thatsache, das Verdienst sei ausschliesslich das von Gauss, denn unter Benutzung der von Anderen berechneten Bahnen wäre die Wiederauffindung unmöglich gewesen. Was war nun eigentlich das Verdienst von Gauss? War er etwa der gewandtere Rechner? Unzweifelhaft wusste er Rechenvorteile zu ersinnen und anzuwenden, an die niemand vor ihm gedacht hat; aber dadurch war höchstens das gleiche Ergebnis in wesentlich kürzerer Zeit zu erhalten, zu welchem Andere mit grösserem Aufwand von Zeit und Mühe gelangten, kein anderes Ergebnis. Dazu bedurfte es vielmehr zweierlei, und der erzielte Erfolg ebenso wie spätere Äusserungen von Gauss beweisen, dass beides damals in seinem Besitze war: neue Methoden zur Bestimmung einer elliptischen Bahn aus einer gewissen kleinen Anzahl von Beobachtungen sowie auch die Fähigkeit, überzählige Beobachtungen in gleichem Masse wie die zur Berechnung notwendigen zu berücksichtigen. Gauss erfand zu diesem Zwecke seine sogenannte Methode der kleinsten Quadrate. Er hat sie schon 1795 vor seinem Abgang zur Universität erfunden, er hat sie 1801 benutzt, wie wir sehen; aber er hat sie erst 1809 veröffentlicht und Legendre dadurch den Vorrang gelassen, welcher selbständig auf die gleiche Methode verfallen war und dieselbe schon 1805 im Drucke herausgab.

Von vielen anderen Arbeiten darf ich nur in ungenügendster Weise reden, von den Untersuchungen über Reihenkonvergenz, über Auswertung bestimmter Integrale, über lemniscatische Integrale, über das arithmetisch-geometrische Mittel. Ich darf nur andeuten, dass der sogenannte Cauchy'sche Integralsatz brieflich durch Gauss an Bessel gelangte, lange bevor Cauchy ihn aussprach. Ich darf die Arbeiten über die Flächentheorie flüchtig erwähnen, die Anwendung von Flächen-

koordinaten, die Aufstellung eines Krümmungsmasses, Versuche über nichteuklidische Geometrie. Für zwei Gruppen von Arbeiten erbitte ich mir die Aufmerksamkeit weniger Minuten.

In den Jahren 1821 bis 1825 fand die Hannöverische Landesvermessung statt. Die Vorarbeiten dazu begannen 1818, die rechnende Benutzung der Beobachtungen wurde erst 1848 abgeschlossen. Volle 30 Jahre war also Gauss in dieser Richtung thätig, und die Frucht seiner Wirksamkeit sollte ein grosses zusammenhängendes geodätisches Werk werden. Es ist leider ungeschrieben geblieben. Nur einzelne Bruchstücke, scheinbar ohne inneren Zusammenhang, sind im Druck erschienen, so in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von 1821 der Aufsatz über den Heliotropen. Bei Landesvermessungen kommt es darauf an, Winkel eines so gross als möglich zu wählenden Grunddreiecks so genau als möglich zu messen, und dazu ist wieder notwendig, dass die Ecken jenes Dreiecks Punkte seien und doch auf die Entfernung von vielen Meilen gesehen werden können. Konnte das Sonnenbild auf einem kleinen drehbaren Spiegel aufgefangen nicht einen solchen Punkt darstellen, als Nachahmung des Kinderspieles ein Stückchen Spiegelglas zu benutzen, um andere aus sicherer Ferne und ohne bemerkt zu werden zu blenden? Auf wie grosse Entfernung man wohl einen solchen Lichtblitz deutlich wahrnehmen könne? Diese Frage in seinem Geiste erwägend erstieg Gauss den Michaelisthurm in Lüneburg und sah von ihm aus das Glitzern der Fensterscheiben eines Thurmes in Hamburg. Sein Gedanke war also ausführbar, und nun machte sich Gauss an die Ausführung und erfand den Heliotropen als ein seit jener Zeit unentbehrliches Hilfsmittel der Geodäsie.

Die zweite Gruppe von Arbeiten, die ich noch erwähnen muss, gehört dem Anfang der dreissiger Jahre des Jahrhunderts an. Es sind die von Gauss und Wilhelm Weber gemeinsam angestellten theoretische und experimentelle Untersuchungen über den Magnetismus. Eine theoretisch nicht gerade übermässig wertvolle Frucht dieses Zusammenwirkens war diejenige Erfindung, welche als der folgewichtigsten eine unseres Jahrhunderts sich erwiesen hat. Im Winter 1833 auf 1834 legten Gauss und Weber den ersten elektromagnetischen Telegraphen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Laboratorium in Göttingen an. Sie erinnern sich, dass die Denkmalgruppe uns gerade diese Erfindung vor Augen führt.

Wer als Mathematiker oder als Physiker hier gegenwärtig ist, wird in dem Bilde, welches ich von dem Gelehrten Gauss zu entwerfen hatte,

noch manchen Pinselstrich vermissen, aber eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bilde, das jeder Leser der Gauss'schen Werke sich unbewusst selbst schafft, wird er doch wohl erkennen, und Sie andere, denen manche von mir ausgesprochene Kunstausdrücke barbarisch klangen, werden vielleicht doch dem Gefühle sich nicht haben entziehen können, der Fürst unter den Mathematikern sei ein Erkorener des Willens seiner Unterthanen gewesen, zu welchen nicht zu gehören Sie eine stille Freude empfinden.

Das Leben eines Gelehrten, so hat man oft gesagt, liegt in seinen Werken enthalten, und ich bin der Letzte, das zu leugnen. Aber man kann auch sagen, die Werke eines Gelehrten geben den alltäglichen Ereignissen seiner geistigen und körperlichen Entwicklung, seines Wirkens, seines Lehrens eine ganz besondere Beleuchtung, in welcher sie einer näheren Betrachtung sich empfehlen.

Carl Friedrich Gauss ist, wie Sie sich vielleicht erinnern, am 30. April 1777 in Braunschweig geboren. Sein Vater Gerhard Dietrich Gauss war Lehmarbeiter, dann Schlächter, später Aufseher der städtischen Brunnenleitung; noch später baute er Gartenfrüchte für den Markt, war aber auch in der Handhabung der Zahlen erfahren genug, um das Rechnungswesen einer grösseren Sterbekasse zu führen. Er war zweimal verheiratet. Aus der ersten Ehe stammte ein Sohn Georg, ein Alltagsmensch, vielleicht sogar als etwas beschränkt zu bezeichnen. Die zweite Frau, Dorothea Bentze, offenbar aus feinerem Holze als ihr Eheherr geschnitzt, wurde die Mutter von Carl Friedrich, dessen an das Fabelhafte grenzende Frühreife ich an wenigen Beispielen zu zeigen habe. Das Kind war drei Jahre alt und in der Stube zugegen, als der Vater Taglöhner für stundenweise geleistete Arbeit ablohnte. Da unterbrach es die Auszahlung mit dem Zurufe, die Summe sei nicht richtig, sie betrage so viel, und bei wiederholt angestellter Rechnung zeigte sich die Bemerkung des Kindes als zutreffend. Das Lesen hat der Kleine von selbst erlernt, indem er die Bedeutung der einzelnen Buchstaben bald diesen, bald jenen Hausgenossen abfragte. Dass er zum ersten Rechnen keines Unterrichtes bedurfte, geht aus der vorerzählten wohlverbürgten Geschichte hervor. Im Jahre 1784 kam Carl Friedrich Gauss, sieben Jahre alt, in die Rechenschule bei St. Katharina, deren wegen seiner unerbittlichen Strenge gefürchteter Vorsteher Büttner hiess. Als Hilfslehrer war der damals 17jährige Bartels thätig, der nachmals Professor der Mathematik in Kasan wurde und 1836 bei seinem Tode einen in der Wissenschaft geachteten Namen hinterliess. Zwei Jahre gehörte der Knabe bereits dieser Schule an, als Büttner 1786 den Schülern die

Aufgabe stellte, eine ziemliche Menge von Zahlen, welche um gleiche Unterschiede zunahmen, also eine sogenannte arithmetische Reihe bildeten, zu addieren. Kaum hatte der Knabe den Wortlaut der Aufgabe gehört, als er ohne jede Zwischenrechnung die Endsumme auf seine Tafel schrieb und diese, wie es eingeführt war, mit den Worten „Dar licht se“ umgedreht auf den Schultisch in der Mitte des Zimmers brachte. Alle Mitschüler, noch lange mit ihrer Rechnung beschäftigt, schauten verwundert auf den vorwitzigen Burschen, Büttner griff bereits in sehr verdächtiger Weise zur Reitpeitsche, um dem Kleinsten unter den Schülern die Leichtfertigkeit gründlich auszutreiben, aber das Ergebnis war richtig. Gauss hatte aus sich selbst die Summierung der arithmetischen Reihe in einfacher Weise gefunden. Der Bekanntschaft mit dem bewährten Erziehungsmittel entging Gauss nicht nur für dieses Mal, Büttner liess sogar aus Hamburg ein besseres Rechenbuch kommen, um es dem Knaben zu geben, und Büttner oder Bartels bestellten den Vater zu sich, ihm die sorgsamste Erziehung des jungen Genius an das Herz zu legen. Sie stiessen auf Widerstand, denn woher sollten die Mittel zum Studium genommen werden? Erst das Versprechen, die Unterstützung hochgestellter Gönner werde zu erwerben sein, bestimmte den Vater zur Nachgiebigkeit, bestimmte ihn zugleich zu der Zusage, dass der Knabe künftig nicht mehr wie sonst allabendlich eine bestimmte Menge Flachs werde spinnen müssen. Von der Unterredung nach Hause zurückkehrend, liess Vater Gauss sogleich das kleine Spinnrad in den Hof tragen und zu Küchenholz zerspalten.

Carl Friedrich Gauss sollte also studieren. Mathematische Bücher schenkte ihm Bartels, und 1788 kam er in das Gymnasium. Auch die Gönner hatten sich gefunden: der Geheime Etatsrat Eberhard August Wilhelm Zimmermann, Professor der Mathematik am Carolinum, und durch dessen Vermittelung Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Ein in einem feuerfesten Gewölbe eingeschlossenes Feuer nannte dessen Erzieher, Abt Jerusalem, diesen leidenschafterfüllten aber stets mit vollkommener Gewalt über sich selbst begabten Fürsten. Geliebt von seinen Unterthanen, zurückersehnt als er der westfälischen Herrschaft weichen musste, in weiser, wenn auch mitunter drückender Sparsamkeit die zerrütteten Finanzen seines Landes herstellend, ein Schutzherr dem Volksunterrichte, welchen er gänzlich dem kirchlichen Einflusse zu entziehen suchte, der Held der Schlacht bei Hastenbeck im siebenjährigen Kriege, aber 1792 der unglückliche Befehlshaber eines in seiner Anlage verfehlten Feldzuges gegen das republikanische Frankreich, der

Geschlagene von Jena mit durch eine Kugel vernichtetem Augenlichte von Ort zu Ort fliehend, bis er am 10. November 1806 in Ottensen verschied, so zeigt uns die Geschichte den Gönner unseres Gauss. Im Jahre 1780 war er zur Regierung gelangt; im Jahre 1791 wurde Gauss, damals 14jähriger Gymnasialprimaner, bei Hofe vorgestellt, und mit dieser Vorstellung beginnt eine bleibende Fürsorge des Fürsten für das aufkeimende, sich immer deutlicher entwickelnde Talent. Auf Kosten des Herzogs durfte Gauss 1792 in das Collegium Carolinum in Braunschweig eintreten, wo er Bartels, den Lehrer seiner Kindheit, wiederfand. Dann durfte er wieder auf herzogliche Kosten seit 1795 in Göttingen weiter studieren, 1799 in Helmstädt doktorieren, durfte sich nach beendetem Studium, ohne einen eigentlichen Beruf zu wählen, in seiner Vaterstadt der Wissenschaft als solcher hingeben. Zum Vergleiche mit heutigen Verhältnissen diene, dass, wie aus einem Briefe hervorgeht, den Gauss am 9. Januar 1799 an seinen Studienfreund Wolfgang Bolyai richtete, die jährliche Unterstützung 158 Thaler betrug. Von Braunschweig aus erschienen 1801 die Disquisitiones arithmeticae mit einer Widmung an den Herzog, für welche dieser durch den in damaliger Zeit gut ausreichenden Jahresgehalt von 400 Thalern sich erkenntlich erwies. „Aber ich habe es ja nicht verdient, ich habe noch Nichts für das Land gethan“ sind die bescheidenen Dankworte des Beschenkten. Die Berechnung der Cereselemente führte 1803 eine Erhöhung des Jahresgehaltes auf 600 Thaler nebst freier Wohnung in Braunschweig herbei. Sie sollte Gauss für die Ablehnung einer Berufung nach Petersburg als Direktor der dortigen Sternwarte mit freier Wohnung und 2400 Rubel Jahresgehalt einigermassen entschädigen. Unterhandlungen mit Göttingen, wo die Erbauung einer neuen Sternwarte ins Auge gefasst war, dauerten inzwischen fort, und auch in Braunschweig selbst dachte man an die Errichtung einer Sternwarte mit Gauss an der Spitze. Anerkannt und umworben fasste er nun bald den Mut zu einer Werbung. Wir stehen an einem Entscheidungspunkte seines Lebens.

Dorothea Gauss geborene Bentze war, sagte ich, aus feinerem Holze als ihr Mann geschnitzt. Sie war nach dem Ausspruche des Sohnes selbst „eine sehr gute wackere Frau“, während er von dem Vater berichtet: er sei „in mancher Rücksicht achtungswert und wirklich geachtet, aber in seinem Hause sehr herrisch, rauh und unfein gewesen“. Auch Leute, welche die alte Frau, denn eine Dame ist sie nie geworden, nachmals auf der Göttinger Sternwarte, wo sie 1839 fast 96 Jahre alt sanft entschlummerte, kennen gelernt haben, wussten ihre Klugheit, ihren

heiteren Humor zu rühmen. Geistig also ist, was ich von ihr sagte, berechtigt. Dem Stande nach war sie dagegen nicht höher als ihr Mann, sie war vor ihrer Verheiratung sieben Jahre lang Magd im Hause eines Weissgerbers Ritter. Sie muss sich dort die Zufriedenheit ihrer Herrschaft erworben haben, denn ein Georg Carl Ritter ist als Zeuge der Verehlichung eingeschrieben, und wieder ein Georg Carl Ritter, nach aller Wahrscheinlichkeit derselbe, den ich eben nannte, als Carl Friedrichs Taufpate. Der Knabe ist dann im Ritter'schen Hause viel aus- und eingegangen und wurde regelmässig zur Weihnachtsbescheerung herangezogen. Als aus dem Knaben ein Mann wurde, hörte der Verkehr im Ritter'schen Hause keineswegs auf. Dort herrschte eine heitere, anspruchslose Geselligkeit, die in den Kreisen wohlhabender Handwerker in Braunschweig mit einer gewissen Geistesbildung verbunden zu sein pflegte und dadurch für den fortwährend angestrengt Arbeitenden eine wahre Erholung bildete. Ein anderer Weissgerbermeister Christian Osthoff besass eine Tochter Johanna, die ebenfalls zu dem Ritter'schen Kreise gehörend, im Jahre 1803 dort mit Gauss bekannt wurde. Ein Jahr lang begegneten sich die jungen Leute oft und öfter. Am 12. Juli 1804 fasste er den Mut, um Johanna anzuhalten, und der Brief, durch welchen er es that, ist vorhanden.

„Nehmen Sie es gut auf, sehr theure Freundin, dass ich über die wichtige Angelegenheit schriftlich mein Herz vor Ihnen ausschütte, über welche es mündlich zu thun ich bisher keine schickliche Gelegenheit gefunden habe. Lassen Sie es mich endlich einmal Ihnen aus der Fülle meines Herzens sagen, dass ich ein Herz für Ihre stillen Engelstugenden, ein Auge für die edlen Züge habe, die Ihr Angesicht zu einem treuen Spiegel dieser Tugenden machen. Sie, gute bescheidene Seele, sind so fern von aller Eitelkeit, dass Sie Ihren eigenen Wert selbst nicht ganz kennen; Sie wissen es selbst nicht, wie reich und gütig Sie der Himmel ausgestattet hat. Aber mein Herz kennt Ihren Werth — ach! mehr als mit meiner Ruhe bestehen kann. Längst gehört es Ihnen. Werden Sie es nicht zurückstossen? Können Sie mir das Ihrige geben? Können Sie, Theure, die dargebotene Hand annehmen, gern annehmen? An der Antwort auf diese Frage hängt mein Glück. Ich kann Ihnen zwar jetzt nicht Reichthum, nicht Glanz anbieten. Doch Ihnen, Gute — ich kann mich in Ihrer schönen Seele nicht geirrt haben — sind ja Reichthum und Glanz eben so gleichgültig wie mir. Aber ich habe mehr als ich für mich allein brauche, genug, um zweien genügsamen Menschen ein sorgenfreies, anständiges Leben zu bereiten, meiner Aussichten in die

Zukunft gar nicht einmal zu gedenken. Das Beste, was ich Ihnen anbieten kann, ist ein treues Herz voll der innigsten Liebe für Sie."

In ähnlichem Tone geht der Brief weiter und schliesst mit den Worten: „Von ganzem Herzen der Ihrige C. F. Gauss". Johanna teilte schon lange die Gefühle, welche ihr hier entgegengebracht waren, und dennoch zögerte sie, ihr Jawort zu geben. Zweifel ergriff sie, ob sie dem geistig so hochstehenden, täglich berühmter werdenden Manne werde genügen können, ob er niemals die Verbindung mit ihr bereuen werde, von dem der in Braunschweig nicht minder als anderswo thätige Stadtklatsch behauptete, es liege nur an ihm, eines der reichsten und höchstgestellten Mädchen der Stadt, das ihm gewogen sei, heimzuführen. Auch Gauss selbst kamen Zweifel anderer Art. Die politischen Verhältnisse hatten sich ebenso wie seine Aussichten in einer Weise geändert — ich komme sogleich darauf zurück — dass es ein Wagnis erschien, jetzt ein geliebtes Wesen an seine ungewisse Zukunft zu fesseln. Erst nach viermonatlichem heimlichen Ringen mit sich selbst kam eine mündliche Besprechung der beiden jungen Leute zu stande. Sie verlobten sich am 22. November 1804, und abermals dauerte es fast ein Jahr, bis am 9. Oktober 1805 die Verehelichung erfolgte. Im Ritter'schen Hause schlug das Paar seine Wohnung auf, dort wurde am 21. August 1806 ein zarter, bildschöner Knabe geboren, der auf den Vornamen des früher erwähnten Astronomen Piazzi als Josef getauft wurde.

Ich habe von dem drohenden Rückschlage in Gauss' äusseren Verhältnissen gesprochen. Im Herbste 1804 verbreitete sich das Gerücht, Napoleon gehe damit um, die südlichen Teile der Hannoverischen Lande samt Göttingen an den Kurfürsten von Hessen zu verkaufen. Wenn das geschah, so rückte die Hoffnung auf eine Berufung nach Göttingen in unabsehbare Ferne hinaus, sofern sie nicht schon erfolgt war, und die Unterhandlungen wollten nicht vom Flecke kommen. Mancherlei mag dabei mitgewirkt haben. Es ist denkbar, dass der Herzog von Braunschweig, welchen die Möglichkeit, den jungen Gelehrten seines Heimatlandes nach Russland zu verlieren, geradezu entrüstet hatte, ein Umstand, der bei Gauss den Ausschlag zur Ablehnung der ebenso ehrenvollen als vorteilhaften Berufung nach Petersburg gab, auch jetzt zu verhindern wünschte, dass Gauss sich entferne, dass er seine Unzufriedenheit mit einer Lösung des bisherigen Verhältnisses kundgab, und dass man in Hannover auf diese fürstliche Unzufriedenheit Rücksicht nahm. Es ist auch möglich, dass das Kuratorium der Göttinger Universität eine Bemerkung übel aufnahm, welche Olbers ganz der Wahrheit ent-

sprechend in einem Empfehlungsbriefe ausgesprochen hatte: Gauss hege eine entschiedene Abneigung gegen eine mathematische Lehrstelle. Auch die Vermutung liegt nahe, man habe jetzt, nachdem eine Wettbewerbung Petersburgs beseitigt war, versucht, Gauss durch Zögern mürbe zu machen und ihn doch noch zur Übernahme von Lehrverpflichtungen zu bestimmen. Klargestellt ist der Verlauf der Unterhandlungen keineswegs, und sicher ist nur, dass zunächst 1805 nicht Gauss, sondern Harding als ausserordentlicher Professor der Astronomie nach Göttingen berufen wurde. Wie war es aber mit der Braunschweiger Stellung unseres Gauss beschaffen?

Sie beruhte ausschliesslich auf dem herzoglichen Jahresgehalt, ohne dass diesem Einkommen eine Verpflichtung zur Seite gestanden hätte, welche gestattet hätte, die Rente als wohlverdiente Entschädigung für regelmässig geleistete Dienste anzusehen. Das wäre mit einem Schlage anders geworden, wenn die Errichtung einer Sternwarte in Braunschweig zur Thatsache geworden wäre, allein diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Herr von Zach, der einflussreiche Herausgeber der Zeitschrift, in welcher Gauss im Dezember 1801 die richtigen Bahnelemente der Ceres veröffentlicht hatte, kam am 26. August 1803 mit Gauss auf dem Brocken zusammen, wo der Plan näher durchgesprochen wurde; er nahm dann Gauss mit nach Gotha, damit dieser auf der Seeberger Sternwarte sich auf das Handwerkmässige der Astronomie einübe. Drei Monate wurden dieser Arbeit gewidmet, dann reisten Beide zu Anfang Dezember nach Braunschweig, wo Zach bei zehntägigem Aufenthalte einen geeigneten Platz für die neue Sternwarte aussuchen half. Alles schien auf dem besten Wege, plötzlich zog Zach sich zurück und wollte nichts mehr mit der Angelegenheit zu thun haben. Der Grund dieser Gesinnungsänderung ist völlig unbekannt, aber von da an war die Erbauung einer Sternwarte in Braunschweig thatsächlich aufgegeben, wiewohl der Herzog zu Anfang des Jahres 1804 bereits einen als vortrefflich gerühmten Spiegel für das neue Institut angekauft und die Instrumente, welche mit demselben in Gebrauch treten sollten, bei bekannten Fabriken derartiger Gegenstände bestellt hatte. Gerade dieser Ankauf schädigte vielleicht das Unternehmen. Die bestellten Herrichtungen wurden erst lange nach der bedungenen Lieferungszeit fertig und kosteten über Vermuten grosse Summen. Der Spiegel hatte sich verzogen, war unbrauchbar geworden und musste einem Mechanikus zur Aufbesserung übergeben werden. Das waren lauter Ereignisse, welche dem Herzoge die Lust verderben konnten, eine Sternwarte zu errichten.

Dazu kam die politische Katastrophe, welche ich schon einmal zu erwähnen Gelegenheit hatte. Im Oktober 1806 wurde die Schlacht bei Jena geschlagen. Am Nachmittage des 25. Oktober verliess langsam in einem zweispännigen Wagen dahinfahrend der auf den Tod verwundete Herzog das Schloss seiner Residenzstadt nach Norden zu, damit er wenigstens nicht in französischer Gefangenschaft sterbe, und Gauss verfolgte von dem Fenster seiner Wohnung aus schwererfüllten Herzens und sorgenvollen Blickes den traurigen Zug. „Nie habe ich (so schildert er in einem Briefe seine Empfindungen) lebendiger gefühlt, wie nichtig alles hienieden ist, dass nur die Aussicht in eine höhere Existenz die grellen Misstöne des Erdenlebens in Harmonie auflösen kann, als in jenen schrecklichen Tagen, wo wir Zeuge von dem unglücklichen Ende eines der edelsten Menschen waren". In der That, sein Wohlthäter auf der Flucht und sterbend, er selbst mit Frau und Kind einer Zukunft entgegenlebend, die er sich kaum auszumalen wagte, das müssen die Gedanken gewesen sein, die auf ihn einstürmten, die seinen Mut gebrochen haben müssten, wenn er nicht das Bewusstsein in sich getragen hätte, ein Gauss brauche um ein Unterkommen nicht verlegen zu sein.

In den ersten Tagen des Jahres 1807 kamen erneuerte Anträge aus Petersburg, kamen annehmbare Bedingungen aus Göttingen. Abermals waren es Monate des Schwankens für Gauss, bis er endlich im Juli 1807 die Stelle als Direktor der Göttinger Sternwarte mit einer Besoldung von 1000 Thalern annahm. Die Übersiedelung erfolgte im November, doch hielt Gauss in jenen Wintermonaten noch keine Vorlesungen. Über die Ankunft sind wir durch einen Brief von Frau Johanna Gauss an eine Braunschweiger Jugendfreundin genau unterrichtet. Harding hatte die vorausgeschickten Habseligkeiten bereits auspacken lassen, so dass die Ankommenden wenigstens eine warme Stube und eine Tasse Thee antrafen, am 21. November eine nicht unangenehme Überraschung. Aber die ersten fünf Tage war des Heues und Strohes kein Ende. Mit der Wohnung ist Frau Johanna nichts weniger als zufrieden, es ist alles vereinigt, um sie eine schlechte zu nennen — das Wohnzimmer ist noch das leidlichste. Kleine schmutzige Säle, eine räucherige, zugige Küche, alte phlegmatische Wirtsleute: dies sind so ungefähr einige Meriten und nicht geschickt, den Aufenthalt angenehm zu machen. Dann ist von dem Visitenfahren die Rede: 50 bis 60 Besuche im Zeitraume einer Stunde, ohne Jemand gehört oder gesehen zu haben. O der lächerlichen Menschen! ruft Frau Johanna. Nach dieser Rundfahrt wurden, scheint es, dann noch wirkliche Besuche gemacht, alle Tage bei einer oder zwei

Familien. „Wir werden allenthalben sehr artig, ja von Mehreren sehr freundschaftlich aufgenommen (im Vertrauen, Gaus scheint mir hier in ungeheurem Respect zu stehen)". Aber doch heisst es an einer anderen Stelle: „Werde ich unter allen diesen Frauen eine Freundin, wie ich sie mir wünsche, finden? Diese Frage — ich mag sie nicht oft mir wiederholen — macht mich sehr traurig, da ich sie nur verneinen kann." Ich kann gleich hier erwähnen, dass zwar nicht unter den Frauen, aber unter den Töchtern Göttinger Familien sich eine junge Dame, Minna Waldeck, die Tochter des Hofrat Waldeck, fand, welche sich eng an Johanna Gauss anschloss.

Dass Gauss selbst gleichfalls nicht in heiterster Stimmung in Göttingen einzog, dafür war gesorgt. Zu Harding stand er zwar anfangs auf gutem Fusse, wie aus dem Briefe von Frau Gauss zu sehen ist; Schriften von Harding hat Gauss 1809 in wohlwollendstem Geiste besprochen; unter Mitwirkung von Gauss selbst wurde Harding 1812 zum ordentlichen Professor ernannt; erst später traten Misshelligkeiten ein vielleicht dadurch, dass Harding, wie er nichts in die Leitung der Sternwarte zu reden hatte, auch Arbeiten für die Sternwarte als solche verweigerte. Die übrigen Professoren der Universität Göttingen kamen Gauss (ich berufe mich wieder auf den Brief seiner Frau) auf's achtungsvollste entgegen. Allein Göttingen gehörte dem im August 1807 gebildeten Königreich Westfalen an, und dieses selbst war wenig mehr als eine französische Provinz, während Hass gegen Frankreich den Schützling des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand erfüllte. Und als sollte dieser Hass auf's Neue geschürt werden, wurde der Stadt Göttingen, noch bevor Gauss einen Pfennig Besoldung dort eingenommen hatte, eine hohe Brandschatzung auferlegt, welche, unter die Einwohner verteilt, Gauss mit 2000 Franken traf. Das war in der damaligen Zeit ein schwerer Schlag für Gauss. Trotzdem wies er eine von Olbers ihm angebotene Sendung der Summe dankend zurück, und lehnte es nur um so stolzer ab, sich auf die Mitteilung von Laplace zu berufen, die Summe sei schon für ihn in Paris erlegt worden. Da machte ein Gauss aus Frankfurt am Main durch das Bankhaus Bethmann zugehender Geldbrief, dem die Bemerkung beigefügt war, der eigentliche Absender wünsche ungenannt zu bleiben, der Verlegenheit ein Ende. Man hat nachmals erfahren, dass der Brief vom Fürstprimas von Frankfurt stammte.

Allmählig gewöhnte sich Gauss in Göttingen ein. Am 29. Februar 1808 wurde ihm ein Töchterchen Minna geboren. Der Bau der Sternwarte befriedigte ihn. Sein täglich wachsender Ruhm verband sich, wie

das so leicht der Fall ist, mit dem Orte, wo die Erfolge eintrafen. Da kam zu den lichtgefärbten Banden ein tiefdunkles. Johanna Gauss schenkte am 10. September 1809 einem Söhnchen Louis das Leben und verlor nach einem Monate das eigene. Nur fünf Monate später folgte ihr das Kind. Man verlässt den Ort nicht leicht, wo die Gräber der Liebsten, die man hatte, sich befinden, und dieses Gefühl mag dazu beigetragen haben, dass Gauss 1810 eine Berufung nach Berlin ausschlug, so verlockend sie war. Hatte doch Wilhelm von Humboldt, der mit der Berufung Beauftragte, 1500 Thaler nebst der Stellung als anwesendes ordentliches Mitglied der Akademie anzubieten. Hatte er doch hinzusetzen dürfen: Sie werden zum Lesen von Collegien auf keine Weise verbindlich gemacht, nur ersucht werden, der hier zu stiftenden Universität Ihren Namen als ordentlicher Professor zu leihen und, so viel es Ihre Musse und Gesundheit zulassen, von Zeit zu Zeit eine Vorlesung zu halten.

Der Tod des kleinen Louis hatte die Sorge um die beiden überlebenden Kinder erhöht, hatte Gauss die Notwendigkeit vor Augen geführt, ihnen, deren ältestes mit $3^1/_4$ Jahren die Mutter verlor, eine zweite Mutter zu geben. Minna Waldeck, die getreue Freundin der Verstorbenen, trat dieses Erbe an. Schon am 4. August 1810 vermählte sich Gauss in vollem Einverständnisse mit der Familie Osthoff auf's Neue, und Minna Gauss wusste die übernommenen Pflichten auf das Schönste zu erfüllen und Gauss auf's Neue den Frieden einer glücklichen Häuslichkeit zu bereiten. Auch aus dieser Ehe entstammten drei Kinder: Eugen, Wilhelm, Therese.

Ich darf vielleicht hier die Lebensgeschichte des Vaters unterbrechen und einiges von den Kindern sagen. Josef wurde Offizier, später Techniker und starb 1873 als Oberbaurat in Hannover. Er hinterliess einen 1849 geborenen Sohn Carl, der Enkel, in dessen Besitz die früher erwähnten Notizbücher gekommen sind. Er war in Göttingen bei der Denkmalfeier zugegen und erzählte beim Festmahle folgende Jugenderinnerung. Er spielte, ein Kind von drei oder vier Jahren, im Garten bei der Sternwarte. Der Grossvater sah seinem Spiele zu und fragte plötzlich: Junge, was willst Du werden? Was willst Du werden? war die Antwort. Da klopfte Gauss lächelnd dem Kinde auf den Kopf und sprach: Ich bin schon Etwas! Die Frage des Kindes zeugt von der Bescheidenheit, mit welcher die Familie auch in Bezug auf ihr Oberhaupt ausgerüstet war. Man vergleiche sie doch mit dem Zornausruf des kleinen Schliemann, der einem Spielgefährten drohte, er werde ihn so

tief in den Erdboden schlagen, dass sein Vater ihn ausgraben müsse. Oder man denke an das Söhnchen eines unserer modernen Dichter, das vom Balkon des väterlichen Hauses im Grunewald bei Berlin Vorübergehende anrief: Hier wohnt der Gerhard Hauptmann, der die Weber geschrieben hat. Minna, die Tochter aus erster Ehe, wurde die Gattin des berühmten Orientalisten Ewald und starb 1840 in Tübingen. Von den Kindern zweiter Ehe sind Eugen und Wilhelm nach Amerika ausgewandert, wo der jüngere Wilhelm 1879, der ältere Eugen erst 1896 verstorben ist, beide unter Nachlassung zahlreicher Kinder. Therese blieb lange unvermählt und war die liebevolle Pflegerin ihres Vaters in den letzten von körperlichen Leiden erfüllten Lebensjahren. Erst nach seinem Tode heiratete sie im Sommer 1856 einen Herrn Staufenau in Dresden, mit welchem sie, ohne dass Göttinger Freunde es ahnten, seit 14 Jahren in ununterbrochenem Briefwechsel gestanden hatte. Eugen scheint der geistig bedeutendste unter den Söhnen gewesen zu sein, voll sprachlicher, aber auch rechnerischer Begabung, allein der Vater, der in beiden Fächern seinen eigenen Massstab anlegte, trat Eugen's auf die Philologie gerichteten Wünschen entgegen und nötigte ihn, sich als Jurist in Göttingen immatrikulieren zu lassen. Etwas von des alten Schlächters Gauss knorrigem und jähzornigem Sinn war auf Sohn und Enkel übergegangen. Der etwa 18jährige Eugen wurde zwar Student der Jurisprudenz, aber kein Studierender. Das Verbindungsleben nahm seine Zeit und seine Mittel ausschliesslich in Anspruch. Über ein seinen Couleurbrüdern gegebenes flottes Nachtessen liess er einfach dem nichts ahnenden Vater die unbezahlte Rechnung zustellen, und in Folge einer darüber entstandenen Scene reiste Eugen, ohne Abschied zu nehmen, plötzlich ab. Gauss, der von der Absicht Eugens, nach Amerika auszuwandern, Kenntnis erhielt, eilte ihm mit einem wohlgepackten Koffer nach, um ihn entweder zur Rückkehr zu bestimmen oder wenigstens zur Reise leidlich auszustatten. Eine Art von Versöhnung kam zu Stande, aber Sohn und Vater trennten sich doch für immer. Am 31. Dezember 1831 spricht Gauss in einem Briefe an Bessel in versteckten Worten von schweren häuslichen Leiden, von denen er kaum ein Ende absehe als sein eigenes. Er meinte Eugens Auswanderung. Briefe des Vaters an den entfernten Sohn sind aus den Jahren 1844 und 1846 vorhanden. Sie sie sind kühl bis an's Herz hinan und könnten im gleichen Wortlaute an einen Wildfremden gerichtet sein.

Der Trennung von dem Sohne war eine andere um wenige Monate vorangegangen. Am Anfang des Monats September 1831 starb Frau

Minna Gauss. Nach einundzwanzigjähriger glücklicher Ehe, deren einzige Verbitterung in der fast ununterbrochenen Kränklichkeit der Frau bestand, blieb Gauss neuerdings verwitwet zurück, und dieser Trauerfall ist allerdings geeignet, Eugens Benehmen so kurz nach dem Tode seiner Mutter in einem wenig günstigen Lichte zu zeigen.

Gauss blieb der Göttinger Universität immer erhalten. Ich habe von der durch ihn 1810 abgelehnten Berufung nach Berlin gesprochen. Neue Versuche, ihn 1821 ebendorthin zu ziehen, misslangen abermals, vielleicht weil Gauss sich durch den ihm gegenüber allerdings wenig angebrachten schleppenden Gang der Verhandlungen verletzt fühlte, und andere Universitäten als Berlin wagten es vollends nicht zu wähnen, einen Gauss locken zu können.

Seit dem Wintersemester 1830 auf 1831 besass Göttingen neben Gauss auch Wilhelm Weber, damals erst 26 Jahre alt, nur zwei Jahre älter als Josef Gauss, der Erstgeborene seines Kollegen. Das Denkmal von Gauss und Weber lässt den grossen Altersunterschied Beider nicht erkennen, und ich halte das für einen Mangel. Hartzer wollte aber absichtlich die geistige Ebenbürtigkeit der zwei Männer hervortreten lassen, welche in seinem Sinne den Unterschied im Äusseren verwischen musste. Gleichviel, es war den Jahren nach fast ein Jüngling und ein reifer Mann, die zusammentrafen, und von deren Zusammenwirken Gauss selbst nachmals sagte: Der Stahl schlägt an den Stein. Sie wissen, dass an einem der sprühenden Funken der Telegraphendraht geschmiedet wurde. Aber das Schicksal spielte grausam mit Gauss. Er, der zwei geliebte Frauen begraben hatte, der von einem Sohne verlassen worden war, sollte auch den Freund verlieren. Ich muss hier in wenigen Worten der Ereignisse von 1837 gedenken. Seit 1819 wurde Hannover nach einer in ihren Hauptzügen absolutistischen Landesverfassung regiert. Im Jahre 1833 kam ein neues, den Bedürfnissen der Zeit entsprechendes Landesgrundgesetz zu Stande, welches fortan gelten sollte. Hatte Prinz Ernst August, der damals den Titel eines Herzogs von Cumberland führte, die neue Verfassung anerkannt? Die hannöverischen Minister behaupteten es in einem 1834 an Professor Dahlmann gerichteten Schreiben, und jedenfalls hat Ernst August keinen lauten öffentlichen Protest gegen die Verfassung von 1833 erhoben. Als er aber 1837 zur Regierung gelangte, war eine seiner ersten Handlungen das Patent vom 30. Oktober und das vom 1. November 1837, durch welche die Verfassung von 1833 aufgehoben, die von 1819 als wieder zu Recht bestehend erklärt wurde. Die königlichen Diener, wie jetzt die Beamten und unter

ihnen auch die Professoren der Universität Göttingen genannt waren, wurden zur Einsendung von Dienst- und Huldigungsreversen unter Anerkennung jener Verfassung von 1819 aufgefordert. Dahlmann verfasste eine scharfe Verwahrung gegen diesen Staatsstreich, welche ausser ihm noch sechs andere Göttinger Professoren unterschrieben: Albrecht, Ewald, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm, Weber, lauter Namen, die am Himmel der Gelehrtenwelt als helle Sterne glänzten und meistens noch glänzen. Man hat den Namen von Gauss unter ihnen vermisst. Die Erklärung liegt nahe. Gauss hatte die Fremdherrschaft mit durchgekostet. Mochten nach deren Aufhören die politischen Verhältnisse sich noch so beklagenswert gestalten, das fremde Joch war doch abgeschüttelt, und in diesem Boden wurzelte, wie bei vielen anderen Zeitgenossen, so auch bei Gauss eine mehr als konservative Geistesrichtung, welche jüngere Männer nicht zu teilen vermochten, welche ich mit dieser Herleitung derselben auch keineswegs rechtfertigen oder gar loben will, welche aber jeder Unbill von Seiten eines Monarchen sogleich die Entschuldigung beifügte, es sei doch der rechtmässige, der angeborene Monarch, dem man gehorche. Gauss also unterschrieb die Verwahrung nicht. Die Göttinger Sieben, wie sie bald allgemein hiessen, wurden im Dezember 1837 ihres Amtes entsetzt, und nun erinnere ich daran, wie nahe zwei derselben mit Gauss zusammenhingen. Ewald war sein Schwiegersohn, Weber war — es lässt sich kaum deutlicher aussprechen — sein Wilhelm Weber. Ewald fand, kaum entlassen, eine Unterkunft in der Universität Tübingen, aber bis sich für Weber eine Stellung ergab, dauerte wesentlich länger. Gauss suchte Alexander von Humboldts Vermittlung nach, um die Zurücknahme der Amtsentsetzung Wilhelm Webers zu erwirken. Alle Schritte blieben vergeblich. In Folge einer in ganz Deutschland ins Werk gesetzten Sammlung zu dem Zwecke, den Sieben, so weit sie stellenlos waren, ihren Gehalt weiter zu zahlen, und welche nicht weniger als 22357 Thaler lieferte, war es für Weber zwar möglich, als Privatmann in Göttingen in der Nähe von Gauss zu leben, aber 1842 nahm er doch einen Ruf nach Leipzig an, da der dauernde Bezug der Geldunterstützung ihn drückte. Das Jahr 1848 ebnete den Weg zur Rückkehr. Ostern 1849 trat Weber wieder in die Stellung des Professors der Physik in Göttingen ein.

Ich bin zu der Zeit gelangt, wo meine persönlichen Erinnerungen an Gauss wach werden. An einem Oktoberabende des Jahres 1849 fuhr ich im Eilwagen von Frankfurt ab. Eine nach Norden führende Eisenbahn gab es nicht. Frühstücksstation war Marburg, wo mich der

Schaffner im Vorüberfahren auf die Elisabethenkirche aufmerksam machte, die im reinsten gothaischen Style erbaut sei. In Göttingen kam man erst am späten Abende an, nachdem man an der kurhessisch-hannövrischen Grenze sich einer Gepäckuntersuchung unterworfen hatte, die freilich bei weitem nicht so streng war, als wenn man im entgegengesetzten Sinne reiste, wo von den Zollbeamten auf Hamburger Cigarren und auf Göttinger Würste gefahndet wurde. Ich beabsichtigte, den Winter Vorlesungen bei Stern, Weber, Listing und Gauss zu belegen. Die ersteren hörte ich, aber Gauss las nicht. Ähnlich verhielt es sich im Sommer 1850, Gauss las nicht. Im Winter 1850 auf 1851 hielt Gauss die angekündigte Vorlesung über die Methode der kleinsten Quadrate, und ich hörte sie. So viel ich weiss, war es die letzte Vorlesung, die er überhaupt gehalten hat. Später, wie meistens früher, hatte er immer einen Vorwand, die von ihm angezeigten Vorlesungen nicht zu halten. Es ist mir noch, als sähe ich das Arbeitszimmer, in welchem das Kolleg gehalten wurde. Wir Zuhörer sassen um einen grossen mit Büchern bedeckten Tisch herum. Gauss sass an der einen Schmalseite des Tisches auf einem Lehnstuhl und neben ihm stand auf einer Staffelei eine mässig grosse, schwarze Holztafel, auf der er mit Kreide rechnete. Gauss trug das schwarze Hauskäppchen aus Sammt, mit welchem er auf seinem bekannten Bilde bekleidet ist, und wenn er aufstand, hatte er fortwährend die linke Hand in der Hosentasche, wie ein anderes in Göttingen befindliches Bild ihn zeigt, auf welchem er im Garten vor der Sternwarte aufgenommen erscheint. Die Benutzung von Tinte war durch den geringen freien Raum, der jedem Zuhörer auf dem Tische zur Verfügung stand, von selbst ausgeschlossen, aber auch das Nachschreiben mit der Bleifeder liebte Gauss nicht. „Lassen Sie doch hier das Schreiben, und passen Sie besser auf", sagte er einmal, da wir uns Notizen machen wollten. Leicht begreiflich, dass man so auch bei strengster Aufmerksamkeit und bei bestem Gedächtnisse nicht im Stande war, nachträglich zu Hause ein irgend genaues Vorlesungsheft anzufertigen. Nur besonders geistvolle einzelne Herleitungen vermochte man wiederherzustellen. Daneben hafteten solche Redewendungen und Zwischenbemerkungen im Gedächtnisse, die mit der Wissenschaft nur wenig zu thun hatten, aber den Redner kennzeichneten. Als in der Vorlesung vom sogenannten Gesetz der grossen Zahlen die Rede war, erzählte Gauss, er habe jahrelang täglich mit denselben Freunden viele Robber Whist gespielt und bei jedem Spiele aufgeschrieben, wieviele Asse Jeder in der Hand gehabt habe, um sich zu überzeugen, ob diese Anzahlen mit den

nach den Lehren der Wahrscheinlichkeitsrechnung errechneten übereinstimmten, was dann in der That der Fall gewesen sei. Bei meiner Anwesenheit in Göttingen am 17. Juni erfuhr ich, dass diese Zettel noch vorhanden sind und die Überschrift „Asse im Whist“ tragen. Bei einer anderen Gelegenheit war der Tisch mit zahlreichen Logarithmentafeln belegt. Gauss erörterte die Verschiedenheit derselben nach Papierfarbe, Gestaltung der Ziffern, ob von gleicher Grösse oder teilweise unter die Zeile, beziehungsweise über die Zeile hinausragend; er sprach von der Stellenzahl der Tafeln, von ihrer Berechnung und verstieg sich dabei zu der ganz ernsthaft geäusserten Bemerkung: Sie ahnen nicht, wieviel Poesie in der Berechnung einer Logarithmentafel enthalten ist. Anderen Äusserungen merkte man den Schalk an. Von Kästner sagte er einmal: Er war der beste Dichter unter den Mathematikern seiner Zeit und der beste Mathematiker unter den Dichtern. Laplace hat neben seinem grossen wissenschaftlichen Werke über die Wahrscheinlichkeitsrechnung auch einen Essai philosophique sur les probabilités geschrieben, welcher den raschesten Absatz fand. Die erste Auflage erschien, während Napoleon auf Elba war, die zweite während der hundert Tage, weitere Auflagen folgten in angemessenen Zwischenräumen. Gauss hatte die drei ersten Auflagen auf den Tisch gelegt und zeigte uns in der ersten Auflage einen Ausspruch, der Erobererer schädige nur seine eigene Heimat statt ihr zu nützen, der in der zweiten Auflage fehle und in den folgenden wiederkehre. Sogar sprachliche Bemerkungen wusste Gauss einzuflechten, deren eine ich Ihnen nicht vorenthalten will. Er eiferte gegen die Wortverbindung „möglichst gut“. Nicht die Möglichkeit sei gesteigert, sondern die Güte, man müsse also sagen „bestmöglich“. Was ich Ihnen hier aus meiner Erinnerung mitteile, sind photographische Momenteindrücke einer lange vergangenen Zeit, ohne Retouche. Vielleicht kann damit ihre Mangelhaftigkeit entschuldigt sein.

Ich verliess Göttingen zu Ostern 1851 und habe nachmals nur einen Brief von Gauss erhalten, der sich auf eine mir persönliche Angelegenheit bezog. Im Jahre 1854 wurde ein Herzleiden, welches Gauss schon lange mit sich herumschleppte, so heftig, dass er sich dazu bequemte, in die bis dahin immer von ihm abgelehnte Zuziehung eines Arztes zu willigen, aber die Meister der Wissenschaft konnten so wenig als die aufopferungsvolle Pflege durch seine Tochter Therese die schweren Leiden mildern oder gar ihre Folgen aufhalten. Gauss verschied am 23. Februar 1855 fast 78 Jahre alt. Am 16. Juli 1849 hat Gauss den 50. Jahrestag seiner Doktorpromotion feiern sehen. Der 16. Juni 1899, als deren

um einen Monat verfrühter 100. Jahrestag, eröffnete die Feier der Denkmaleinweihung in Göttingen. Ich habe in der Einleitung zu meinem Vortrage von der weihevoll gehobenen und dabei freudig erregten Stimmung gesprochen, in welcher alle Festteilnehmer sich befanden. Man war durchdrungen von einem Gefühle der Bewunderung, das wohl nicht schöner ausgesprochen werden kann als in einem Briefe, den der wiederholt genannte Bolyai am 12. April 1855 unter dem ersten Eindruck des Todes des geliebten Freundes schrieb: Seine Grösse war so beschaffen, dass man sich in seiner Gegenwart vergrössert fühlte.

Die Handels- und Kulturbeziehungen Südwestdeutschlands in der vorrömischen Metallzeit.

I. In der Bronzezeit.

Von

Karl Schumacher.

Mit einer Tafel.

Die Ansichten über die Herkunft der Metallgeräte, welche in Gräbern, Wohnstätten etc. vorrömischer Zeit nördlich der Alpen gefunden werden, gehen noch weit auseinander. Galt früher Etrurien fast ausschliesslich als Exportland für den ganzen Norden, so tritt es neuerdings immer mehr in den Hintergrund, namentlich zu Gunsten von Massalia, dessen Bedeutung nun seinerseits vielfach überschätzt wird. Wie ich im folgenden zu beweisen versuchen werde, ist vielmehr den Beziehungen mit dem Osten und der eigenen Selbständigkeit der einzelnen Gegenden weit mehr Gewicht beizulegen, als es bis jetzt geschehen ist. Ein solcher Nachweis lässt sich am besten durch eingehenden Vergleich des Typenmaterials eines begrenzten Gebietes durch verschiedene Perioden hindurch erbringen.

Schon die geographische Lage des von uns in Betracht gezogenen Landstriches legt ein derartiges Sachverhältnis nahe, insofern es sich um das Dreieck zwischen Donau, Rhein und Main handelt. Das Donauthal eröffnet den Verkehr mit den Ländern nördlich des adriatischen Meeres, der nördlichen Balkanhalbinsel und am Schwarzen Meere. Der Rhein mit seinen Nebenflüssen stellt eine Verbindung her mit der Schweiz, Italien und Frankreich. Das Flussgebiet des Mains leitet im Westen in das Rheinthal, im Osten durch die Regnitz und Altmühl in das Donauthal, im Norden durch das Wesergebiet in die norddeutsche Tiefebene. Als natürliche Hindernisse stellen sich entgegen den von Osten und Süden eindringenden Einflüssen der Schrägriegel der schwäbischen Alb und der südliche Gebirgsstock des Schwarzwaldes, den westlichen

Einflüssen der lange, in nordsüdlicher Richtung ziehende Kamm des Schwarzwaldes. Einen Austausch zwischen den beiden grossen Kulturgebieten des Ostens und Südwestens ermöglichte sonach weniger das enge, tief eingeschnittene Rheinthal zwischen Bodensee-Basel, als vielmehr einerseits das Neckarthal, welches in der Gegend von Reutlingen ganz nahe an die Wasserscheide von Rhein und Donau herantritt und mit seinen Nebenflüssen Jagst und Kocher dem Donauthal sozusagen die Hände reicht, und andererseits weiter nördlich das Mainthal, dessen obere Zuflüsse nur durch schmale Bergrücken von der Altmühl und Nab getrennt sind.

Was lehrt uns nun für die Herkunftsfrage unserer Bronzegegenstände ein Vergleich mit dem gesicherten Typenmaterial der Nachbarländer? Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, alle auf unserem Gebiet gefundenen Typen nach ihrem Ursprung zu untersuchen, sondern wir greifen nur eine Anzahl charakteristischer und gesicherter Beispiele heraus. In vielen Fällen lassen sich natürlich lokale Imitationen von den echten Importstücken nur schwer unterscheiden. Wenn daher im folgenden eine Arbeit z. B. als alpinisch oder italisch bezeichnet ist, so handelt es sich nur darum, dass der Typus selbst aus den Alpen oder Italien stammt. Auch soll damit keineswegs gesagt sein, dass der Urtypus nun in der Schweiz oder in Italien erfunden sei, sondern es wird nur angenommen, dass sich die betreffende Modifikation hier ausbildete.

Wir beginnen unsere Untersuchung mit der sog. Bronzezeit, da in ihr die Grundbedingungen für die Verkehrsverhältnisse der folgenden Zeiten geschaffen werden. Doch behandeln wir nicht die ganze Bronzezeit, sondern im wesentlichen nur einen mittleren und jüngeren Abschnitt derselben, da die Formen der älteren Bronzezeit noch zu grosse Übereinstimmungen zeigen, als dass sie bei dem dürftigen Material unseres Gebietes zu sicheren Ergebnissen führen könnten, wiewohl für einzelne Gegenden auch nach dieser Richtung hin bereits bemerkenswerte Anläufe gemacht sind (vgl. Montelius, die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, Archiv f. Anth. Bd. XXV und XXVI).

Wenn wir von einer älteren, mittleren und jüngeren bezw. jüngsten Bronzezeit sprechen, so schliessen wir uns der vorläufigen Gliederung an, welche Montelius, Undset, Tischler u. A. in verschiedenen Arbeiten aufgestellt haben, und die auch das Werk von J. Naue, die Bronzezeit in Oberbayern befolgt, dessen Perioden-Einteilung, soweit sie die relative Chrono-

logie betrifft, im wesentlichen für ganz Südwestdeutschland Geltung hat. Die Scheidung weiterer Unterperioden, wie sie Montelius für andere Gebiete durchgeführt hat, ist für unsere Betrachtung noch ohne Belang.

Der von der früheren Forschung so sehr hervorgehobene Import des Südens ist thatsächlich nicht wegzuleugnen, wenn er auch von weit geringerer Bedeutung war und seinen Ausgangspunkt zum geringsten Teil in Italien selbst oder gar Etrurien hatte. Bei dieser Untersuchung müssen wir aber um so mehr Vorsicht üben, als ein grosser Teil der Urformen, wie sie in den terremare Oberitaliens erscheinen, mit der vom Donauthal her einwandernden Bevölkerung, also von Osten her, dahin gelangte. Das Hauptgewicht müssen wir also auf lokale Umformungen legen. Ein Blick auf die Bronzen des Bodensees und des Rheinthals zeigt thatsächlich unzählige Analoga zu den Funden aus den Schweizer Pfahlbauten und den terremare, Depot- und Gräberfunden der Poebene. Charakteristische Formen dieser Art, die ausserhalb ihres Fabrikationsgebietes im ganzen nur vereinzelt als Importstücke oder Nachahmungen solcher vorkommen, sind z. B. die Schwerter vom Möriger- oder Ronzano-Typus (Fig. 1, auch Rhone-Typus genannt), sowie die sog. Antennenschwerter (Fig. 2), die ohne Zweifel in den Alpenländern bezw. Oberitalien gefertigt wurden, während die wenigen im mittleren Italien gefundenen Stücke (hier schon in der Villanova-Periode) vom Norden importiert sind[1]). Schwerter dieses Typus kamen auf unserem Gebiete und weit darüber hinaus in ziemlicher Anzahl zum Vorschein, teils Originalstücke des Südens, teils lokale Nachahmungen, die durch grössere Plumpheit, kleinere Abänderungen etc. erkennbar sind[2]). Dem gleichen Ursprungsgebiet, dem Alpenland, entstammt auch die Schwertform Fig. 5, die bis jetzt noch weniger Beachtung gefunden hat. Das abgebildete Exemplar ist in Baden bei Kirchardt (A. Sinsheim) gefunden[3]). Solche Schwerter sind bis jetzt zum Vorschein gekommen: im Trentino, in der Gegend bei Brescia und Cremona[4]), bei Ivrea[5]),

---

1) Vgl. Undset, Westd. Zeitschr. V S. 7, Taf. I 17, Hörnes, Urgesch. S. 383, Naue, Präh. Blätter X S. 82 f., Pigorini, bull. pal. Ital. XXV (1899) S. 315 u. s. Gussformen dieses Typus sind sowohl in Savoyen, wie in Bayern gefunden (Erlingshofen bei Eichstätt, Lindenschmit, A. h. V. I. I. Taf. 2 fig. 10—12, vgl. Präh. Blätter IX S. 67).

2) Eine Aufzählung derselben habe ich gegeben Fundb. a. Schwaben VII (1900) S. 18 f. Das Lindenschmit A. h. V. I. 1. Taf. 2, 3 abgeb. Schwert stammt aus Echzell, nicht von Lorsch, wie mich P. Reinecke aufmerksam macht.

3) Abgeb. Album der Berl. präh. Ausstellung Sect. VII Taf. 13, Naue, präh. Schwerter, Taf. VIII 2 (vgl. S. 6).

4) Vgl. bull. di pal. Ital. XIV S. 20 f., XXV S. 107 (bei Forli), Naue, Bronzezeit S. 84 Anmkg. (Val di Non), Catalogo Ancona 1892 P. III 2, 10, 25, 26, 37.

5) Bull. pal. XIV S. 29.

„vom Trasimenischen See" (im Museum Stuttgart), in der Schweiz bei Brugg[1]), Ilanz[2]), in Frankreich mehrere Exemplare in der Seine bei Paris[3]). Im südlichen Italien fehlt diese Form, wie auch der Ronzano-Typus, vollständig. Sie ist also der Schweiz, den Südabhängen der Alpen und dem Pothale eigen und von da nach Norden und Westen und gelegentlich auch weiter gegen Süden verbreitet worden. Die starke Ausladung der Klinge, welche das Kirchardter Schwert, ein Genfer Exemplar und einzelne der französischen zeigen, fehlt bei den andern genannten Beispielen.

Südliche Importstücke sind auch die Dolche des bekannten Peschiera-Typus (Fig. 6)[4]), die in Baden (am Hohentwiel)[5]), in Württemberg (z. B. bei Mundelsheim und Schussenried), in Sigmaringen und in Bayern (Kehlheim, Landshut u. s. f., vgl. Naue, Bronzezeit S. 75 Anm.) gefunden wurden[6]).

Auch die seltenen Messer mit gelappten Griffrändern und meist mit Schlussring (Fig. 7), eine Abart der Form Naue, Bronzezeit S. 109 f. (vgl. bes. S. 111 Anm.), weisen auf jenes Gebiet hin. Aus Oberitalien zeigt z. B. ein Exemplar von Rovio Ticino[7]) auch die gleiche Verstärkung nahe der Spitze, wie ein Exemplar von Mels bei St. Gallen[8]). Andere Beispiele aus der Schweiz sind nach Heierli's freundlicher Auskunft folgende: vom Pfahlbau Pierre à Niton (Mus. Genf), aus einem Grabfund von Binningen bei Basel (Mus. Bern, vgl. Anz. 1897 Taf. II/III, 25), von Windisch und Mellingen (Anz. 1882 p. 263, 1894 Taf. 30); aus Frankreich kenne ich nur zwei Beispiele von Toul[9]) und Courtavant[10]), aus Deutschland nur eines von St. Ilgen in Baden (Karlsruhe). Über andere, dem gleichen Gebiete angehörige Messerformen, namentlich diejenigen mit Griffröhren, welche in ganz Süddeutschland nicht selten sind, hat bereits Naue, Bronzezeit S. 100 f. ausführlich gehandelt.

---

1) Züricher Mitt. XXII 2 Taf., XXI 8 (S. 76).

2) In Graubünden, Züricher Festschrift Taf. II 18, ein Exemplar auch in der Universitätssammlung in Genf.

3) Im Museum zu St. Germain, eines abgeb. bei Mortillet, Mus. préh. LXXXII 918.

4) z. B. Mitt. d. ant. Ges. Zürich XIV u. s.

5) Vgl. Präh. Bl. I (1889) Taf. VIII 1a und 1b.

6) Über ältere Dolchformen italischen Typus vgl. Montelius, Arch. f. Anth. XXVI (1899) S. 482 f., 504 f.

7) Bull. pal. I tab. IV.

8) Vgl. Züricher Festschrift 1898 Taf. III 13.

9) Vgl. Bleicher-Beaupré, Guide pour les recherches arch. 1896 S. 27 fig. 66.

10) Mortillet, Mus. préh. pl. LXXIX, 877.

Auf die Kultur des Alpenlandes sind wohl auch die sog. Rasiermesser zurückzuführen[1]). Auf unserem Gebiet begegnen namentlich die halbmond- oder fast kreisförmigen mit durchbrochenem Ringgriff (Fig. 13): vom Mindelsee (Schnarrenberger, Pfahlbauten, Taf. IV, 43a, nur Griff), von Honstetten (Mus. Donaueschingen)[2]), ein Exemplar unbekannten Fundorts in Mannheim, von Neckarmühlbach (Karlsruhe), in Württemberg von Pfeffingen (Depotfund) und Bürkle auf der Schwäbischen Alb (Lindenschmit A. h. V. II h. VIII Taf. 2, 18), in Hessen aus dem Lorscher Wald, von Spachbrücken, Dietzenbach, und sehr viele aus der Gegend von Mainz, ferner bei Algesheim, Hanau, Ochsenfurt etc. Doch fehlt auch nicht der in Italien schon der vorgeschritteneren Eisenzeit angehörige, halbmondförmige Typus mit kurzem Griff Fig. 15 (wie bull. pal. XX taf. I, 5): z. B. im Elsass (von Hart, Mus. Colmar: Matériaux 1885 pl. XV. 4). Auch die noch bronzezeitliche langgestreckte Form Fig. 14, die auf Typen wie bull. pal. XX taf. I, 6 zurückgeht, kommt nicht selten vor, z. B. in der bayerischen Pfalz (Mus. Speier), in Franken[3]) und weiter nach Osten.

Unter den Palstäben stammen einige Arten der Lappenkelte, nämlich die sog. Querbeilchen (Fig. 10) und die mit seitlich stark eingezogenen Lappen (Fig. 11), auch ähnliche Tüllenkelte (Fig. 12), aus der Schweiz bezw. aus Oberitalien oder haben von hier Beeinflussung erfahren. Die kleinen zierlichen Querbeilchen begegnen in der Schweiz mehrfach, z. B. in dem Pfahlbau Wollishofen, in der Sammlung Gross und in einem Depotfund von Basel[4]), im Elsass z. B. bei Kertzfeld (Matériaux pour une étude préh. de l'Alsace 1885 pl. III 3), in Baden bei Unter-Uhldingen (Mus. Stuttgart), Staad (Schnarrenberger, Pfahlbauten

---

1) Vgl. Pigorini bull. pal. XX (1894) S. 12: nella età del bronzo, al di qua delle Alpi, il rasoio, che è quello a doppio taglio, si rinviene soltanto nell' Italia superiore, ristretto alle palafitte del gruppo orientale e alle terremare che sono una sol cosa con esse etc. Beachtenswert ist, dass die in Oberitalien geläufige Form von dem Schweizer Typus vielfach etwas abweicht. Nach Pigorini's Ansicht kam das „Rasiermesser" mit dem Volksstamme der östlichen terremare von Osten her durch das Donauthal (vgl. a. o. S. 14 Anm.). Beispiele aus der Schweiz: Mitt. d. ant. Ges. XIV Heft 6 Taf. XVI 10, Gross, Protohelvèts Taf. XIV 8, 26 etc. Die gleichen auch in Frankreich: Clairlieu bei Nancy (Bleicher-Beaupré, Guide S. 29 fig. 69), aus der Seine bei Paris (Mus. St. Germain) u. s.; im Osten bis Böhmen u. w. (vgl. Pamatky 1878 Taf. IV 2 etc.).

2) Ein ganz ähnliches aus der Collection Febore de Macon in St. Germain, vgl. Mortillet XCV 1187.

3) Vgl. Lindenschmit, A. h. V. I, 8 Taf. IV 7, Hager, Katalog des Bayr. National-Mus. IV Taf. I 4.)

4) Vgl. auch die Gussformen Anz. f. Schweiz. Altert. 1877 Taf. XVI 6.

des Bodensees Taf. IV fig. 37), bei Ubstadt und Ettlingen (Karlsr. Slg., vgl. Album Sect. VII Taf. 14), in Württemberg bei Rohr südwestlich von Stuttgart und bei Ellwangen (Stuttgart). Nach Osten hin verschwinden sie allmählich, etwas häufiger dagegen sind sie wieder in Frankreich[1]) und im Rheinthal (bei Mainz etc.). Die andere Form, der Palstab mit Schaftlappen, der in seinem obern Teil stark eingezogen ist (Fig. 11), ist im eigentlichen Italien zu Hause (vgl. den Fund von St. Francesco etc.) und kommt im Norden z. B. bei Darmstadt und in Rheinhessen, am Bodensee (Mus. Friedrichshafen) und besonders zahlreich in Vorarlberg (Mus. Bregenz), an der oberen Donau und in Bayern vor[2]). Sind schwerlich auch alle Exemplare direkt vom Süden importiert, so beweisen sie doch vorausgehende Handelsbeziehungen in dieser Richtung. Betreffs der spatelförmigen Kelte (Fig. 19), welche in der Schweiz, am Bodensee (Haltnau), im Elsass (Türkheim) etc., wenn auch ziemlich selten, begegnen, verweise ich auf Montelius' Ausführungen (Arch. f. Anthr. 1899 S. 504).

Auch unter den Schmuckgegenständen, namentlich unter den Nadeln und Armringen der jüngeren und jüngsten Bronzezeit, sind zahlreiche Typen vertreten, die für die Schweiz und Oberitalien charakteristisch sind, doch würde deren Behandlung hier zu weit führen.

Schon nach diesen wenigen, aber bezeichnenden Beispielen unterliegt es keinem Zweifel, dass wenigstens in der jüngeren Bronzezeit innerhalb unseres Gebietes ein reger Handelsverkehr und Austausch der Formen in südlicher Richtung bestund. Indessen führte uns keine Form über die Schweiz und die Poebene hinaus weiter gegen Süden. Ich betone aber nochmals, dass jene Typen keineswegs hier am Südrand des Alpengebiets ihre ursprüngliche Entstehung hatten (diese ist vielmehr ganz wo anders zu suchen), sondern es erhellt nur, dass für die Gegenden nördlich der Alpen in der jüngeren Bronzezeit (im eigentlichen Italien z. T. schon zu Beginn der Eisenzeit) gerade diejenigen Formengestaltungen von besonderem Einfluss waren, welche um diese Zeit in Oberitalien und dem Alpengebiet herrschten. Dabei berührt uns die Frage, ob die Waren durch Händler direkt nach Norden gebracht wurden oder durch den schweizerischen Zwischenhandel allmählich dahin gelangten, für unsere Zwecke weniger, wiewohl die zahlreichen in der Schweiz gefundenen Gussformen von fast allen im vorstehenden behandelten Typen

1) Mus. St. Germain und Vannes, Fund von Venat etc.

2) Litteratur Naue, Bronzezeit S. 67 Anm. 2, Quartalbl. d. hess. V. N. F. II Taf. 26, 7, Bissinger, Neujahrsbl. 1891 S. 24 fig. 11 u. 8 etc.

ebenso wie kleine lokale Veränderungen die Leistungen der in der mittleren und westlichen Schweiz betriebenen Bronzefabrikation nicht gering erscheinen lassen.

Wie steht es nun mit dem Import von Westen her? Wenn auch Massalia in dieser Zeit noch nicht gegründet war, so haben nachweislich doch schon Handelsbeziehungen mit dem Innern Frankreichs, namentlich dem fruchtbaren Seinebecken, bestanden, welche dem späteren massaliotischen Handel die Wege ebneten. Ob zwar gewisse spät-bronzezeitliche Schwerter mit durchbrochener Griffzunge (Fig. 3), deren Ausschnitte durch kleine Zierstücke, öfters bereits aus Eisen, ausgefüllt waren[1]) und die sich besonders häufig in Frankreich finden (z. B. im Depotfund von Venat, in der Seine bei Paris etc.), von hier, wie oft angenommen wird, oder von der Westschweiz ihren Ausgangspunkt genommen haben, erscheint noch zweifelhaft; die Grundform dieser Schwerter entspricht jedenfalls dem Möriger- oder Ronzano-Typus. Ausser Zweifel ist dagegen der westliche Ursprung der Absatzkelte mit geradlinigen Absätzen (celtes à talons, Fig. 20), die namentlich in der Rheinebene nicht selten begegnen; sie stammen aus Mittel- und Westfrankreich, wie schon Undset (Westd. Zeitschr. V S. 16) hervorgehoben hat. Im Osten und Süden fehlen sie völlig, wenigstens in dieser Gestalt. Aus der bayerischen Rheinpfalz und dem benachbarten Gebiete kommen ferner die sog. Radnadeln (Fig. 24), über deren Verbreitung wir später ausführlicher handeln werden. Waren diese Beziehungen mit dem Westen auch nicht von der gleich intensiven Art wie diejenigen mit dem Süden, so sind sie doch nicht ganz zu unterschätzen, wie wir noch sehen werden.

Zahlreicher sind wieder die Berührungspunkte mit der Kultur des Ostens, woher ja auch (längs des Donauthals) verschiedene Wellen der neolithischen und bronzezeitlichen Bevölkerung Mitteleuropas und Oberitaliens kamen. Für die Schwertformen mit vollgegossenem Griff wie Fig. 4, die in unserem Gebiet nicht selten erscheinen, haben Undset (z. B. Westd. Zeitschr. V S. 15) und Naue (Bronzezeit S. 91 f., Präh. Bl. X S. 68) ungarischen und benachbarten (nach Naue bayerischen) Ursprung nachgewiesen. Vom Osten stammen auch die Kelte mit in der Mitte spitz zusammenlaufenden Rändern (Fig. 21) und Äxte, wie Lindenschmit, Alt. h. Vorz. I, IV 2, 13—14 (aus Darmstadt und Mainz, vgl. Undset a. o. S. 16). Auch die Messer mit

1) Z. B. das Schwert von Kirschgartshausen bei Mannheim (Album Sect. VII Taf. 11 und Naue, präh. Schwerter Taf. VIII 3; vgl. auch Beltz, Präh. Bl. IX S. 65 f., Naue, Präh. Bl. X S. 83 f., Schumacher, Fundb. a. Schwaben VII S. 19.

Griffzungen (Fig. 8) in dem Depotfund von Pfeffingen und Beuron stehen vielleicht gewissen bayerischen und anderen östlichen Formen nahe (Naue a. o. S. 102 f.), wiewohl auch im Süden und Westen ähnliche Formen vorkommen. Ferner ist das hippenartige Werkzeug vom Pfeffinger Depotfund (Fig. 17, Württ. Vierteljahrsh. 1889 S. 83 Fig. 31) und von Winterlingen (Lindenschmit, A. h. V. I, 12 Taf. II 3) in dieser Gestalt bis jetzt nur aus dem Donauthal bekannt, wenn auch in dem Funde von S. Francesco etwas ähnliche Geräte vorkommen: aus Bayern ein Exemplar bei Hager, Katalog d. bayer. National-Mus. Taf. VI 10 und zwei Stück in den Museen von Innsbruck und Linz[1]). Ebenso weist die gestreckte Sichelform (Fig. 16), wie sie in dem Ackenbacher Depotfund so zahlreich, aber auch bei Ringingen (Mus. Stuttgart) u. s. begegnet, nach dem Osten hin[2]). Auch gewisse Nadelformen, wie eine des Pfeffinger Depotfunds (Präh. Bl. XI Taf. III 2, vgl. Naue, Bronzezeit S. 162), Fibeln wie Undset, Präh. Bl. I S. 63 u. 79, auch Armringe (Naue a. o. S. 193) u. a. lassen sich hauptsächlich nach Osten hin verfolgen. Dieselbe Richtung verraten kleine bronzezeitliche Goldspiralen und Ringe, deren Rohmaterial wahrscheinlich aus Siebenbürgen oder den östlichen Alpenländern stammt[3]), und die auf unserem Gebiet z. B. bei Essingen (Fundb. a. Schwaben II S. 4 Fig. 6), Bodman (Fundb. VI S. 15), Waizen (Kunstdenkmäler d. Gr. Baden III S. 25), Eichelsdorf (Hess. Quartalbl. 1891 S. 45) gefunden sind. Besonders beachtenswert erscheint, dass mehrere der genannten Formen, wie die Schwerter und Fibeln, auf ihrer Wanderung nach Westen bereits verschiedenartige Modifikationen gegenüber den Originaltypen des Ostens angenommen haben.

Auch mit dem Norden hatte ein, wenn auch geringer Austausch statt, wie schon der Bernsteinhandel nahe legt, der auch die Bronzezeitmenschen unseres Gebietes reichlich mit diesem gesuchten Schmuckmaterial versah (vgl. auch Naue a. o. S. 233). Daher verwundert es nicht, wenn in dem Depotfund von der Schauenburg (Mus. Karlsruhe) ein Fragment von einem nordischen Hängegefäss vorkommt[4]). Sind ja

1) Vgl. Mus. Francisco-Carolinum X Taf. VII 5, Lindenschmit, röm.-german. Central-Museum Taf. III 49.

2) Vgl. z. B. den Depotfund von Lorenzenberg in der Oberpfalz, Katalog des bayr. Nat.-Mus. IV S. 20 Taf. VI 11, aus Böhmen Pamatky 1879 Taf. XII n. 12—15, Richly, Bronzezeit in Böhmen Taf. XXII u. s. w., aus Ungarn Hampel, ant. préh. de l'Hongrie Taf. XIV 12 (Gussform), Taf. XVII 43 u. f., aus Schlesien in dem Depotfund von Protsch (Schlesiens Vorzeit 1896 S. 370 n. 1—6 u. s.).

3) Vgl. Naue a. o. S. 233, 255, Richly, Bronzezeit in Böhmen S. 32 f., S. 202, Olshausen, Zeitschr. f. Ethn. 1890 S. 282.

4) Vgl. Undset, Westd. Zeitschr. V S. 17.

auch in andern Depotfunden Mittel- und Süddeutschlands gelegentlich Spuren solchen nordischen Verkehrs (gewisse Fibeln, Ringe, tutuli etc.) vorhanden und in versprengten Exemplaren sogar bis in die Schweiz und nach Frankreich gelangt.

Nach alldem dürfte feststehen, dass Südwestdeutschland in der mittleren und jüngeren Bronzezeit ziemlich starke Einflüsse von Süden und Osten, schwächere von Westen und nur geringfügige von Norden erfahren hat.

Versuchen wir nunmehr die verschiedenen Einflusssphären etwas näher zu bestimmen, wodurch sich auch weiteres Material zur Stütze der vorgetragenen Anschauungen ergeben dürfte.

Dass sich die Bronzefabrikate vom schweizerisch-oberitalischen Typus hauptsächlich in der Bodenseegegend, an den Südabhängen des Schwarzwaldes und längs des Rheinthales finden, während sie im oberen Donauthal mehr zurücktreten, ist in Anbetracht der geographischen Verhältnisse ganz begreiflich. Wichtige Anhaltspunkte zur Beurteilung dieser Handelswege geben die sogenannten Depotfunde. Wenn einzelne derselben auch nur als zufällige Verstecke, als stips sacra oder Votivgaben besonderer Art aufzufassen sind, so rührt der grössere Teil derselben — wenigstens der auf unserem Gebiete gefundenen — meiner Ansicht nach von den Gussstätten und Handelsniederlagen wandernder Erzarbeiter und Hausierer her. Dies beweisen nicht nur die zahlreichen Gussbrocken (gelegentlich auch Gussformen) und Handwerksgeräte für Metallarbeiter (Punzen, Meisselchen, Hämmer, kleine Ambose etc.), sondern nicht selten die Fundstellen selbst, insofern sie öfters abseits der Ansiedlungen am Rande steiler, durch ihre Form leicht im Gedächtnis haftender Berge gefunden werden, wo menschliche Wohnungen nie gestanden haben können. Unweit davon führen gewöhnlich uralte Wege vorbei. Manche dieser Funde rühren ohne Zweifel von einheimischen Fabrikanten und Hausierern her und enthalten die im Lande allgemein geläufigen Typen, während andere und zwar ein grosser Teil der auf unserem Gebiet gemachten Funde von auswärts gekommen sein dürften (etwas anders scheint die Sache für viele der nordischen Depotfunde zu liegen, vgl. Montelius, Archiv f. Anthr. XXVI S. 32). Der Baseler Depotfund mit seinen Querbeilchen und Phalbau-Armringen, der Ettlinger mit seinem Querbeilchen und Lochsicheln schweizerischen Typus etc.[1]), der Dossenheimer mit Lappenkelten, Messer mit Griffdorn etc.[2]) bis zum

1) Album Sect. VII Taf. 14.

2) Album Sect. VII Taf. 12.

Eibinger bei Rüdesheim mit Schweizer Armringen [1]) und andere mehr, ebenso auf dem linken Rheinufer die Funde von Dürrenenzen (Mus. Mülhausen und Strassburg), Ell bis Dürkheim und weiter gegen Norden [2]): sie alle zeigen ganz charakteristische Schweizer Typen, zum Teil von grosser Vollendung. Wenn auch das südliche Rheinthal gegen das Ende der Bronzezeit eine gewisse kulturelle Einheit mit der Schweiz bildete und vielfach die gleichen Geräteformen wie die Schweiz erzeugte, so sind doch sicherlich die Vorbilder derselben und auch später noch zahlreiche Artikel von der reicher entwickelten Schweiz herübergebracht worden. Wenn nun die genannten Depotfunde des südlichen Rheinthals fast nur Schweizer Typen und nur ausnahmsweise westliche Formen, die doch auch im Lande vorkamen, enthalten, so sind wir wohl zur Annahme berechtigt, dass wenigstens ein Teil dieser Händler und Erzarbeiter aus der Schweiz kam oder von daher Waren bezogen hatte, um auf uralten Pfaden am Fusse des Gebirges oder am Flusse entlang gegen Norden zu ziehen, ganz wie vor noch nicht langer Zeit die Mausfallenhändler, Kesselflicker etc.

Nicht minder deutlich zeigen die Depotfunde des obern Donauthals, wie die von Friedingen [3]) und Beuron [4]) ihren Ursprung von Osten her, wenn sie auch mehrere fremde Typen enthalten, wie es sich beim Aufkauf der zerbrochenen Geräte im Lande leicht ergab. Die Donaukultur verbreitete sich nach Norden über die Alb, wie die reichen bronzezeitlichen Gräberfunde von Grossengstingen, Erpfingen, Münsingen etc. (Mus. Stuttgart, Reutlingen, Sigmaringen) beweisen, auf Wegen, die durch die Depotfunde von Dächingen [5]), Pfeffingen, Winterlingen angedeutet sind und bis in die römische Zeit hinein benutzt wurden. Auch nach Süden hin dehnte sie sich aus, wie die Grabhügelfunde namentlich vom Aitrachthal gegen das Wutachthal zu und in der Gegend zwischen Engen und Singen und der Depotfund von Unadingen (Mus. Karlsruhe) zeigen. Ob dagegen der Besitzer des Depotfundes von Braunenberg bei Stockach mit seinen sechs Flachbeilen der älteren Bronzezeit [6]) vom Donauthal oder Bodensee kam, muss einstweilen dahingestellt bleiben, ebenso wie bei dem Funde von Banzenreuthe bei Salem [7]). Dass aber der Einfluss des Donauthals,

1) Nass. Annalen XXIX Taf. I.
2) Vgl. auch Mehlis, Arch. f. Anthr. XXIII S. 184.
3) Präh. Bl. XI Taf. I.
4) Lindenschmit, Sammlung zu Sigmaringen Taf. XXIV f.
5) Fundb. a. Schw. IV S. 31.
6) Vgl. Ulrich, Katalog d. Züricher Mus. S. 106.
7) Fundb. a. Schwaben VI S. 14.

wenn auch in schwächeren Ausstrahlungen, bis in die Bodenseegegend reichte, zeigen z. B. Schwertformen wie das Eschenzer[1]) und der Depotfund von Ackenbach (nördlich von Friedrichshafen) mit seinen gestreckten Knopfsicheln und dem Kelte mit in der Mitte eingezogenen Rändern[2]). Auch ein Messer von Unter-Uhldingen (Mus. Stuttgart) mit flacher durchlochter Griffzunge (ähnlich Fig. 8) stammt vielleicht vom Donauthal, wenn auch im Westen gelegentlich ähnliche Formen vorkommen (vgl. z. B. Gross, Protohelvèts pl. XX Fig. 32, Naue, Bronzezeit S. 102 f.).

Wie im Süden mit der italisch-schweizerischen, so stand die Kultur des Donauthales im Norden mit derjenigen des Rheinthales in Konkurrenz. Für diese westliche Kultur ist, wie schon oben bemerkt, namentlich der Absatzkelt mit gerader Querleiste charakteristisch. Sein Verbreitungsgebiet hat schon Undset[3]) richtig angedeutet: „Absatzkelte mit wesentlich geradlinigen Absätzen (celtes à talons) sind in Frankreich sehr häufig und für diese Gegenden charakteristisch; in der Schweiz und im südlichen Rheinthale fehlen sie oder treten nur ganz vereinzelt auf: erst nördlich der Vogesen werden sie auch hier häufiger und nehmen nach Norden zu an beiden Rheinufern an Verbreitung immer mehr zu. Dieser Typus ist offenbar durch Elsass-Lothringen eingedrungen; er dehnt sich über das Wesergebiet aus und hat auch in die nordische Bronzegruppe mehrfach Eingang gefunden". In der Pfalz und im Elsass tritt er sehr häufig auf bis in die Gegend von Hagenau (Sammlung Nessel), weiter südlich wird er immer seltener[4]); in der Schweiz erscheint er nur noch in ganz vereinzelten Exemplaren, wie bei Oltingen (Mus. Basel), im Letten bei Zürich[5]) und bei Brugg[6]). In Italien kommt er nicht mehr vor, ein angeblich daher stammender Absatzkelt des Sigmaringer Museums (Lindenschmit, Taf. XLII 13) ist ohne Zweifel diesseits der Alpen gefunden. Ebenso fehlt er im Osten[7]). Aus der badischen Rheinebene

1) Schnarrenberger, Pfahlbauten Taf. IV 42 (aber schlecht gezeichnet).

2) Bissinger, der Depotfund von Ackenbach, Donaueschinger Programm 1893, Taf. fig. 87.

3) Westd. Zeitschr. V S. 16.

4) Vgl. Matériaux 1885 S. 37 n. 19 f., 1888 pl. VIII fig. 5 S. 62; die zahlreichen Exemplare des Colmarer und Mülhausener Museums stammen vom Unter-Elsass.

5) Mitt. XXII 1 Taf. III 10.

6) Mitt. XXII 1 Taf. XXI 14, vgl. Züricher Festschr. Taf. IV fig. 6, Ulrich, Katalog S. 48 Taf., S. 113 Taf.

7) Eine andere Art von Absatzkelten kommt allerdings auch hier vor, mit gerundetem Grat (vgl. Schlesiens Vorzeit VI (1896) S. 323) oder Formen wie in dem Depotfund von Kisapat (Archaeologiai Közlemenyek XXII), doch sind diese mit den unsrigen nicht zu verwechseln.

sind Beispiele bekannt von Liedolsheim (drei Stück) und Rheinbischofsheim, wovon der letztere Fundort bis jetzt der südlichste ist, da die Herkunft der im Freiburger Museum befindlichen nicht ganz gesichert erscheint. Augenscheinlich liess also der von der Schweiz ausgehende Handel die westlichen Einflüsse nicht weiter gegen Süden Boden gewinnen, während einer südöstlichen Ausbreitung der Schwarzwald ein Hindernis setzte. Im Norden dagegen drangen die Absatzkelte in das die Rheinebene begrenzende Hügelland ein (ein Beispiel von Jöhlingen im Museum Karlsruhe) und das Neckarthal hinauf bis Heilbronn [1]) und Heslach bei Stuttgart (in der Stuttgarter Sammlung). Hier oder noch etwas südlicher scheinen sie Halt zu machen vor der über die Alb vordringenden Donaukultur, wie ja auch noch in der Hallstatt-Periode in dieser Gegend die Grenze zwischen der polychromen südlichen und monotonen nördlichen Keramik zieht.

Andere westliche Erzeugnisse reichen allerdings wesentlich weiter gegen Osten und Süden, vor allem die sog. Radnadel [2]). Sie kommt aber nicht wie der Absatzkelt aus Frankreich selbst, von wo mir nur ein einziges unsicheres Exemplar bekannt ist [3]), sondern von der Rheinpfalz und den benachbarten Gegenden, wo sie ungemein häufig auftritt. Gegen Süden lässt sie im Elsass schon in der Gegend von Hagenau nach [4]) und fehlt in der Schweiz und Italien so gut wie völlig. In der badischen Rheinebene, wo Exemplare bei Ladenburg, Wallstatt, Hockenheim, Stettfeld, Huttenheim gefunden wurden, sind die beiden letztgenannten Orte bis jetzt die südlichsten Fundstellen. Gegen Osten ziehen sie den Neckar und dessen Nebenflüsse hinauf (Rappenau, Heilbronn, Ludwigsburg, Hohbach an der Jagst, Neunheim bei Ellwangen, Dottenhausen bei Rottweil etc.) und gelangen vereinzelt bis auf die Alb (Essingen, Münzingen, Friedingen, Veringenstadt), ebenso aber dringen sie mainaufwärts (Waizenbach bei Würzburg, Album VIII Taf. 18) und durch Vermittelung der Regnitz bezw. der Altmühl und Nab durch Mittelfranken und Oberpfalz (Altdorf, Schambach, Amberg etc.) ins Donauthal [5]) und gelegentlich sogar bis Böhmen [6]) und Ungarn (ein Exemplar nach Naue) [7]).

1) Fundb. a. Schwaben VI S. 3.

2) Westd. Zeitschr. V Taf. I 20; auf unserer Tafel Fig. 24, 25.

3) Mortillet Taf. LXXXVIII 1056.

4) In der Sammlung Nessel sind, so viel ich mich erinnere, nur drei Stück; eine angeblich bei Strassburg gefundene liegt im Museum zu Donaueschingen.

5) Regensburg etc., vgl. v. Tröltsch, Fundstatistik S. 37.

6) Richly, Bronzezeit in Böhmen T. XVI 8, Taf. L 11.

7) Neben diesen grösseren „Radnadeln“ begegnet auch eine kleinere und abweichende Form (Fig. 25), in der Schweiz z. B. bei Auvernier (Gross, Protohelvètes

Mit diesen Erzeugnissen des Westens und der Rheinpfalz sind aber auch Gegenstände des schweizerisch-italischen Typus, die die Kultur des Rheinthales stark beeinflussten, in das Innere Württembergs gelangt, wie die oben genannten Querbeilchen aus der Gegend von Stuttgart und Ellwangen, ein stark eingezogener Kelt in den Limpurger Bergen (Mus. Stuttgart), Messer mit kurzer Griffangel (Fig. 9) von Cannstatt, Münster und Ensingen bei Vaihingen a. d. E. (Mus. Stuttgart) und manches andere, während die im ganzen selteneren Albfunde schweizerisch-italischen Charakters wohl eher von der Bodenseegegend her Eingang fanden.

Auf demselben Weg, auf welchem Formen des mittleren Rheinthals bis in das Donauthal gelangten, kamen umgekehrt aber auch Typen des Ostens nach dem Westen. So begegnen Schwerter ungarischer oder bayrischer Form z. B. bei Cannstatt und Neckarweihingen (Mus. Stuttgart), Worms (Mus. Wiesbaden), Mainz (Lindenschmit, Alt. h. Vorz. I 1 Taf. 2, 5). Die wie die Absatzkelte dem Ende der älteren und der mittleren Bronzezeit angehörigen Palstäbe mit in der Mitte spitz zusammenlaufenden Rändern, die in Ungarn zu Hause sind und sich von da durch Österreich, Böhmen, das Donauthal aufwärts bis in die Gegend von Sigmaringen verfolgen lassen [1]), finden sich nach Südwesten bis in die Nähe des Bodensees (Depotfund von Ackenbach). Nach Nordwesten zu begegnen sie öfters in der Oberpfalz, z. B. in dem Depotfund von Altenried und bei Parsberg [2]) und, zum Teil durch den von Westen kommenden Absatzkelt modifiziert, in Mittelfranken [3]). Aus Thüringen wird ein versprengtes Stück von Naue (Bronzezeit S. 65 Anm. 3) erwähnt. Weiter gegen Westen fehlen bisher gesicherte Beispiele; ein solches des Darmstädter Museums

---

pl. XXI 32), am Bodensee vom Weiherried (Mitt. d. ant. Ges. Zürich XXII 2 Taf. XIX fig. 20, 21) und Bregenz (Mus. Konstanz, vgl. Fundb. a. Schwaben VI S. 14), in Tyrol bei Kaltern (letztere nach J. Naue's Mitteilung). Wie diese Form mit der ersteren zusammenhängt, lasse ich einstweilen dahingestellt. Auch die Entstehung der „Radnadel" ist noch unsicher, sei es, dass sie aus den häufigen Ösen- oder Rollennadeln der Pfahlbauten mit eingehängten Scheibchen und Rädchen hervorging, wie schon E. Rautenberg, Jahresb. d. wiss. Anstalten zu Hamburg 1883 S. 85 vermutete, oder aus den grossen Scheibennadeln, wie sie in Wallis, Hannover etc. (vgl. Lindenschmit, A. h. V. II H. III Taf. IV, 2—4) erscheinen, die öfters mit Radzeichnungen verziert sind, vgl. A. Voss, Zeitschr. f. Ethn. 1898 S. (221).

1) Beispiele aus Ungarn etc. siehe Naue, Bronzezeit S. 65, aus Böhmen Richly, Bronzezeit in Böhmen T. IV 2, IX, XV 2, XXX, LII 4, 20. Ähnlicher Art ist auch ein Kelt der Karlsruher Bronzensammlung, Katalog Nr. 769, welcher aus Dacien stammen soll.

2) Hager, Katalog d. bayr. National-Mus. IV Taf. VII 6, Scheidemandel, Hügelgräberfunde bei Parsberg 1886 Taf. III 1, IV 12.

3) z. B. Depot- oder Gussstätten-Fund bei Windsbach, Pr. Bl. IX Taf. I.

ist unbekannten Fundorts. In Italien, der Schweiz und Frankreich kommt diese Form jedenfalls nicht vor[1]). Denselben Weg dürften auch gewisse spätbronzezeitlichen Fibelformen (vgl. Fig. 26 und 27) und Kleiderhaften genommen haben, welche Undset, Präh. Bl. I S. 63 f. (cf. S. 79) kurz behandelt hat. Beispiele liegen vor aus dem Hohenloheschen[2]), Rheinpfalz und Rheinhessen. Das Gemisch der verschiedenen Typen in der Rheingegend veranschaulichen z. B. deutlich die Funde von Heidesheim (Rheinpfalz), wo neben Fibeln dieser Art[3]) echte kugelige Pfahlbaunadeln der Westschweiz vorkommen[4]).

Dass von beiden Strömungen die westöstliche, welche die selbständige Kultur des mittleren Rheinthales nach Osten trug, zeitweise in dieser Gegend die stärkere war, zeigt die Verbreitung der Radnadel sowie das Fehlen gewisser in Mittelfranken häufiger Formen weiter westlich. Von Depotfunden aus diesem Zwischengebiet enthält derjenige von Osterburken (Gussstätte?, Mus. Mannheim) leider nur wenig charakteristische Stücke und der von Dietenhan bei Wertheim[5]) ist nicht mehr erhalten. Der Depotfund von Vaihingen a. d. Enz mit seinen fünf stark geschweiften Flachkelten gehört noch der älteren Bronzezeit an.

Radnadeln und Absatzkelte eroberten sich aber noch ein zweites Verbreitungsgebiet in nordöstlicher Richtung. Nicht nur dass sie das Mainthal entlang zogen und sich über die nördlichen Ausläufer des Odenwaldes verbreiteten[6]), lassen sie sich vom Mittelrhein aus in grosser Stärke durch die fruchtbare Wetterau verfolgen in das Gebiet der Fulda (Mus. Giessen und Kassel) und die Weser hinab über Hannover, wo das Provinzialmuseum Dutzende derselben besitzt, bis an die Elbmündung und an die cimbrische Halbinsel[7]). Sie bezeichnen offenbar die westliche Karawanenstrasse des Bernsteinhandels, wie auch die zahlreichen Bernsteinfunde in den bronzezeitlichen Gräbern längs dieser Zone bestätigen. Am Rhein angekommen, gabelt sie sich, um nach Westen in das Seinegebiet, nach Süden längs der Rheinebene nach der Schweiz und Italien zu führen. So verstehen wir erst die besondere Blüte und selbständige

1) Drei Exemplare des Museums in St. Germain, angeblich aus Vaucluse (Orange), sind ohne Zweifel verschleppt.

2) Keller, vicus Aurelii Taf. V 14, cf. ein Exemplar von der Münsinger Hardt im Mus. Stuttgart.

3) Lindenschmit, A. h. V. I 9 Taf. 3, 2.

4) Lindenschmit, A. h. V. II 8 Taf. 2, 4.

5) Kunstdenkmäler d. Grossh. Baden IV S. 132 (E. Wagner).

6) Vgl. den Absatzkelt von Lichtenberg bei Höchst, Mus. Darmstadt, ähnlich Fig. 22.

7) Vgl. Rautenberg, Jahresb. d. wiss. Anstalten Hamburg 1883 S. 84 f.

Entwicklung der fruchtbaren Gegenden am Mittelrhein, sowie das Vorkommen vereinzelter nordischer Formen längs dieses Weges, ebenso die Häufigkeit schweizerisch-italischer Tauschware.

Auch das Vordringen der Radnadeln und Absatzkelte in östlicher Richtung hängt vielleicht mit einem ähnlichen Handelsweg zusammen. Ein Blick auf die archäologische Karte Badens und Württembergs zeigt eine auffallende Anhäufung von vorrömischen Grabfunden in einem schmalen Streifen von der Rheinebene südlich der Neckarmündung durch das Neckarhügelland in der Richtung auf den Zusammenfluss von Jagst und Kocher und von da längs der „Hohen Strasse“ zwischen diesen beiden Flüssen bis in die Gegend von Niedernhall, Kirchberg, Brettheim etc., Grabhügelgruppen, welche zudem eine merkwürdige Kontinuität der Besiedelung von der ausgehenden Steinzeit an verraten [1]). Bietet diese Route auch den besten Weg von der Rheinebene nach dem oberen Tauberthal bezw. durch die Vermittelung der Brenz, Egge, Wernitz und Altmühl nach dem Donauthal, so dürfte diese auffallend dichte und kontinuierliche Bevölkerung doch auch mit dem Salzreichtum des Kocherthals zusammenhängen, wie schon Keller vermutet hat [2]). Wie gesucht diese Salzquellen und Salzgruben waren, zeigt ja deutlich der Umstand, dass bei Beginn der historischen Zeit grosse Völkerstämme im Kampf um dieselben lagen, so im I. Jahrhundert n. Chr. die Hermunduren und Chatten und später die Alemannen und Burgunder. Das Salz wurde wohl auf dem Flussweg nach dem Rhein transportiert und verhalf diesen Gegenden zu einem gewissen Wohlstand, wie ähnliche Verhältnisse im Salzkammergut bei Hallstatt, im Gebiet der Saale [3]) und im Bernsteinlande nachgewiesen sind.

Fassen wir zum Schluss noch kurz die Äusserungen lokaler Metallindustrie ins Auge. Solche sind gesichert zunächst für die Bodenseegegend durch Gussbrocken in den kupfer- und bronzezeitlichen

1) Auf steinzeitliche Reste in den Grabhügeln von Walldorf, Sinsheim, Ehrstädt, Rappenau habe ich schon Fundb. a. Schwaben VI S. 27 hingewiesen. Das gleiche gilt von den von Ganzhorn u. a. in der Gegend von Jagstfeld ausgegrabenen Hügeln (vgl. Württemb. Franken VI S. 297 (Funde Mus. Stuttgart), sowie von zahlreichen zwischen Jagst und Kocher gelegenen (vgl. Keller, vicus Aurelii S. 2, 3, 59). Bronzezeitliche Überreste sind gefunden in den Grabhügeln bei Dühren („3 Bückel“), Kirchardt, Binau, Rappenau, Bonfeld, Neckarmühlbach, Jagstfeld und zahlreich zwischen Kocher und Jagst (vgl. Keller, vicus Aurelii Taf. V und VII). Ausserdem enthält ein grosser Teil dieser Gräber Bestattungen aus der Hallstatt- und La Tène-Periode.

2) Vgl. auch Württ. Viertelj. III (1894) S. 3 (K. Weller).

3) Vgl. Arch. f. Anthr. 1899 S. 37 Anm. 5 und S. 38 Anm. 1.

Pfahlbauten bei Konstanz, Staad, Unter-Uhldingen, Sipplingen, Maurach, Bodman, durch halbfertige oder beim Guss mangelhaft ausgefallene Stücke[1]), sowie eine Gussform für ein meisselartiges Werkzeug[2]) in der bronzezeitlichen Station Bodman, welche keinen Zweifel an den selbständigen Metallarbeiten der Pfahlbauern des Bodensees lassen[3]). Die Formen stimmen aber vollständig mit denen der benachbarten Schweizer Pfahlbauten überein, wenn auch gelegentlich leichte Beeinflussung vom Donauthal her erkennbar ist.

Weiter nördlich haben wir im Rheinthal an der Neckar- und Mainmündung, wo sich die südlichen und westlichen Einflüsse kreuzen, Regungen selbständigen Schaffens beobachtet, welche sich namentlich in der Erfindung der Radnadel äussern[4]). Östlich des Schwarzwaldes finden wir auf der Hochebene der Alb eine reich entwickelte, im wesentlichen aus dem Donauthal, gelegentlich aber auch vom Neckar und Bodensee her beeinflusste Kultur, die offenbar von grosser Wohlhabenheit zeigt, nirgends aber zu namhafteren selbständigen Weiterbildungen geführt hat.

In dem Gebiet zwischen Jagst und Main, in Franken, wo sich die westliche und die Donaukultur treffen, begegnen wir Mischtypen wie die Kelte Pr. Bl. IX Tafel I. 5 (Fig. 23) und auch andere selbständige Schöpfungen, auf welche wir aber nicht näher eingehen können.

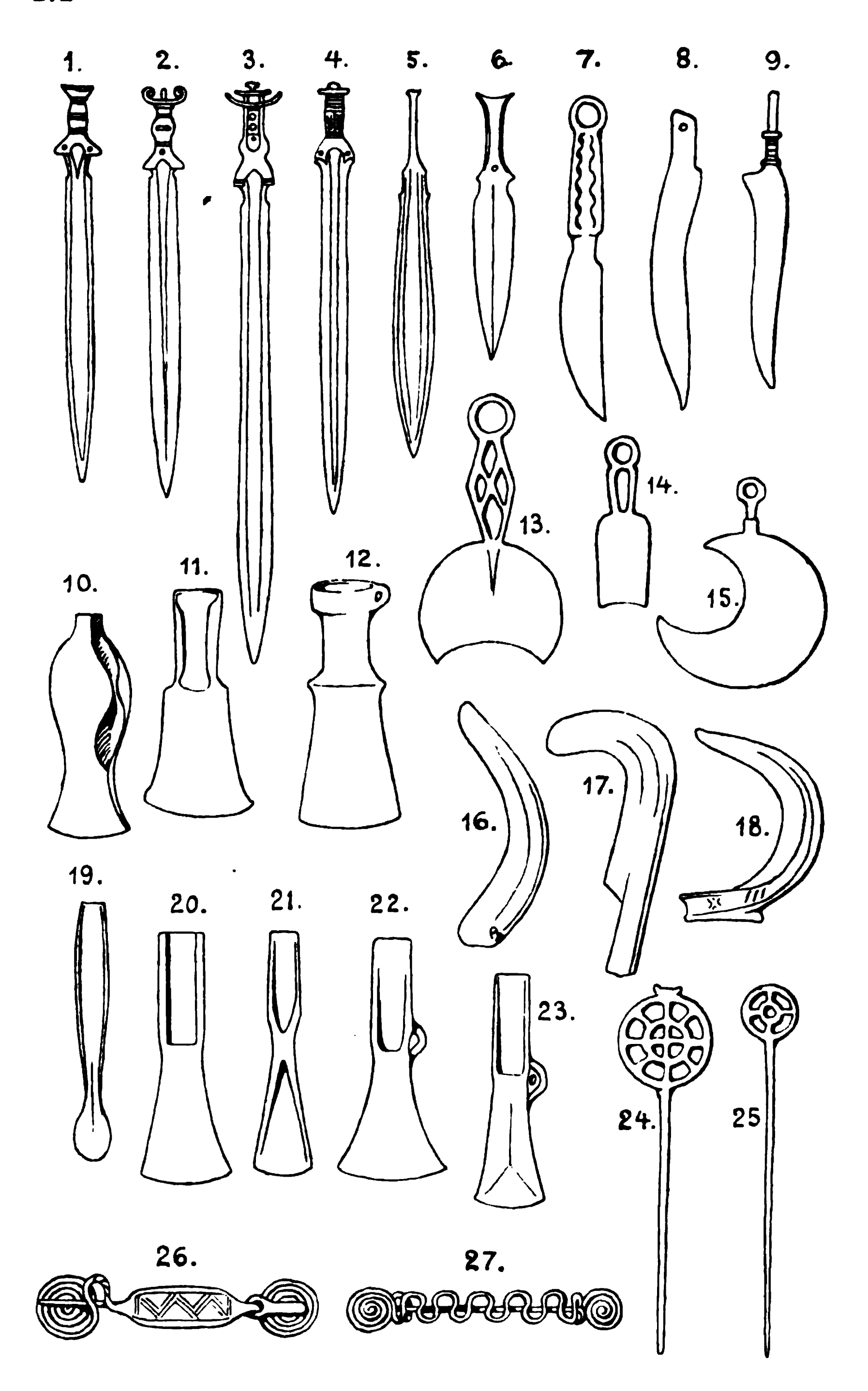
Lassen sich so vorerst auch nur schwache Umrisslinien dieser archäologischen Provinzen der Bronzezeit erkennen, so werden die Details mit dem Zuströmen neuen Fundmaterials und bei allgemeinerer Veröffentlichung der bisherigen Funde (namentlich in Zeichnungen) allmählich immer klarer hervortreten und uns die Grundbedingungen der allmählichen Entwicklung dieser Gegenden lehren. Um dies Ziel aber zu erreichen, bedarf es der thätigen Mitwirkung aller in diesen Gegenden grabenden und forschenden Kräfte.

1) Vgl. Leiner, Fundb. a. Schwaben VI S. 14.

2) Veröff. d. Karlsruher Sammlungen II (1899) Taf. II 14 (S. 34).

3) Vgl. auch die bei Lindau gefundenen Gussformen für Schmucknadeln, Anthr. Corrbl. 1874 VII 53 und Fundb. a. Schw. V S. 27, 10.

4) Vgl. auch die Gussform zu einem Kelt aus Hessen (Lindenschmit, A. h. V. II H. XII Taf. 1. 4).


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25
26.
27.

Die Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg.

Von

Karl Helm.

Nachtrag.

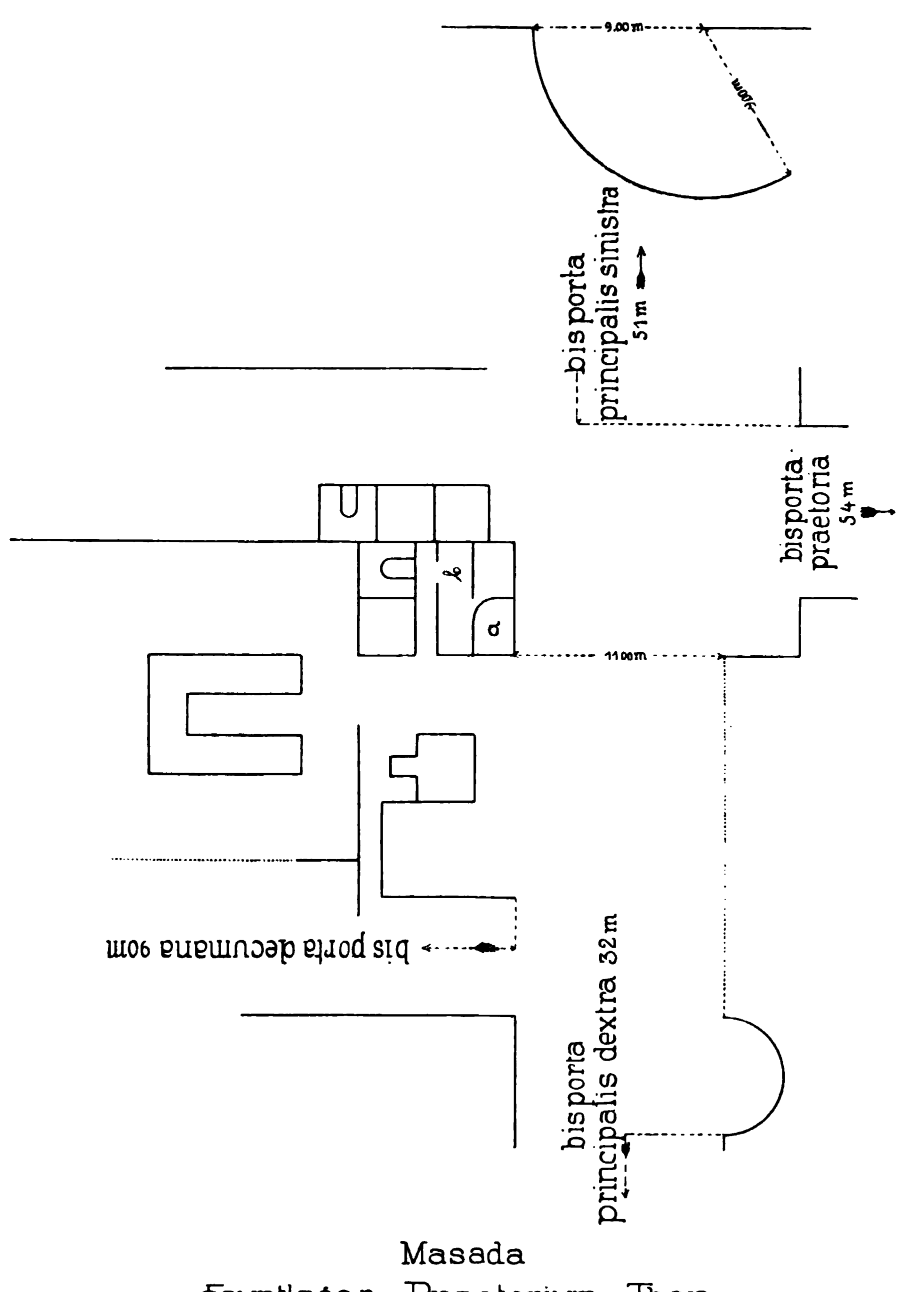
Zu der in Band VII der Jahrbücher abgedruckten Legende von Udo von Magdeburg sind einige Berichtigungen und Bemerkungen nachzutragen. Ich verdanke einen grossen Teil derselben der Güte des Herrn Professor Singer in Bern, was ich jeweils durch ein zugesetztes S. kenntlich mache.

v. 128 lies: *gevnreint.* — 284 lies: *gevar.* — 562 Anführungszeichen geschlossen. — 608 lies: *in.* — 654 lies: *sein.* — 763 lies: *maermelstein.* — 792 lies: *chöm.*

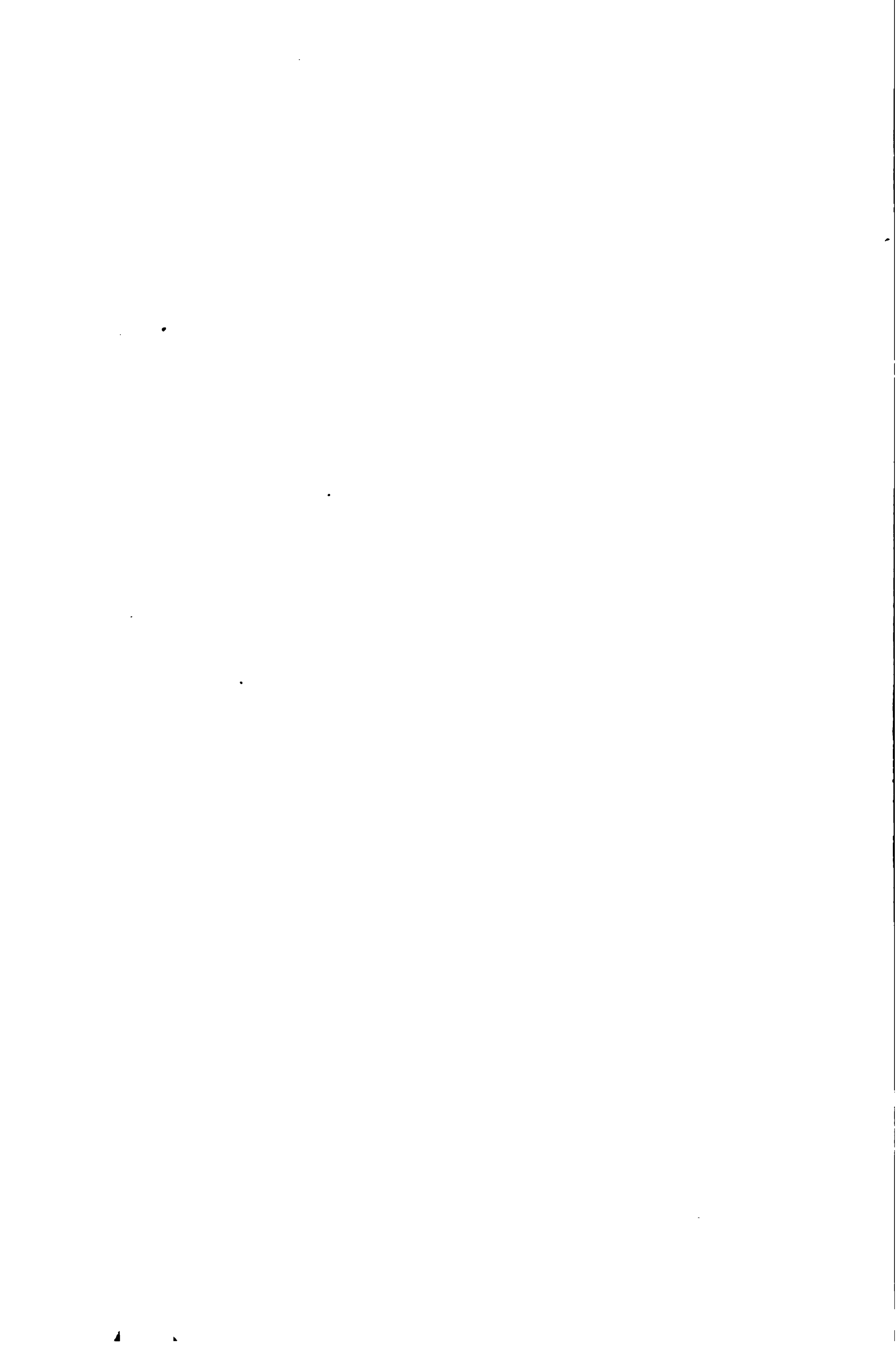
---

v. 27 lies: *nunnen* (S.). — 39 Ergänzung überflüssig (S.). — 51 *geholfen* ist Particip in der Bedeutung „behülflich" statt gewöhnlichem *beholfen* (S). — 67 *erczpistums* wohl zu streichen (S.). — 79 Ergänzung überflüssig (S.). — 94 bevorzugt S. die Lesart der Hs. — 103 *herczpisch* ist vielleicht zu lassen, vgl. Bistum, Bismarck (S.). — 114 fasst Singer *chust* als „Ausgabe." Dies würde dem Sinne nach im Verse selbst wohl genügen, aber zu v. 117/8 doch weniger passen. — v. 133—135 interpungiert S.: *chloster* .... *chunden* und lässt die Klammer weg, wodurch indes der Zusammenhang auch nicht viel gewinnt. v. 134 schlägt S. vor, statt *lost er: ost er* zu lesen, von *oesen* berauben. Dadurch ergäbe sich eine scherzhafte Etymologie von Osterholz. Ausserdem macht S. darauf aufmerksam, dass nicht weit von Osterholz ein Kloster Lilienthal liegt, das vorher Falkenhagen hiess (Oesterley, hist.-geogr. Wörterbuch 396 b), und vermutet eine Verwechslung. Letzteres anzunehmen ist nicht nötig. Der Verfasser kann sehr wohl die thatsächlichen Verhältnisse gekannt haben, aber auf genaue historische Angabe kommt es

ihm nicht an. Er verwendet eben die beiden ihm passenden Namen. — 162 die Lesart ist unverständlich (S). Derartige Umschreibungen mit *phlicht* sind indes häufig. — 230 muss wohl *ainen* gelesen werden (S). 258 lies: *manig* (S). — 270 vielleicht *auf seim haupt* im Interesse des Verses zu streichen. Doch zeigt v. 300, dass dem Verfasser an solchen langen Versen nichts gelegen ist. — 291 S. will das *er* der Hs. beibehalten. — 323 will S. nach 326 stellen. Die Umstellung ist aber nicht nötig. — 357 das Gerichtsverfahren mit Frage, Urteil, Folge ist für das Corpus juris poeticum zu notieren (S.). — 507. 508 Die Umstellung ist nicht nötig, da *dann* auch nach einem Positiv stehen kann (S.). Es ist aber vor allen Dingen der Übergang *dar zw* der viel natürlicher klingt, wenn die Verse umgestellt werden. — 564 *pucz* ist hier femininum, ebenso 661, wo *dâ ze puzzen in* zu lesen ist. 565 muss deshalb geändert werden, S. vermutet *hut* statt *het*, ohne davon ganz befriedigt zu sein. Ich ziehe vor, *die* statt *der* zu lesen. — 566 lies *da* statt *daz*, welches durch das folgende *waz* veranlasst ist (S.). — 574 *vliezzenden* zu streichen (S.). — 601 ist doch wohl *gewerchet* zu lesen, vgl. *worhte einen sun* Genes. Fundgr. II 43, 21 (S.). — 602 liest S. *immer* „für immer." — 608/9 Punkt nach *gevie*, aber keiner nach *mund* (S). — 615 lies: *lege* und tilge das Anführungszeichen nach 614 (S.). Die Rede erstreckt sich bis zu v. 622 incl. — 678/9 S. setzt das Semikolon erst nach 679. — 707. S. setzt das Semikolon erst nach *drin* in 708. Ich glaube jedoch, dass der zweite Halbvers von 708 mit dem ersten eng zusammengehört. — 710 *sich vermâzen* (S.). — 713 Ergänzung unnötig (S.). — 763 wohl *schaumt* (S.). Ich ziehe das von mir in der Anm. gegebene *scheimt* vor.



Masada
Hauptlager: Praetorium u. Thor.



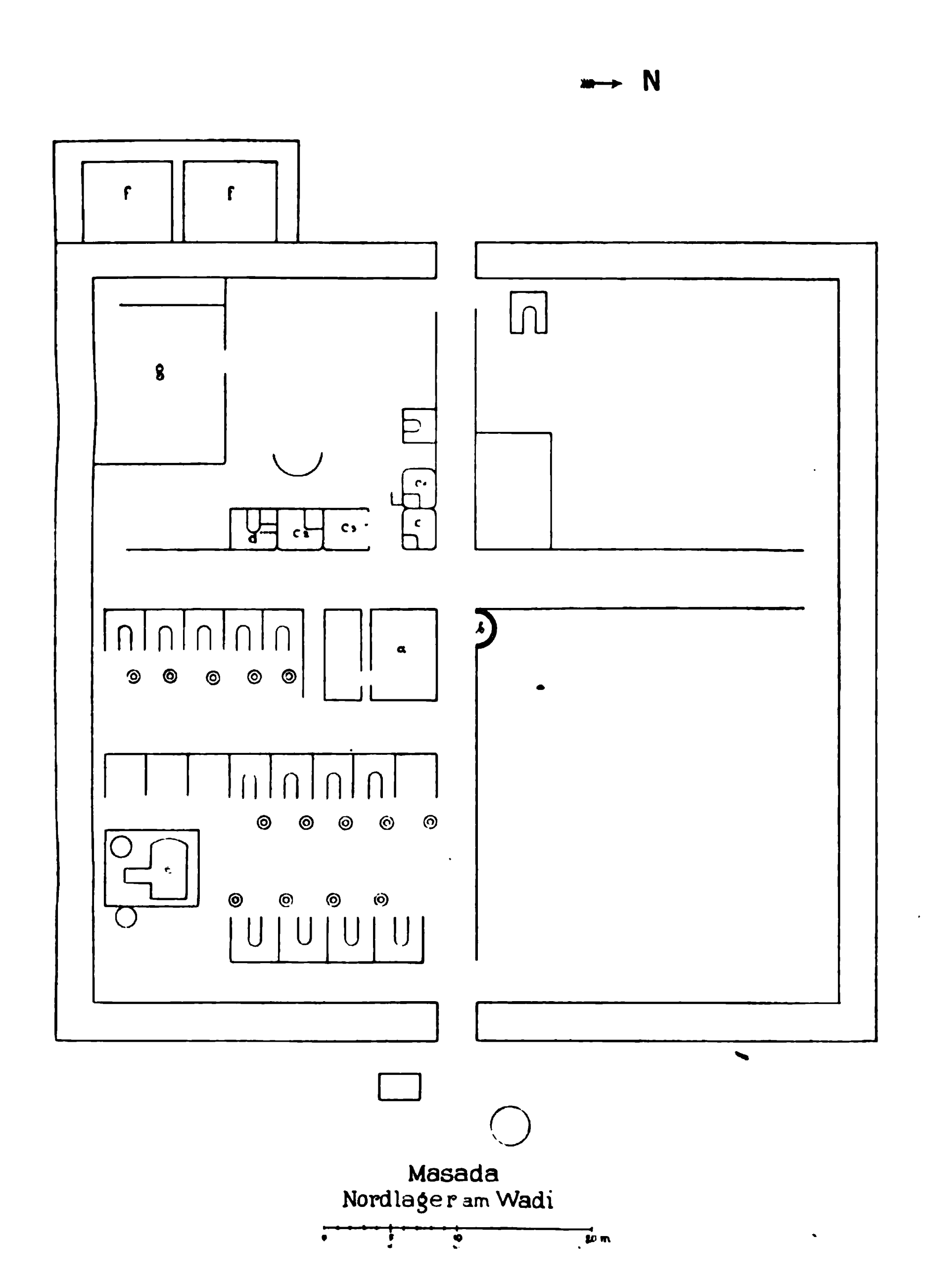

N
f
f
g
a
c
c
Masada
Nordlager am Wadi



Fig. 1.

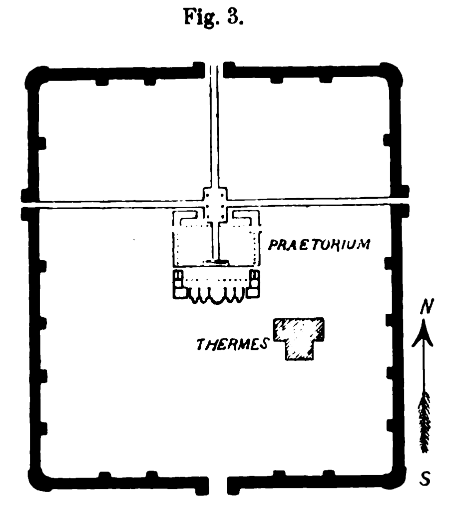
Cohors prima
Legio II
Via vicinaria
Ala quingenaria
V
Ala quingenaria
IV
Ala quingenaria
III
Equites singulares
Cohors praetoria
IV
Cohors praetoria
III
Officiales
praetorium
Aug.
Trib.
Statio
Comites
Cohors praetoria
I
Cohors praetoria
II
Equites praetoriani
Ala quingenaria
I
Ala quingenaria
II
Via vicinaria
Cohors prima
Legio I
Via principalis
Schola leg II
Scamnum legat leg tribuni coh pr
Scamnum tribunorum praefectorumque
Schola leg III?
Scamnum legat leg
Schola leg I
Scamnum tribunorum praefectorumque

Fig. 2.

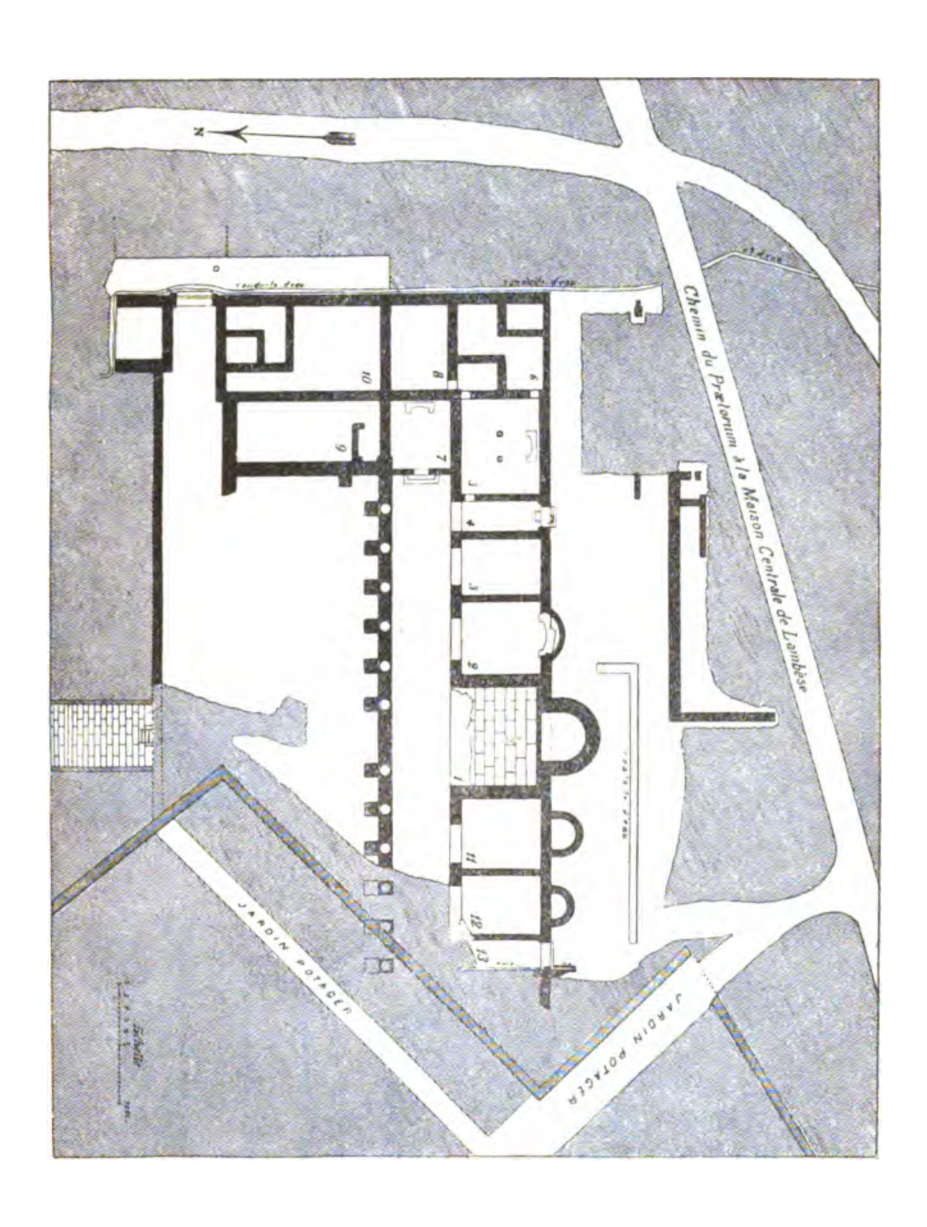
Butzbach

10 0 10 20 30 40 50 m

Fig. 3.






N
Chemin du Prætorium à la Maison Centrale de Lambèse
JARDIN POTAGER
JARDIN POTAGER



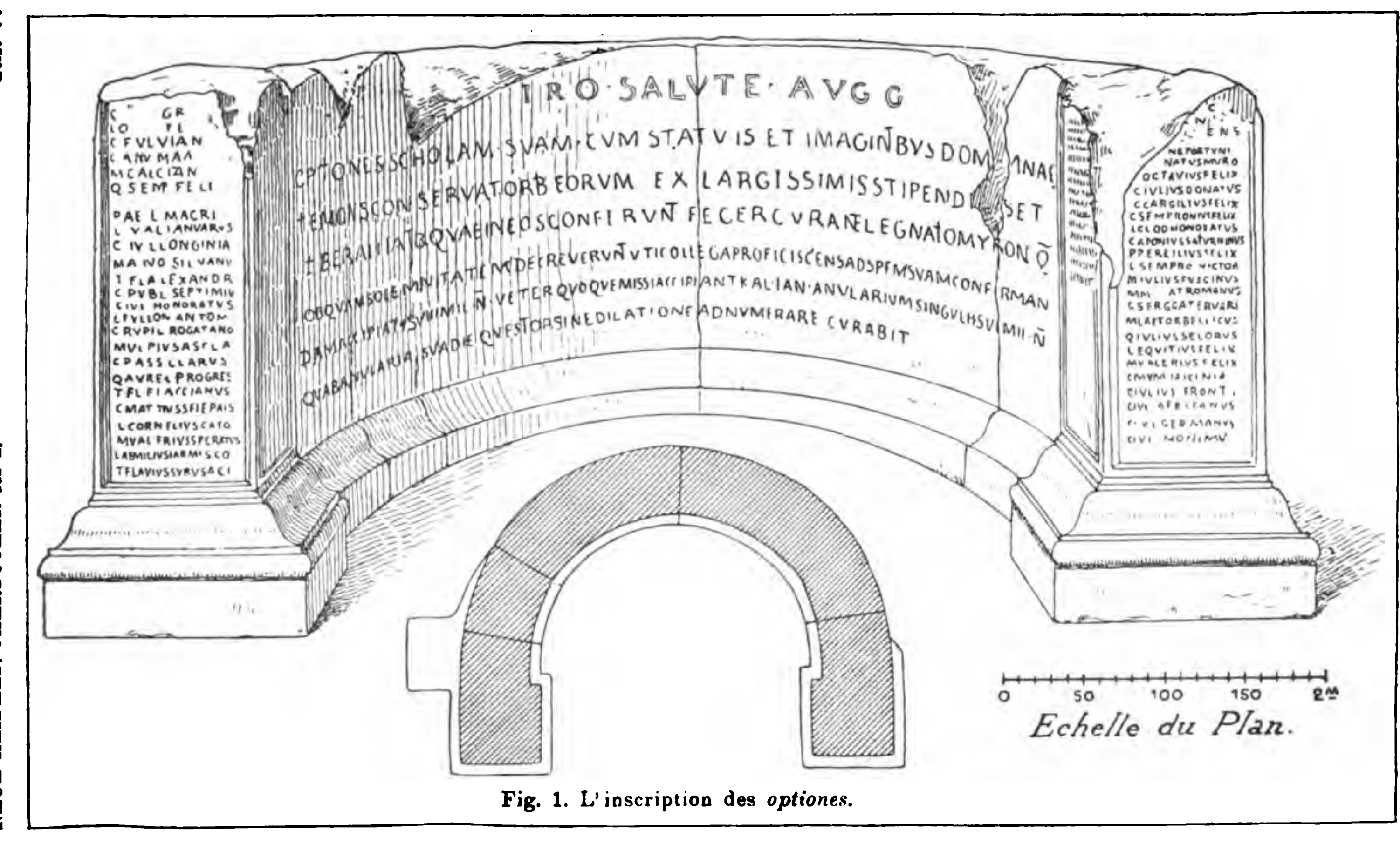


Fig. 1. L'inscription des *optiones*.

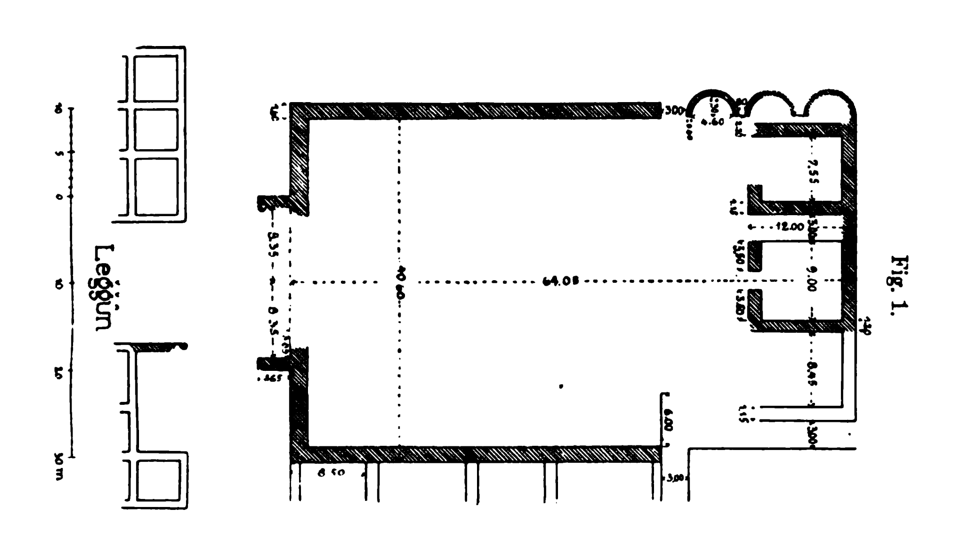


Fig. 1.

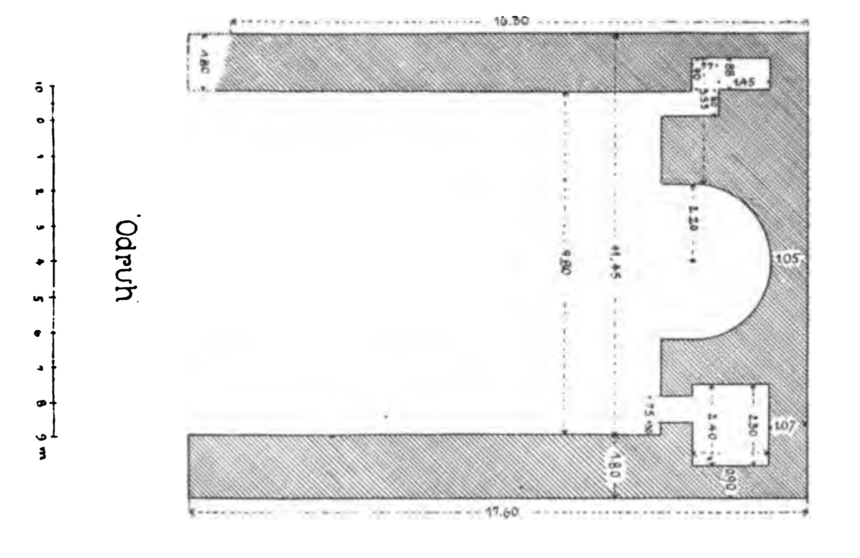
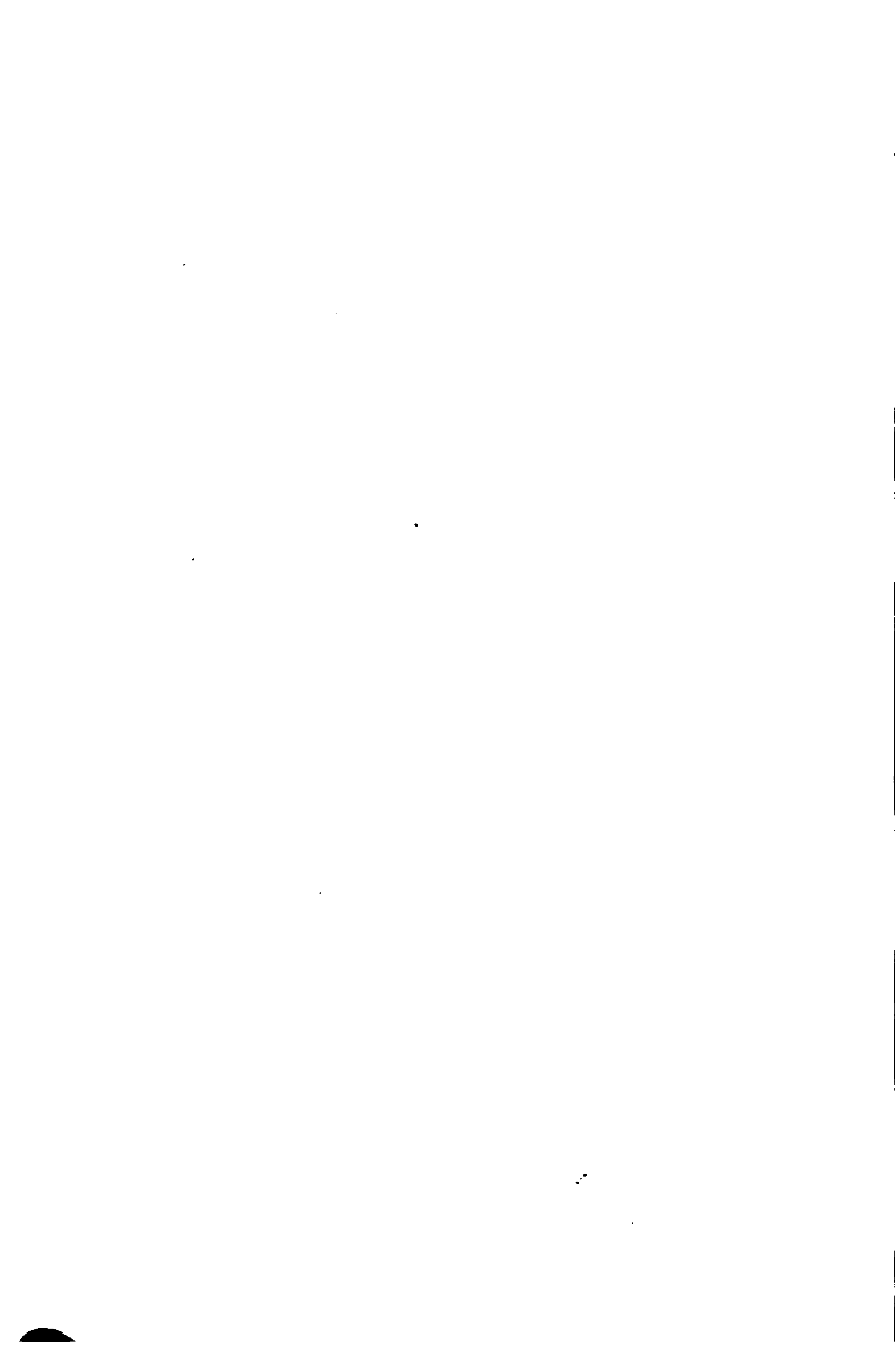
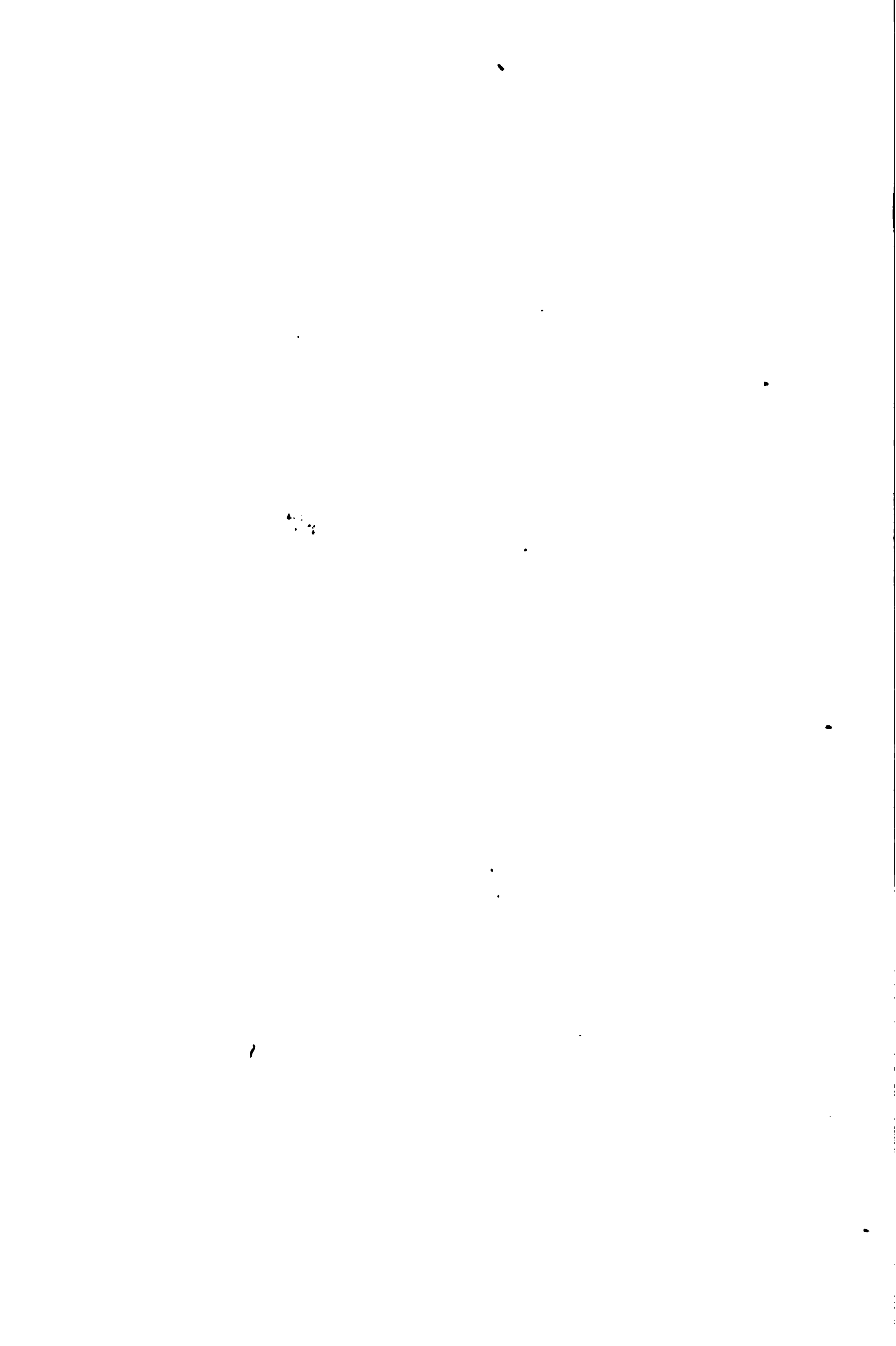


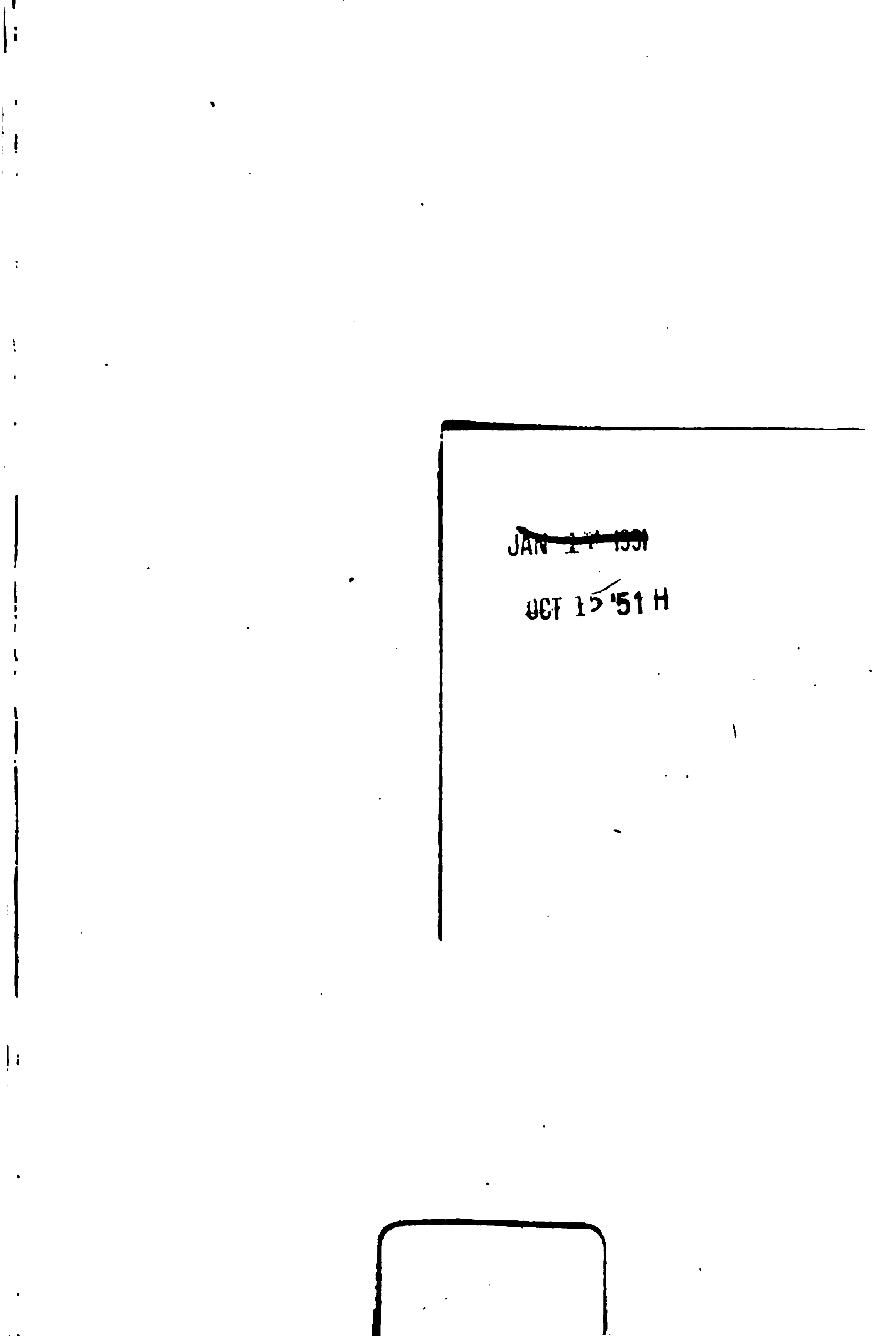
Fig. 2.

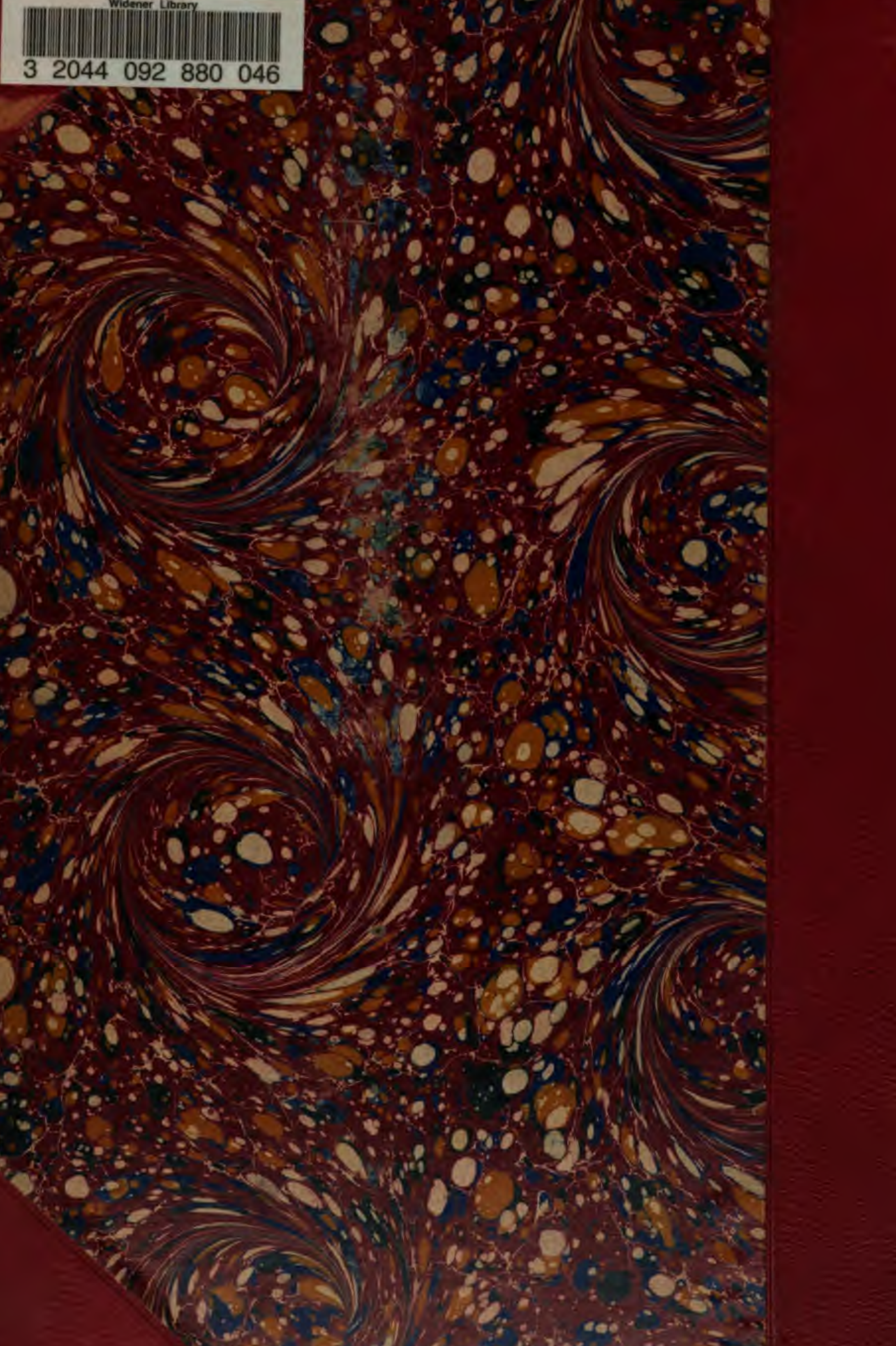









OCT 15 '51 H


Widener Library
3 2044 092 880 046